This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

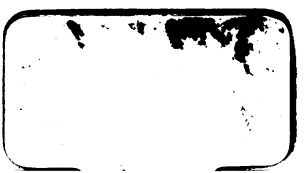
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

FJ 337 A.1



Der

breite Weg und die enge Straße.

Eine Familiengeſchichte

von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Erſter Band.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1877.

Das Ueberſetzungsrecht dieſes Werkes in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Mainz, Druck von Florian Kupferberg.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Die erste Generation.

Erstes Kapitel 3
Zweites Kapitel 12
Drittes Kapitel 30
Viertes Kapitel 58
Fünftes Kapitel 102
Sechstes Kapitel 109

Die zweite Generation.

Erstes Kapitel 123
Zweites Kapitel 137
Drittes Kapitel 147
Viertes Kapitel 155
Fünftes Kapitel 174

Frühlingsleben.

Erstes Kapitel 187
Zweites Kapitel 204
Drittes Kapitel 217
Viertes Kapitel 241

Seite

Gewittertage.

Erstes Kapitel 257
Zweites Kapitel 276
Drittes Kapitel 291
Viertes Kapitel 302
Fünftes Kapitel 328

Die erſte Generation.

Erstes Kapitel.

Ein rauher Novemberabend. Regen und Sturm brauste und sauste um die Wette. Wagen rollten so rasch wie die Pferde zu laufen vermochten durch die breiten Gassen der Residenz. Einzelne unglückliche Fußgänger erkämpften sich mit zerbrochenen Schirmen und zerzausten Mänteln ihren Weg. Wer nicht gezwungen war der Wuth der Elemente zu trotzen, blieb daheim, und wer in seinen vier Wänden saß und die donnernden Windstöße hörte, fühlte sich mit Behagen in Sicherheit.

In Sicherheit war auch die Baronin Erting, denn sie saß in ihrem angenehm erwärmten und erleuchteten, bequem und elegant eingerichteten Zimmer . . sie saß auf Polstern, die mit dem schönsten Lyoner Seidenstoff überzogen waren, und ihre Füße ruhten auf dem schönsten Brüsseler Teppich. Nichts weniger aber als Gefühle des Wohlbehagens gab sich bei ihr kund. Sie sah fieberhaft erregt aus. Es war zehn Uhr Abends und sie war im Morgenanzug. Sie trug ein braunes Cachemirekleid und eine Jacke von braunem Sammt mit

Schwanpelz besetzt. Diese Jacke knöpfte sie bald fest am Halse zu und bald warf sie dieselbe vom Nacken zurück, je nachdem Frost und Hitze bei ihr zu wechseln schienen. Sie betrachtete unaufhörlich bald mit prüfendem, bald mit starrem Blick zwei Photographien, die vor ihr auf dem Tische lagen: ihre eigene und die eines jungen Mädchens. Ihr Bild war das einer schönen Frau. Sie galt dafür in der Welt. Reiches braunes Haar, große dunkle Augen, schöne Zähne, eine kleine doch elegante Gestalt, stets ein Anzug, der nicht vortheilhafter gedacht werden konnte: dies Alles machte ihre Erscheinung blendend; — einnehmend nicht. Die Stirn, die senkrecht von der Nase zu den Haarwurzeln aufstieg, verrieth ungewöhnlichen Eigensinn, und um den Mund war jener unbeschreibliche und unverkennbare Zug, den die Redseligkeit gibt. Selbstverständlich betrachtete Baronin Erting ihre Photographie mit Wohlgefallen, während jeder Blick, den sie auf das Bild des jungen Mädchens warf, von einem Zeichen der Mißbilligung begleitet war.

Da fuhr ein Wagen vor, ein zweiter und ein dritter. Sie kommen! sprach die Baronin halblaut, schlug mit nervöser Hast den Deckel eines Kästchens zu, in welches sie die Photographien warf und betrat den kleinen Salon, der an ihr Zimmer stieß. Dort ging sie ein Paar Mal auf und nieder, und dann den drei Damen entgegen, für welche sich die Thür öffnete.

„Das nenne ich treue Freundinnen," rief sie mit großer Lebhaftigkeit und zärtlichem Händedruck; „Ihr schenkt mir armen, durch die Grippe eingesperrten Klausnerin den Abend, den Ihr ohne Zweifel in einer angenehmeren Gesellschaft zubringen könntet."

„Liebe Eugenia, unter allen Umständen ist es mir eine Freude Dich zu besuchen," versetzte Gräfin Melanie ebenfalls sehr zärtlich; „doch gestehe ich offen, daß die Mittheilung der überraschenden Neuigkeit, welche Dein Einladungsbillet verheißt, mich heute magnetisch zu Dir zog."

„O meine ehrliche Melanie! wie liebe ich diese kindliche Offenheit," sagte Baronin Erting gerührt.

„Ach, diese Neuigkeit! was wird das sein! ich bin blasirt über Neuigkeiten, die doch weiter nichts sind als alte, sich stets wiederholende Geschichten, Scenen aus dem Leben . . . nicht wahr, Eugenia?" rief Gräfin Fanny und ließ ihren Fächer rauschen.

„Dennoch wirst Du erstaunen, beste Fanny und aus der Blasirtheit herausfallen," entgegnete Eugenia schalkhaft.

„Nun so sprich!" rief Baronin Juliette ungeduldig; „da Du uns auf eine Neuigkeit eingeladen hast, so versteht es sich, daß wir gespannt sind sie zu erfahren."

„Wohlan!" sagte Eugenia, „meine Neuigkeit ist diese: Veldegg hat sich verlobt."

„Wie . . . . was . . . . wann . . . . Veldegg

. . . . unser Veldegg . . . . Emerich Veldegg!" . . . . riefen die drei Freundinnen grenzenlos überrascht.

„Ja, Emerich Veldegg," wiederholte Eugenia.

„Aber mit wem . . . . aber wo und wann! . . . und so still . . . . so rasch! . . . wer ist die Braut?"

„Er war verlobt mit Fräulein Hildegund von Althaus," erwiederte Eugenia.

„Hildegund von Althaus! . . . ein Name aus der Provinz," sagte Gräfin Melanie; — Gräfin Fanny aber vergaß alle Blasirtheit, klatschte vergnügt in die Hände und rief:

„Dies wird immer schöner! Veldegg war verlobt, wie Du sagst, Eugenia; folglich ist er es nicht mehr und die Sache ging zurück."

„Im Gegentheil, liebste Melanie, sie ging einfach vorwärts. Veldegg war verlobt und ist vermält. Heute ist sein Hochzeitstag."

„Vermält! Veldegg! ist es möglich!" sagte Gräfin Melanie und wiegte nachdenklich ihr schönes Köpfchen.

„Nicht nur möglich, sondern gewiß: eine vollendete Thatsache!" versetzte Eugenia; „es treten die meisten Menschen in die Ehe . . . . also auch Veldegg."

Gräfin Fanny klopfte mit ihrem Fächer gebieterisch vor Eugenia auf den Tisch und rief:

„O keine Betrachtungen! Thatsachen, Thatsachen wollen wir hören. Erzähle, Eugenia . . . . und zwar von Anfang an Alles ganz genau."

„Es gibt nicht viel zu erzählen," entgegnete Eugenia; „die Sache machte sich überraschend schnell."

„Als ein zweiter Cäsar kam er, sah und siegte!" warf die belesene Juliette ein.

„Vielleicht wurde er besiegt," sagte Melanie.

„Aber laßt doch Eugenia erzählen!" rief Fanny ungeduldig.

„Vor etwa sechs Wochen wurde Veldegg schleunigst nach Carlsbad gerufen. Die Tante, die ihn zum Erben eingesetzt hat, war dort von einem tödtlichen Schlaganfall getroffen. Er fand sie noch am Leben, ja ihr Zustand schien eine gute Wendung zu nehmen, doch nach acht Tagen trat ihr Tod ein. In diesen acht Tagen lernte Veldegg die Baronin Althausen kennen, die mit ihrer Nichte in demselben Hause wie seine Tante wohnte und sich während der Cur mit dieser befreundet hatte. Fräulein Hildegund von Althausen sehen und sich in sie verlieben war das Werk eines Augenblicks; denn während dieser acht Tage erhielt er von der Baronin die Erlaubniß, sie auf dem Lande besuchen und sich um Hildegund bewerben zu dürfen. Nun begleitete Veldegg die sterbliche Hülle seiner Tante nach ihrem Wittwensitz, wo sie in der Schloßkapelle ihre Ruhestätte fand; dann beeilte er sich die Erlaubniß der Baronin Althausen zu benutzen und die Verlobung war schnell geschlossen. Daß ein glühender Liebhaber auf schleunigste Vermälung dringt, ist in der

Ordnung. Fräulein Hildegund's Oheim und Vormund entsprach gern diesem Wunsch. Wie es scheint, freute er sich herzlich der Sorge für das Vermögen und für eine passende Heirath seiner Mündel enthoben zu sein. So fand denn heute im engen Kreise der nächsten Verwandten der Braut ganz still die Vermälung statt, da Veldegg in Trauer, d. h. in Trauerkleidern ist."

„Das ist ja eine romanhafte Leidenschaft!" bemerkte Juliette.

„Ist diese Hildegund schön, jung, reich?" fragte Melanie.

„Ein solcher Dreiklang ist selten und ist nicht zu erwarten!" rief Gräfin Fanny.

„Fräulein Hildegund oder vielmehr Baronin Veldegg, ist neunzehn Jahre alt und hat ein beträchtliches Vermögen," sagte Eugenia.

„Hoffentlich ist sie grundhäßlich!" rief Gräfin Melanie; „denn wäre sie auch noch schön, so hätte Veldegg ein ganz übermenschliches Glück."

„Und müßte à la Polykrates empfinden," setzte Baronin Juliette hinzu.

„Nun, man wird sie ja sehen," sagte Eugenia; „länger als sechs bis acht Wochen soll die Reise nicht dauern."

„Und wohin geht diese Reise?"

„Nach Rom."

„Nach Rom! ich ginge lieber nach Paris!" rief Melanie.

„Nach Rom,“ wiederholte Eugenia. „Veldegg, in seiner liberalen Richtung, ist wie alle Liberale ganz entzückt von dem Papst, der höchst freisinnigen Ansichten huldigen soll.“

„Möge er sie in's Werk setzen und die hungernde Menschheit wird ihn segnen,“ sagte Melanie und faltete andächtig die Hände; „denn es ist eine wahre Marter für mich, meinen armen Mann, der halb verhungert von der Jagd kommt, Freitags mit Mehlbrei und Apfelstrudel abzuspeisen. Ich kann das unmöglich über mein Herz bringen. Er kann nicht leben ohne Fleischspeisen, und da ihm sein Beefsteak nicht munden würde, wenn ich Mehlbrei verzehrte, so muß auch ich der Abstinenz entsagen.“

„Die Frage, ob Beefsteake oder Mehlbrei ist kaum der Erörterung werth,“ nahm Fanny das Wort; „aber die Ehe .... wenn man diese nach freisinnigen Prinzipien in's Auge faßte, — das, beste Melanie, wäre eine Wohlthat für die Menschheit. Dann dürfte meine arme Schwester Adele sich von ihrem Ungeheuer von Gatten trennen und eine neue Wahl treffen, die ihrer Neigung entspricht.“

„Beste Fanny,“ versetzte Juliette, „ein Ehemann ist eine Art von Ungeheuer .... wenigstens zeitweise. Dies kann auch der freisinnigste Papst nicht ändern. Allein er kann dieses und jenes hinweg räumen, was die Ungeheuerlichkeit hervorruft. Welche Noth ich habe,

bis ich meinen Mann zu seiner österlichen Beicht bewege, — das ist namenlos. Freisinnige Prinzipien über die Beicht, o welche Wohlthat für die Menschheit."

„Faßt Euere frommen Wünsche in einer Petition zusammen und laßt sie durch Veldegg dem Papst überreichen," sagte Eugenia ironisch.

Die Gedanken der Damen wendeten sich jetzt wieder dem neuen Ehepaar zu und der Vermuthungen, Voraussetzungen und tausenderlei Betrachtungen war kein Ende. Als es Zwölf schlug, stand Fanny hastig auf und sagte:

„Wir vergessen, daß wir bei einer Kranken sind."

„Schon Mitternacht!" rief Melanie erschreckt. „O weh! Morgen wird mein Mann behaupten, die Pferde hätten den Schnupfen, weil sie ein wenig im Regen stehen mußten."

„Mein Mann behauptet dies nur dann, aber dann regelmäßig, wenn ich den Wagen wegen einer Predigt oder einer feierlichen Function ein wenig vor einer Kirche warten ließ," sagte Juliette lachend.

Sie nahmen zärtlich Abschied von Eugenia und diese sagte schließlich:

„Ich denke es macht Euch Vergnügen, diese unerwartete Neuigkeit morgen zu verbreiten bevor noch die Portezettel eintreffen."

So trennten sich die Freundinnen. Auf der Treppe faßten sich die drei Damen einander eng unter den Arm, stiegen langsam hinab und flüsterten:

„Das war klug, daß er die Sache so geheim hielt und so rasch ausführte."

„Mit einem Schlag hat er die Kette gesprengt, die er sieben Jahre trug."

„Ich glaube nicht an ihre Grippe! sie will nur das erste Gerede der Leute verrauschen lassen."

„Es mag ein furchtbarer Schlag für sie gewesen sein."

„Freilich! . . . aber ein solches Verhältniß kann doch nicht ewig dauern."

„Das Drama, das wir vorhin im Theater sahen, ist fade gegen das Drama, das unter diesem Dache stattfindet."

„Seine Heimkehr mit der jungen Frau — das wird interessant sein."

„Adieu! — Addio! — Auf Wiedersehen!" —

Und die drei Wagen rollten dahin.

Baronin Erting blieb eine ganze Woche unsichtbar für Jedermann, den Baron nicht ausgenommen. Der Arzt habe ihr streng das Sprechen untersagt und die größte Ruhe empfohlen; — so lautete fortwährend der Bescheid, den ihre Kammerfrau auf jede Anfrage gab. Wer sich sehr schnell über ihre Unsichtbarkeit tröstete — das war Baron Erting.

Zweites Kapitel.

Baron Erting nahm sich weder das Unwohlsein noch die Unsichtbarkeit seiner Gattin zu Herzen. Vor zwölf Jahren hatte er Fräulein Eugenia von Bernbach geheirathet, nicht aus Neigung, sondern weil seine Eltern darauf bestanden, daß ihr einziger Sohn sich endlich und endlich vermäle — denn er zählte bereits sechsunddreißig Jahre und alle Hoffnungen des reichen und sehr geschätzten Banquierhauses Erting ruhten auf ihm. Sein Vater war baronisirt und mit Orden bedeckt, stand in Verbindung mit allen Finanzministern Europa's, hatte ein glänzend eingerichtetes Haus, gab Diners erster Ordnung und war in der Gesellschaft so geachtet, wie an der Börse, während seine Gattin mit den elegantesten Frauen der Residenz Schritt hielt. Der einzige Sprößling dieser Ehe war Baron Ignaz. — Selbstverständlich die Wonne seiner Eltern.

„Komm' her, Nazi," sagte der Vater, „ich will Dir ein Rechenexempel aufgeben."

Nazi's Augen leuchteten.

„Wenn Du siebenundsechszig Gulden dreiundfünfzig Kreuzer zu fünf und ein halb Prozent verliehen hast“ ...

„Zu sechs ein halb, Papa,“ schaltete Nazi ein.

„Desto besser .... zu sechs ein halb!“ versetzte lächelnd der Vater; „wie hoch belaufen sich dann die Zinsen in sieben Monaten, drei Wochen und fünf Tagen.“

Und Nazi rechnete zum Entzücken seines Vaters mit Eifer und Glück die Summe aus.

„Nazi,“ sagte die Mutter, „so wild wie andere Buben darfst Du nicht sein. So wüthend herum zu rennen, zu klettern, zu springen, sich zu balgen — das schadet der Gesundheit, dabei kann man den Hals brechen und wenn auch das nicht geschieht, so bekommt man doch rohe, plumpe Manieren, die ganz abscheulich sind.“

Nazi's Anlagen waren der Art, daß sie der Richtung seines Vaters und den Wünschen seiner Mutter entsprachen. Er war ein fleißiger und zahmer Knabe. Nach und nach studirte er Das, was in das Fach einschlug für welches er bestimmt war; — aber nur Das. Alles Uebrige existirte nicht für ihn. Jetzt wünschte freilich seine Mutter, er möge reiten, tanzen, fechten, schwimmen lernen, — das kam jedoch gar nicht in Nazi's Sinn. Jetzt suchte sie ihn freilich für Pferde, für Wettrennen, für Schießübungen, für Jagden, für Waffensammlungen zu interessiren, denn in der Stille ihres Herzens fand sie Nazi unbeholfen und linkisch in seiner Erscheinung und seinem Beneh-

men; sie wünschte ihm eine leichtere, ungezwungene Haltung und mehr Gewandtheit im Salon. Der Vater sagte jedoch:

„Laß' ihn doch ungestört den großen Geschäften sich widmen. Das ist seine Spezialität, dafür hat er Lust und Talent. Beides fehlt ihm um ein Jockey oder ein Schütz zu werden und darüber bin ich herzlich froh. Der Schliff, den die Welt gibt, wird ihm mit der Zeit kommen, besonders durch seine zukünftige Frau."

„Er hat nicht die mindeste Neigung für den Umgang mit Frauen," sagte die Baronin.

„Das freut mich ganz besonders," versetzte der Baron; „eine solche Neigung bringt mehr Gefahren als Vortheil mit sich und könnte jetzt, da Ignaz große Reisen machen soll, allerhand Störungen bereiten."

Das gab die Baronin zu. Sie hoffte, Ignaz werde von seinen Reisen etwas Weltschliff mitbringen. Sie täuschte sich. Ignaz reiste durch eine Hälfte Europa's, erwarb sich Kenntnisse und einen guten Ruf; kam zurück ganz der Alte. Die jungen Mädchen lachten über ihn, die Mütter zuckten die Achseln über ihn: so unerhört ungeschickt und verlegen war sein Benehmen. Er bereiste die andere Hälfte Europa's — das Ergebniß war dasselbe. Er ging nach Konstantinopel und Alexandrien, nach Rio und New-York; — die jungen Mädchen nannten ihn unter sich den Wallfisch und fragten

einander, ob wohl eine von ihnen den Muth habe ihn zu heirathen.

Die Baronin fand nach gerade eine Heirath ganz nothwendig und der Baron stimmte ihr bei, weil für Descendenz des Hauses Erting zu sorgen sei. Die Baronin übernahm die Werbung; nur unter dieser Bedingung wollte sich Ignaz zur Ehe bequemen. Die Wahl der Gattin überließ er den Eltern. Seine Mutter nahm mit mehr Feuer als Glück die Sache in die Hand. Sah sie auch nicht ihren Sohn für einen Adonis an, so war ihr mütterliches Auge doch sehr fern davon, ihn mit dem Auge eines jungen Mädchens zu betrachten. Ueberdies deckten seine guten Eigenschaften und die väterlichen Millionen den Mangel an Schönheit zu. So kam es, daß sie sich kühn an Persönlichkeiten wendete, die für ihre Töchter Ansprüche machten, welche Ignaz von Erting nicht erfüllen konnte. Dreimal schlugen ihre Hoffnungen fehl, zu ihrem bittern Schmerz und zum Erstaunen ihres Mannes — während Ignaz höchst gleichmüthig sagte; ihm liege nichts an dieser Ehe, und überhaupt nichts an dem Ehestand. Das ließen die Eltern jedoch nicht gelten und die Baronin dachte schon, sie müsse auf die Brautschau in fremde Länder gehen; da wurde die verwittwete Generalin von Bernbach ihre Nachbarin, und auf deren Tochter Eugenia richteten sich nunmehr die Gedanken der Baronin.

Durch Eugenia's ältesten Bruder, der ein stattlicher

Offizier, ein vorzüglicher Tänzer, beliebt in der Gesellschaft und der Baronin Erting wohlbekannt war, wurde die Bekanntschaft angeknüpft, deren Absicht Julius von Bernbach sogleich errieth, mit stillem Frohlocken begrüßte und mit größtem Eifer förderte. Frau von Bernbach lebte in höchst engen Verhältnissen mit sieben Kindern von ihrer Wittwenpension. Waren die ältesten Söhne auch bereits im Militärdienst, so bedurften sie doch sehr einige pecuniäre Unterstützung, während zwei jüngere Söhne und zwei Töchter bei der Mutter waren. Eugenia von Bernbach ertrug mit dem äußersten Unmuth ihre beschränkte Lage, die in einem so grellen Gegensatz zu den Freuden und Herrlichkeiten der Welt war, von welchen Julius so viel zu erzählen wußte. Sie wurde nicht müde die eleganten Toiletten der Damen, die glänzende Einrichtung der großen Häuser, die Bälle, die Feste, die Theater beschreiben zu hören, und so jung sie war und so wenig Aussicht sie dazu hatte, — fest war ihr Entschluß, nicht für immer den goldenen Sälen der großen, der reichen Welt fern zu bleiben. Jetzt bewohnte sie dem prächtigen Erting'schen Hause gegenüber die bescheidenen Räume eines dritten Stockes, aus dessen Fenstern sie mit sehnsüchtiger Neugier den Glanz dieses Hauses wahrnahm. Wie viel Wagen fuhren vor! wie viel Diener in Livree gingen aus und ein! wie herrlich erleuchtet war der Speisesaal! wie zauberhaft der Ballsaal! wie reizend war das blaue

Coupé, in welchem die Baronin Erting täglich spazieren fuhr! und dieser Zobelpelz der Baronin! . . . . ihr dunkelgrüner Sammtpelz mit Chinchilla war aber doch noch schöner! . . . . —

„Möchtest Du den nächsten Ball bei der Baronin Erting mitmachen, Eugenia?“ fragte Julius eines Tages ganz unbefangen.

„Welche Frage!“ rief Eugenia, „es wäre meine Seligkeit.“

„Ich würde Dir ein hübsches Ballkleid schenken, denn ich war eben glücklich in einer unschuldigen Partie . . . . Whist.“

„Ein Ballkleid!“ rief Eugenia entzückt.

„Wozu das Alles, Julius?“ sagte Frau von Bernbach verweisend.

„Um Eugenia zu necken!“ rief Julius und lachte.

Eugenia hätte gern geweint. Doch grenzenlos war ihr Erstaunen, ihre Freude, als zwei Tage darauf Baronin Erting sich bei Frau von Bernbach melden ließ und mit größter Liebenswürdigkeit die Nachbarschaft in Anspruch nahm, um für ihren Ball eine so liebliche Tänzerin wie Fräulein von Bernbach zu gewinnen. Frau von Bernbach lehnte ab; sie gehe nicht in die große Welt. Eugenia zitterte. Da bat die Baronin so dringend, Eugenia möge ihrer Obhut für den Ballabend anvertraut werden, daß Frau von Bernbach um so weniger die Bitte abschlug, als sie sehr wohl begriff,

daß es sich im Grunde um eine viel wichtigere Sache als den Ball handele.

Und so war es in der That. Nach acht Tagen war Eugenia mit Ignaz verlobt und vier Wochen später vermält. Diese plötzliche Wendung ihres Schicksals erschien ihr zauberhaft, ein goldener Traum. Doch in ihren Verhältnissen fand sie nicht Alles golden, vor Allem nicht — den Gemahl. Wenn sie sich im Spiegel betrachtete und ihn in Gedanken neben sich stellte, so schien es ihr ganz in der Ordnung zu sein, daß er vor ihr auf den Knieen gelegen hätte; dies fiel aber dem guten Ignaz nicht ein. Er wußte gar nicht sich mit diesem kleinen, hübschen, eiteln sechszehnjährigen Persönchen in ein vertrauliches Verhältniß zu bringen und blieb auch ihr gegenüber in seiner Art und Weise: schweigsam, unbeholfen, verlegen. War er mit ihr allein, so rieb er beständig wie in stiller Verzweiflung die Hände, stand auf, ging an's Fenster, trommelte an den Scheiben, sagte zwanzig Mal: Hm, hm! — ging unruhig hin und her, bis er an die Wand kam und drückte sich an ihr zum Zimmer hinaus, indem er sagte:

„Die Bureaustunde schlägt. Adieu."

Nicht gekränkt im Herzen, desto mehr in der Eigenliebe, fühlte sich Eugenia durch das Benehmen ihres Gatten, und ihre Schwiegereltern thaten ebenfalls nichts, was diese Eigenliebe hätte nähren können. Sie waren

keineswegs geschmeichelt durch diese Ehe ihres Sohnes und behandelten Eugenia zwar gütig, doch nicht mit jener Zärtlichkeit, welche sie einer willkommeneren Schwiegertochter erzeigt haben würden. Ueberdies fanden sie ihre Bildung höchst mangelhaft. Der Schwiegervater sagte:

„Du hast wahrscheinlich bei einem deutschen Winkelschulmeister französisch gelernt, Eugenia, denn Deine Aussprache ist ohrenzerreißend. Als Du gestern bei Tisch zwischen dem schwedischen und dem sardinischen Gesandten saßest, hörte ich Dich viel von Diner und Souper mit dem Accent auf der ersten Sylbe sprechen. So etwas ist unerlaubt. Ich werde sogleich eine Sprachmeisterin aus Paris kommen lassen und ich erwarte, daß Du binnen drei Monaten perfect französisch sprichst und mit Leichtigkeit ein französisches Billet schreibst. Dann wird italienisch und englisch an die Reihe kommen. Das ist nothwendig in diesem Hause, das von so vielen Ausländern besucht wird."

„Eugenia," sagte die Schwiegermutter, „Deine Singstimme ist spitz und dünn wie eine Nähnadel. Eine solche Stimme ist nur dann anzuhören, wenn sie sehr geschult und ausgebildet ist. Ich werde den besten Gesanglehrer für Dich nehmen."

Eugenia fand es nicht angenehm, wie ein Schulkind behandelt zu werden; indessen sah sie die Mängel ihrer Bildung zu klar ein und wünschte zu lebhaft, auch in

dieſem Punkt hinter Niemand zurückzuſtehen, daß ſie ſich mit Eifer den Studien widmete, die ihr zugewieſen wurden und in denen ſie raſche Fortſchritte machte. Hoffte ſie aber dadurch einen Unterricht zu bekommen, den ſie erſehnte, weil er zur Eleganz gehörte, Unterricht im Reiten, ſo täuſchte ſie ſich.

„Dein Mann reitet nicht, er hat ganz andere Dinge zu thun," verſetzte die Schwiegermutter; „da eine junge Frau nicht anders ausreiten kann, als in Geſellſchaft ihres Mannes, ſo wäre Reitunterricht für Dich Zeitverſchwendung. Ueberdies will ich Deine Zeit in anderer und beſſerer Weiſe in Anſpruch nehmen."

Eugenia horchte geſpannt, was das wohl ſein könne, und war nicht wenig entſetzt, als ihre Schwiegermutter fortfuhr:

„Ich will Dich in den Wohlthätigkeitsverein einführen, deſſen Präſidentin ich bin."

„Ach . . . davon verſtehe ich nichts," ſtotterte Eugenia.

„Du ſprichſt meine Ueberzeugung aus," entgegnete die Schwiegermutter kalt; „und eben deshalb iſt es nothwendig. Reiche Leute müſſen wohlthätig ſein; das geziemt ſich. Wir müſſen aber auch eine perſönliche Theilnahme für die Sache der Wohlthätigkeit an den Tag legen; wir lernen auf dieſe Weiſe die Forderungen beurtheilen, die an uns herantreten, wir lernen Perſonen aus den verſchiedenſten Ständen kennen; wir

spinnen hie und da nützliche oder angenehme Verbindungen an. Nur durch ihre allbekannte Wohlthätigkeit ist die Baronin Rothschild in Paris mit der vortrefflichen Königin Amélie in Verbindung gekommen. Du siehst, die Sache hat ihre glänzende Seite."

Eugenia fügte sich, weil sie nicht anders konnte. Sie lebte in vollkommenster Abhängigkeit im Hause und im Haushalte ihrer Schwiegereltern, und in dieser Beziehung war sie ganz und gar Tochter. Sie hätte die kräftigste Unterstützung ihres Mannes bedurft, um irgend etwas zu unternehmen, was seinen Eltern nicht genehm war. Sie sah ein, daß es nicht schwerer gewesen wäre, eine egyptische Pyramide in Bewegung zu setzen, als Ignaz zu vermögen mit ihr spazieren zu reiten, und so gab sie ihren Wunsch auf und ging auf das Ansinnen der Schwiegermutter ein, während sie in der Stille ihres Herzens dachte:

Bin ich einmal fünfundzwanzig Jahre alt und kann ich all' die Dinge, die ich jetzt lernen muß und auch lernen will: dann soll es anders werden.

Sie brauchte nicht so lange zu warten. Vier Jahre nach ihrer Heirath starb ihr Schwiegervater und zwei Monate später ihre Schwiegermutter. Als das Trauerjahr ablief, war Eugenia einundzwanzig Jahre alt und Selbstherrscherin im Hause Erting. Wohlverstanden, nicht in den Bureaus des Geschäftes. Diese lagen für Eugenia auf einem andern, einem niedrigeren Planeten,

auf welchem Ignaz der Herr war. Sie faßte nur die Ergebnisse in's Auge, welche aus diesen Bureaus hervorgingen — und diese waren befriedigend. Sie sah jetzt ein, wie heilsam die strenge Zucht ihrer Schwiegermutter gewesen sei, durch welche sie nach und nach Das gelernt, Das geübt hatte, was ihr jetzt zum sicheren Auftreten in der Gesellschaft und zur Regierung eines großes Hauses zu gut kam. Bisher war sie im Hause und in der Welt nur der Trabant eines Gestirns gewesen; jetzt wurde sie selbst ein Stern und zwar ein solcher, der Aufsehen machte.

Glänzend wie ein farbenreicher Schmetterling aus seiner Verpuppung trat sie aus dem stillen Trauerjahre als eine sehr hübsche Frau von ungewöhnlicher Eleganz und ungewöhnlich sicherem Benehmen wieder in der großen Welt auf. Zu derselben Zeit erschien auch der Freiherr Emerich von Veldegg, auf den die Blicke aller Mütter und vieler Töchter sich richteten, denn er war ein sehr schöner, sehr reicher, sehr gebildeter junger Mann von dreiundzwanzig Jahren und vom besten Ruf. Er jedoch beachtete gar nicht die Aufmerksamkeit, die Alle ihm zuwendeten, denn seine Blicke fielen auf einen Gegenstand, der ihm anziehender erschien als die übrige gesammte Frauenwelt, und der ihn so ganz fesselte, daß man allgemein erkannte, es sei vor der Hand nicht daran zu denken, daß sich Emerich von Veldegg vermäle. Man staunte über diese große Lei-

denschaft, man begriff sie nicht, man fand nicht, daß die Baronin Erting einen Zauber besitze, der ganz überwältigend sei; man kritisirte und tadelte sie, man beneidete sie — und schließlich bekam sie einen gewissen Relief, eine Geltung, die sie zuvor nicht gehabt hatte. Ihr Auftreten in der Gesellschaft hatte einen glänzenden Erfolg gehabt, einen großen Triumph davongetragen; — diesem Blendwerk, in welcher Richtung es zur Erscheinung komme, huldigt die Welt.

Eugenia's selbstsüchtiges Herz verstand unter Liebe — geliebt werden und in diesem Bewußtsein glücklich sein. Daß Ignaz ihr dies Glück nicht gewährte, war ihr sehr kränkend im Anfang ihrer Ehe. Nach und nach tröstete sie sich mit dem Gedanken, daß die Liebe eines so unbedeutenden Mannes nur ein ganz mattes Gefühl sei, das nicht beglückend wirken könne. Ueberdies konnte sie vor allen Studien und Beschäftigungen, welche ihre Schwiegermutter ihr zuwies, nicht dazu kommen, irgend welchen Träumereien nachzuhängen. Jetzt aber, nach fünf Jahren, entwickelter in ihrem ganzen Wesen und fest in ihrer Richtung, jetzt trat das Verlangen nach Glück, wie sie es verstand, lebhafter hervor, und Emerich's Huldigung war Das, was sie ersehnte. Durch welchen Zauber sie ihn während sieben Jahren zu fesseln wußte — wer kann es sagen? Sie beherrschte ihn: das war entschieden.

Emerich von Veldegg war, wie man zu sagen pflegt

ein sehr guter Mensch: wohlwollend, dienstbereit, anspruchslos, bei großen äußeren Vorzügen verständig genug, um auf Bildung des Geistes für sich selbst und für Andere Werth zu legen und um die Sittlichkeit des Wandels zu schätzen.

Bei einer so glücklich angelegten Natur hätte er ein sehr tüchtiger Mensch, ein ausgezeichneter Mann werden können, wenn seine Erziehung seine Anlagen unterstützt und seinem Charakter Kraft gegeben hätte. Aber er war das einzige Kind reicher Eltern, verwöhnt von der Wiege an, umgeben von Weltlust und Weltsinn. Seine schöne Mutter starb, als er noch ein Knabe war. Sein Vater hatte sie angebetet, war in Verzweiflung, faßte den Vorsatz sich nicht wieder zu vermälen und dem Andenken der Unvergeßlichen treu zu bleiben. Daß er die erste Hälfte des Entschlusses ausführte ist gewiß, und eben so gewiß, daß er die zweite Hälfte sehr bald vergaß. Trotz seines Leichtsinns wäre es ihm doch sehr unlieb gewesen, wenn sein Sohn ihm ähnlich geworden wäre, und er glaubte durch gründlichen Unterricht und ernste Studien Emerich in eine andere Richtung bringen zu können. Allerdings folgte Emerich nicht dem Beispiele, das der frivole Leichtsinn des Vaters ihm gab. Seine Studien bewirkten dies aber nicht; seine Natur war ernster, zurückhaltender. Der Vater staunte ihn im Stillen an und sagte zu seinen Freunden in vertraulichen Gesprächen:

„Einundzwanzig Jahre zählt mein Bub'. Ist er ein Mirakel, ist er ein Eisklotz — ich weiß es nicht! .... bin aber neugierig, wann seine Stunde schlagen wird."

Ein Freund entgegnete, der Sohn scheine anderen Grundsätzen zu huldigen, als der Vater.

„Kann sein!" versetzte dieser; „doch das weiß ja jedes Kind, also auch jeder Mann, es gibt Augenblicke im menschlichen Leben, wo die Grundsätze wackeln wie Thürme bei Erdbeben und schließlich deren Schicksal theilen und zusammenbrechen."

Diesen Augenblick erlebte der Vater nicht. In den drei Jahren, die Emerich auf verschiedenen Universitäten zubrachte und sich dem Studium der Rechts- und Staatswissenschaften widmete, erwarb er sich durch seinen Fleiß und seinen Wandel den besten Ruf. Er bestand glänzend die Prüfung, die man in Deutschland zu bestehen hat, um darzuthun, daß man genug wisse, um in den Staatsdienst treten zu können, und war im Begriff nach England zu gehen, nach dem Lande der uralten Praxis, welche vielfach mehr Gewicht auf das Können als auf das Wissen legt. Da starb sein Vater. Die Reise unterblieb, denn die Vermögensverhältnisse waren zwar glänzend, aber in der größten Unordnung. Mit blindem Vertrauen, das ihm bequem war, hatte der Verstorbene seine Beamten schalten und walten lassen, nie um den Gang der Geschäfte sich be-

kümmert, alle Rechnungsvorlagen ohne Umstände liquidirt und die ganze Verwaltung vortrefflich gefunden, weil man ihm jederzeit die Gelder zur Verfügung stellte, die er gerade brauchte, wenn auch die Casse leer war. Emerich sah ein, daß er sich vor der Hand seinen Geschäften widmen müsse, wenn er gründlich deren Stand kennen lernen und in der That Herr seines Vermögens werden wolle, und mit ruhiger Umsicht that er Alles, was dazu erforderlich war.

Da schlug die Stunde, die sein Vater mit Spannung erwartet hatte. In der letzten Zeit seines Trauerjahres erschien er in der Residenz, und das erste weibliche Wesen, das ihn bezauberte, war die Baronin Eugenia von Erting. Das moralische Erdbeben, das der Vater einst prophezeite, trat ein und seine Grundsätze brachen zusammen. Das ist das Schicksal aller sogenannten Grundsätze, die der Mensch aufstellt, ohne ihnen eine unwandelbare Grundlage zu geben. Diese ist aber nur in den ewigen Gesetzen zu finden, die Gott dem Menschen offenbarte. Auf dieser Grundlage fußend, mit aller Kraft und mit eiserner Beharrlichkeit, ist es möglich, den Stürmen gewaltiger Leidenschaften unter gewaltigen Kämpfen zu widerstehen. Fehlt diese Grundlage, so ist andauernder Widerstand nicht möglich. Emerich hatte sie nicht. Er war ungläubig. So war er aufgewachsen, so war er erzogen, so hatte er es bei seinem Vater gehört und gesehen. Die Religion

war für ihn die Geschichte der verschiedenen Religionen, welche seit Jahrtausenden bei den verschiedensten Völkern des Erdballs geherrscht haben, und die dem Culturzustand dieser Völker und dem mehr oder minder ideellen Geist derselben entsprachen. Diese Geschichte, diese Seite des menschlichen Geistes, der nach etwas Göttlichem verlangt, interessirte ihn; denn auch er kannte es; aber dessen Befriedigung dort zu suchen, wo es zu finden war, kam ihm nicht in den Sinn. Der übernatürliche Glaube ist sehr stark im Kinde, will aber doch sehr gepflegt werden, wenn diese himmlische Gabe nicht durch die Naturanlagen erstickt werden soll. Gänzlich hatte diese Pflege für Emerich gefehlt: er war gut, so lange keine heftige Leidenschaft in ihm erwachte und ihn fortriß.

Im Laufe der sieben Jahre, die ihn zu Eugenia's Füßen hielten, waren schon manche Auftritte vorgekommen, die ihm klar machten, daß dies Verhältniß — abgesehen von dessen Verwerflichkeit — auch lästig und störend sei. Eugenia hatte aber immer verstanden, entweder zu überreden oder nachzugeben oder zu beschwichtigen. War es jetzt die Stimme des Gewissens, die ihn beunruhigte — die Stimme der Ehre, die ihn stachelte — die Stimme der Vernunft, die ihm seine namenlose Thorheit vorhielt; oder wurde sein Herz sanft und friedlich berührt durch ein junges, einfaches, unbefangenes, weltfremdes Mädchen — genug, die Er

ſcheinung Hildegund's von Althauſen wirkte mächtig genug auf ihn ein, um ihn zu veranlaſſen, mit der Vergangenheit abzuſchließen und einen neuen Lebensweg zu betreten. Gewiſſen, Vernunft und Ehre waren im Bunde mit ſeiner lebhaften Zuneigung für dies liebliche Weſen. In aller Ruhe und Stille bewarb er ſich um Hildegund und acht Tage vor der Hochzeit ſchrieb er an Eugenia, als ſeiner theuern Freundin, daß und mit wem er verlobt ſei. Die näheren Umſtände ſeiner Bekanntſchaft mit Hildegund, ihrer Perſönlichkeit, ſeiner bevorſtehenden Vermälung und ſeiner Reiſe nach Rom — Alles war in einem allzu ruhigen Ton gehalten, um einen Zweifel aufkommen zu laſſen, ob dieſer Schritt unwiderruflich ſei.

Eugenia war gleichmäßig entſetzt, überraſcht und entrüſtet. Hatte ſie auch zuweilen an eine ſolche Möglichkeit gedacht, ſo verwies ſie dieſelbe doch in weite Ferne und auf jeden Fall dachte ſie die Hand dabei im Spiele zu haben. Jetzt geſchah urplötzlich das Gegentheil. Ihr Zorn überwog ihren Schmerz. Aber ſie war an Selbſtbeherrſchung nach Außen hin gewöhnt. Sie fand es am Beſten, wenn ſie die Erſte ſei, welche die Kunde dieſer Heirath bringe. Um dies ohne Aufregung zu thun, hielt ſie ſich unter dem Vorwand des Unwohlſeins einige Tage im Hauſe und beſchied dann drei intime Freundinnen zu ſich, von denen ſie ſicher war, daß ſie die intereſſante Neuigkeit mit tele-

graphiſcher Geſchwindigkeit verbreiten würden, blieb darauf wieder einige Tage unſichtbar und erſchien darauf gelaſſen und unbefangen genug in der Geſellſchaft, um von dieſer Begebenheit gleichmüthig wie von jeder anderen Heirath ſprechen zu können.

Drittes Kapitel.

Emerich saß im Morgenanzug an seinem Schreibtisch. Hildegund trat ein mit Hut und Pelz und sagte:

„Es ist Zeit, Dich anzukleiden, wir kommen sonst zu spät.“

Ohne von seiner Schreiberei aufzusehen, entgegnete er:

„Ich kann nicht . . . ich bin in Geschäftssachen vergraben.“

„Du hattest mir versprochen, endlich einmal mit mir in die Messe zu gehen,“ sagte Hildegund, und ein Schatten von Traurigkeit legte sich über ihr liebliches Antlitz.

„Ja, ja! aber Du siehst ich kann nicht.“

„Nein Emerich, das sehe ich nicht!“ rief sie und legte den Arm um seine Schultern. „Diese Papiere kannst Du ja durchstudiren, wenn wir zurückkommen. Geschwind kleide Dich an.“

„Unmöglich! in einer Stunde muß mein Schreiben

auf der Poſt ſein. Ein anderes Mal begleite ich Dich ... wenn Du es wünſcheſt."

„Ach, Emerich, das ſagſt Du heute nicht zum erſten Mal," ſagte ſie.

„Ein anderes Mal, beſtes Kind ... halte Dich nicht länger auf ... Du verſäumſt die Meſſe und ich muß ſchreiben," gab er zur Antwort.

Ein anderes Mal! hatte Emerich geſagt — und das ſagte er ſo oft, daß Hildegund ihre Aufforderung fallen ließ. Und nicht nur das; ſondern ſie ſelbſt verſäumte aus Nachläſſigkeit hie und da am Sonntag die Meſſe. Sie hing mit inniger Zärtlichkeit und jugendlicher Begeiſterung an ihrem Mann. Er war für ſie der Inbegriff der Vollkommenheit. Er wußte und kannte ſo viel und ſie ſo wenig, daß ſie beſtändig zu ihm aufſchaute, auf ihn horchte, um ſein Urtheil, ſeine Anſicht von den Dingen zu erfahren und ſich ihnen anzupaſſen. Sie war fromm, wie ein junges, unſchuldiges, in guter Umgebung erzogenes Mädchen zu ſein pflegt; ſie war auch unterrichtet in den Lehren des Chriſtenthums, doch nicht genug, um ſich auf Controverſen einzulaſſen, am wenigſten mit ihrem Mann, der ihr als Autorität galt. Anfangs war ſie recht ſehr beunruhigt durch ſeinen Mangel an chriſtlichem Glauben; aber er war ja doch ſo gütig, ſo rechtſchaffen, ſo mildthätig, ſo wohlwollend, daß ſie ſich damit tröſtete, er lebe nach dem Glauben, er bekenne ihn nur nicht.

Ihre Tante, Baronin Althausen, hatte ihr den Rath gegeben, ihre Frömmigkeit zu benutzen, um durch Sanftmuth, Güte und Liebe indirect Veldegg für die Religion zu gewinnen und nie durch Bitten und Vorstellungen ihm lästig zu werden und in den Widerspruch hinein zu treiben. Sie vergaß aber den Einfluß in Anschlag zu bringen, den Veldegg auf Hildegund's Jugend und schmiegsamen Charakter — den die große Welt durch Zerstreuungen und Frivolität auf Hildegund's Leben haben werde. Veldegg hatte ja eine zärtliche Liebe für Hildegund, und so wie sie eben war, war er entzückt von ihr. Er, der welterfahrene Mann von dreißig Jahren werde sie zu behüten und zu leiten wissen.

Ja, Veldegg war entzückt von Hildegund, und was ein Minnesänger einst von der schönen Kaiserin Beatrix gesungen hatte: „Du Taube ohne Galle, du Rose ohne Dorn," wendete er auf sie an. Allein es machte sich ganz natürlich so, daß er ihr in traulichen Gesprächen seine Ansichten mittheilte und daß diese nicht ohne Einfluß auf sie blieben. Beide waren auf dem Gipfel des Glücks, als Hildegund eine Tochter bekam, die nach ihrem Vater Emerenz genannt wurde.

In der Welt gefiel Hildegund ungemein, zuerst weil sie wunderhübsch und höchst elegant war; dann aber auch wegen vieler negativer Tugenden, die allen Menschen gefallen. Sie war nicht gefallsüchtig, nicht boshaft, nicht neidisch. Sie trat Niemand in den Weg,

ſuchte Niemand zu verdunkeln, freute ſich harmlos ihres friedlichen Glücks und gönnte von Herzen Anderen das ihre.

Baronin Erting hatte ſich bei Hildegund's Erſcheinung in der Geſellſchaft ſehr gut benommen. Sie wußte ja, daß Aller Augen mit geſpannter Neugier auf ſie gerichtet waren. Sie behandelte Veldegg mit ruhiger Freundlichkeit und Hildegund mit Wohlwollen. Dies ſetzte ſie ſo lange fort, bis man ſich überzeugt hatte, daß ihr Herz keineswegs gebrochen ſei und bis die Theilnahme anderen Vorfällen im geſellſchaftlichen Leben zuflatterte. Ihr Benehmen gegen Veldegg blieb daſſelbe; um Hildegund bekümmerte ſie ſich nicht mehr. War von ihr die Rede, ſo warf Eugenia gleichgültig hin, für einen intimen Verkehr ſei Hildegund nicht anziehend genug, ſie habe keinen glänzenden Verſtand.

„Das iſt möglich," verſetzte die Baronin Juliette, „aber man vermißt ihn nicht bei ihr. Sie kommt mir vor, wie Eva im Paradieſe."

„Wir wollen ſehen, wie ſie ſich gegen die Schlange benimmt," rief lachend Gräfin Fanny.

Aber es zeigte ſich keine Schlange. Hildegund trug ſie im Herzen: Emerich's Einfluß.

„Ich bin wahrlich der Letzte, der Dich in Deinem Glauben verſtören möchte, meine ſüße Hildegund," ſagte Veldegg zärtlich, wenn vom chriſtlichen Glauben die Rede war; — und jedes ſeiner Worte verſtörte ſie.

„Schau!“ ſagte er, „das mußt Du Dir klar machen. Es geht durch die ganze Geſchichte der Menſchheit ein Zug hindurch, den man nicht leugnen kann: ein Bedürfniß, ein Verlangen nach Etwas, wovon der Menſch das Ideal bald mehr und bald minder verhüllt in ſich trägt.“

„Ja!“ fiel Hildegund ein, „das iſt das Bedürfniß Gott anzubeten.“

„Reichbegabte Naturen, große Seelen, große Geiſter machten dies Bedürfniß, das ſie in ihrer Zeit vorfanden, ihrem Volk anſchaulich, indem ſie durch bilderreiche Dichtungen dies Verlangen von Unten mit einem Entgegenkommen von Oben in Verbindung brachten. So entſtand die Mythe, eine poetiſche ſagenhafte Darſtellung des Bewußtſeins, das der Menſch von ſich ſelbſt, ſeiner Beſtimmung und ſeinem Ziele hat. So haſt Du die indiſche, die perſiſche, die griechiſche, die nordiſche, die chriſtliche Mythe. So verſchieden ſie im Lauf der Zeit und des Volksgeiſtes ausgebildet wurden — phantaſtiſch bis zum Fratzenhaften, ſinnlich bis zur Brutalität, ſpiritualiſtiſch bis zum Traum- und Nebelhaften — ein und derſelbe Grundgedanke tritt Dir überall entgegen: der Kampf zwiſchen dem Guten und dem Böſen, perſonifizirt ſowohl durch Ormuzd und Ahriman, wie durch Baldur und Loki und durch Chriſtus und Belial. Dieſer Kampf iſt die Beſtimmung des Menſchen, und um ihn zu führen wird ihm auch überall, und unter ver-

schiedenen Namen sein Ziel vorgestellt. Die alten Griechen hatten den Olymp, die nordischen Völker die Walhalla, der Muselmann hat ein Paradies und der Christ einen Himmel. Du siehst, daß ein unbestimmtes und unstillbares Verlangen zu allen Zeiten den Menschen getrieben hat eine vollständige Befriedigung außerhalb seines Erdenlebens zu suchen, weil dieses voll Mängel ist. Die Bilder, in denen er seine Glückseligkeit sich ausmalt, wechseln; doch ihr Ursprung ist immer derselbe, und ob er schließlich ihre Verwirklichung findet — das weiß Niemand."

„Der Glaube gibt uns diese Versicherung," rief Hildegund.

„Ja! unter der Bedingung, daß man sich unwiderstehlich getrieben fühlt oder von Anderen getrieben wird, dieser oder jener Auffassung unbedingt sich anzuschließen. Die Bekenner des Islams glauben eben so fest an ihr Paradies, wie Du an Deinen Himmel glaubst."

„Aber Emerich, wenn Du nicht an den Himmel glaubst, kannst Du ja auch nicht auf ihn hoffen," sagte sie, „und das ist doch sehr traurig und ganz unchristlich."

„In der Fabel der Pandora drückten die alten Griechen ihre Ueberzeugung aus, daß die Hoffnung ein unverlierbares und beseligendes Gut sei. Denn als Pandora leichtsinnig und neugierig die verhängnißvolle Büchse öffnete, in welcher alle Uebel der Menschheit

verſchloſſen waren, flogen dieſe über die Welt hin und es blieb nichts in der Büchſe zurück, — als die Hoffnung."

„Ja ... aber welche Hoffnung?" wendete Hildegund ein.

„Die, welche ſeinem geiſtigen Bedürfniſſe entſpricht;" entgegnete Emerich, „und dieſes iſt unabhängig vom Chriſtenthum; denn durch die ganze Geſchichte der Menſchheit zieht ſich bald ganz klar, bald ſehr dunkel die Hoffnung auf ein unſterbliches Leben. Der Olymp, der Tartarus und der Hades waren bei den alten Griechen Das, was Du Himmel, Hölle und Fegfeuer nennſt."

„Genau daſſelbe?"

„Nicht genau .... doch dieſelben Begriffe — von Unſterblichkeit — und mit ihnen muß ſich der Menſch begnügen, weil ihm die Zukunft verſchleiert iſt, möge er Chriſt, Jude, Muſelmann, Gheber, Fetiſchanbeter ſein."

Getröſtet war Hildegund freilich nicht durch ſolche Geſpräche, wohl aber betäubt; und da Emerich für ſie das Ideal der Vollkommenheit, alſo maßgebend war, ſo wirkte dieſe Betäubung einſchläfernd auf ihren Glauben. Ungeübt in ſeiner Vertheidigung ließ ſie dieſe fallen, hielt anfänglich ſeine Lehren und Vorſchriften noch feſt, bis ſie allmälig gleichgültig wurde und ihn aus den Augen verlor.

Inzwiſchen kam das Jahr 1848. Veldegg huldigte

den freisinnigen Ideen von damals, war begeistert für constitutionelle Verfassung, schwärmte ungefähr wie Marquis Posa für Gedankenfreiheit und war nicht angenehm überrascht, als sich diese Gedanken in Volksaufständen, in wilden Excessen, in Verfolgung und Mord aussprachen. Europa's Throne bebten, die Fürsten flohen, der freisinnigsten Einer für immer, die Anderen bis auf Weiteres, unter ihnen der liberale Papst, nachdem sein liberaler Minister Graf Rossi — der kein Priester war! ermordet wurde. Darauf traten Schreckensscenen und Mordthaten ein, in Wien, in Frankfurt, und schließlich rafften sich die Regierungen aus ihrer Ohnmacht auf und Waffengewalt machte diesen Revolutionsversuchen ein Ende. In Frankreich hatte man Republik, in Deutschland Constitution, in Italien theilweise; man hoffte auf Ruhe, die Liberalen — indem sie sich Fortentwickelung freisinniger Ideen versprachen; ihre Gegner — indem sie auf möglichste Beschränkung dieser Ideen zählten.

Veldegg brachte diese Jahre auf dem Lande zu. Die ländliche Bevölkerung, hie und da wild erregt, verhielt sich auf seiner Besitzung ziemlich ruhig. Er war immer ein gütiger Herr gewesen, wohlthätig und gerecht, und suchte sie auch den möglichsten Vortheil aus den veränderten Verhältnissen zu ziehen, so geschah es doch ohne stürmische Auftritte, und er blieb bei ihr im alten Ansehen. Als die Zustände sich wieder geordnet hatten, nahm Veldegg ein Mandat in der Volksvertretung an

und widmete sich mit Eifer dem öffentlichen Leben, das ihn zeitweise in die Residenz zurückrief.

Hildegund kehrte mit Freuden dahin zurück. Sie kam eben mit ihrem Mann von einem Ausflug nach Paris und brachte die elegantesten Toiletten für sich und die neuesten Zimmereinrichtungen für ihr Haus in der Stadt mit.

Veldegg fand vielleicht Hildegund etwas übertrieben in dieser Richtung; allein sie besaß ein großes Vermögen, sie sah reizender denn je in ihren geschmackvollen Anzügen aus und sie sagte:

„Die vier Mauern in denen wir glücklich sind, verdienen den schönsten Schmuck. Du trägst Sorge für das Schloß, ich für das Haus. So hat Jeder von uns seinen Antheil und einen Gegenstand seiner Fürsorge."

Gegen diese drei Gründe vermochte er nichts einzuwenden.

Hildegund war in diesen Jahren so schön geworden, daß sie in der Gesellschaft das größte Aufsehen machte. Sie hatte aber auch mehr Selbstbewußtsein bekommen und sie verstand sich zur Geltung zu bringen. Sie war allzu sehr vom Glück verwöhnt, um nicht einen hohen Werth auf sich zu legen. Veldegg betete sie an und erfüllte ihre Wünsche, wenn sie auch nur im Traume ihr einfielen; ihre Stellung in der Welt war die angenehmste, denn sie besaß alle Vorzüge, welche dort geschätzt

werden: Schönheit, Reichthum, Jugend, Gesundheit. Ihre kleine Emerenz war so allerliebst, wie Kinder von ein Paar Jahren zu sein pflegen. Einen Sohn hatte sie allerdings noch nicht, aber sie nahm es für gewiß an, daß ein Sohn schon kommen werde, wenn es ihr am meisten zur Freude gereiche. Und so wandelte sie auf lauter Rosen ohne Dornen.

Als Hildegund sich umringt, gefeiert und bewundert sah, nahm sie den Weihrauch zuerst mit Ruhe an; doch bald verlangte sie ihn, und wenn eine kleine Rivalität ihr entgegen trat, faßte sie es als ihre Berechtigung auf diese zu besiegen. Veldegg fand das entzückend. Er verschmähte den Rath, den Eugenia ihm einmal gab.

„Veldegg, öffnen Sie Ihre klugen Augen."

„Um Sie desto mehr zu bewundern — sehr gern!" gab er verbindlich zur Antwort.

„Sie wissen, daß ich es gut mit Ihnen meine und wahrhaft Ihre Freundin bin," fuhr sie fort.

„Ja, davon bin ich überzeugt," entgegnete er mit Entschiedenheit; denn er war Eugenien sehr dankbar für ihr taktvolles Benehmen und ihre freundliche Haltung zur Zeit seiner Heirath, und diese Selbstverleugnung verpflichtete ihn zu Erkenntlichkeit und Vertrauen. Als aber Eugenia jetzt hinzu setzte:

„Wohlan, so öffnen Sie die Augen über Ihre Frau.

Man huldigt ihr zu viel und sie nimmt unvorsichtig diese Huldigung an."

Da gab er die kurze Antwort:

„Wenn Sie das Wort unbefangen brauchen würden, so wäre es bezeichnender."

„Nennen Sie das Benehmen Ihrer Frau wie Sie wollen, allein sie läuft Gefahr, Anlaß zu vielem Gerede zu geben,"

„Das ist unvermeidlich für eine schöne junge Frau," erwiederte Veldegg, indem er sich verbindlich verneigte und das Gespräch abbrach.

Wollte Eugenia ihm wirklich einen guten Dienst leisten, oder wollte sie prüfen, wie weit er in seiner Anbetung Hildegund's gehe, oder wollte sie sich als eine treue Freundin bewähren, die auch eine unwillkommene Wahrheit sagt, oder freute es sie dies zu thun: wer schaut in die tausend Falten des Menschenherzens.

„Sie ist neidisch, die gute Eugenia," sprach Veldegg zu sich selbst; „kein Wunder das, wenn sie die Kühnheit hat sich mit Hildegund zu vergleichen."

Hildegund's lebhafter Wunsch ging in Erfüllung: sie bekam einen Sohn. Veldegg jubelte. Man nannte Hildegund das Schooßkind des Glücks und den Liebling der ganzen Welt. Aber nichts erschlafft die Seele mehr, als die Welt und ihr Glück. Hildegund wurde eitel, launenhaft, ausgegossen in oberflächliches Treiben, gelangweilt in ihrer Häuslichkeit, haschend nach Zerstreuung

und ohne Widerstand dieser Richtung sich hingebend. Veldegg mußte denn doch endlich diese allmälige Veränderung in Hildegund's ganzem Wesen wahrnehmen. Es schmerzte ihn, daß ihre Frömmigkeit, ihr Glaube geschwunden waren. Er versuchte sie auf ihren früheren Standpunkt zurück zu führen.

„Hildegund," sagte er liebreich, „Du gehst ja gar nicht mehr in die Messe."

„Doch! auf dem Lande an allen Sonn- und Festtagen, wegen des guten Beispiels für das Volk," antwortete sie. „In der Stadt fällt dieser Grund weg; da geschieht es nicht regelmäßig."

„Es ist Dir also keine Pflicht mehr . . . so wie früher?"

„Nein . . . es ist ja auch für Dich keine Pflicht."

„Ich bin nicht wie Du in dieser Gewohnheit erzogen."

„Ich sage Dir ja, daß ich im Allgemeinen meiner alten Gewohnheit treu bin, lieber Emerich, aber Gewohnheiten sind keine Verpflichtungen."

„Sind jedoch — wenn sie gut sind — etwas Schönes, Trostreiches."

„Ach, die Gewohnheit stumpft dagegen ab," sagte Hildegund nachlässig und sprach von anderen Dingen.

Der Winter war zu Ende und die Sitzungen der Kammern ebenfalls. Veldegg wünschte nach Deggenrain zu gehen, wohin seine Geschäfte ihn riefen.

„Vor Ostern nach Deggenrain ... das wäre schrecklich!“ seufzte Hildegund.

„Der April ist so schön auf dem Lande und viele unserer Bekannten verlassen jetzt die Stadt,“ sagte er.

„Ich möchte lieber während der österlichen Zeit hier sein, bester Emerich, denn in Deggenrain würde es auffallen, wenn ich nicht, wie sonst, am Donnerstag in der Charwoche die Sacramente empfinge.“

„Aber süßes Kind, warum willst Du denn das nicht thun?“

„Weil ich jetzt vollständig zu Deinen Ansichten über die Religionen bekehrt bin, lieber Emerich.“

„Wie ist das gekommen? ich gestehe Dir, es befremdet, ja, es betrübt mich. Mir scheint, daß für Dich Deine Ansichten mehr paßten, als die meinen.“

„Die Deinen sind aber richtiger und so habe ich gesucht mich ihnen anzupassen, was mir nur allmälig gelungen ist. Anfangs war es mir sehr schmerzlich Dir nicht meinen Glauben beibringen zu können: da vermied ich derartige Gespräche. Später war es mir peinlich nicht ganz auf Deine Ansichten eingehen zu können, obschon Das, was ich früher über die christliche Religion, ihren Stifter und ihre Dogmen gelernt hatte, mir nicht mehr unerschüttert fest stand und mir doch zuweilen als das Bessere erschien. Diese Schwankungen waren unerträglich, Du wirst sie bemerkt haben. Das Ganze der Glaubenslehre zerfiel mir in Bruchstücke, von denen ich

bald dieſes, bald jenes feſthielt. Da wendete ich meinen Sinn von dieſen Gedanken ab. Während in mir eine ſolche Unſicherheit herrſchte, war in Dir Ruhe, Feſtigkeit und nicht der mindeſte Wechſel Deiner Anſichten. Das machte mir einen großen Eindruck und ich dachte, die Wahrheit müſſe dort ſein, wo die Unwandelbarkeit iſt. Für Grübelei habe ich weder Sinn noch Zeit; die Pflichten für mein Haus, meine Kinder, meine Freunde, für die Geſellſchaft mit ihren zehntauſend Anforderungen — alle dieſe Geſchäfte, alle dieſe Anſprüche, mögen ſie klein oder groß ſein — überfüllen mein Leben .... Du weißt es. Ich gab Manches auf, was ich früher gethan hatte, die Meſſe, den öftern Empfang der Sacramente. Ich las Einiges was für Deine Anſichten ſprach .... und ſo kam es, ich weiß nicht recht wie, Chriſtus als Sohn Gottes und Gottmenſch ſei eine Mythe, wie das vorchriſtliche Alterthum in ſeinen Heroen, ſeinen Götterſöhnen Aehnliches aufweiſe. Er ſei ein hochbegabter und hocherleuchteter Weiſer und gebe Lehren, die zur höchſten Vollkommenheit anleiteten. Dies ſei klar. Daran müſſe man ſich halten und es genüge. Ceremonien und gottesdienſtliche Gebräuche änderten ſich im Lauf der Zeit und kein Weiſer, kein Prophet könne ſie für immer und ewig einſetzen. Du begreifſt jetzt, nicht wahr, daß die kirchliche Vorſchrift von der öſterlichen Beicht und Communion um ſo weniger meinen Gehorſam in Anſpruch nehmen

kann, als die Kirche selbst kein größeres Recht hat sich auf göttliche Einsetzung zu berufen, als der Islam oder die Synagoge."

Sprachlos vor Erstaunen hatte Veldegg dieser Erörterung zugehört. Er sah deren Oberflächlichkeit ein, während Hildegund fragte:

„Freut Dich mein Fortschritt vom Irrthum zur Wahrheit nicht?"

„Er würde mich freuen," entgegnete Veldegg, „wenn ich sicher wäre, daß er Dir einen Gewinn an Tugenden brächte."

„Ich werde dahin streben; mehr kann ich Dir nicht versprechen, lieber Emerich. Du siehst jetzt aber ein, nicht wahr, daß es unbehaglich wäre, wenn ich in Deggenrain die Osterzeit zubringen müßte. Laß uns bis Ende April hier bleiben. Wir werden ohnehin nicht vor Anfang Dezember Deggenrain verlassen können .... denn ich will dort mein Wochenbett halten."

Veldegg war so erfreut über diese Kunde, daß er gern Hildegund's Wunsch erfüllte und sich der Hoffnung hingab, sieben Monate Landleben und neue Mutterpflichten würden ihren Hang nach Zerstreuung dämpfen. Er irrte sehr. Hildegund hatte ihre ganze Jugend auf dem Lande zugebracht und in den ersten Jahren ihrer Ehe nicht das mindeste Verlangen nach dem Leben in der Residenz gehabt. Das hatte sich in den letzten Jahren ganz geändert. Sie langweilte sich in Deggenrain.

Sie hatte keine große geistige Begabung und durchaus keine Neigung in irgend einem Zweige des Wissens Kenntnisse sich zu erwerben. Anhaltende ernste Beschäftigung war ihr nicht genehm. War Deggenrain auch ein sehr gastfreies und beliebtes Haus, das man gern besuchte und wo man gern sich aufhielt, so gab es doch manchen Tag wo Gäste fehlten und wo Hildegund an das tumultuarische gesellige Treiben der Residenz mit Sehnsucht dachte. Sie beschäftigte sich mit diesem und jenem, aber unregelmäßig und ohne Ausdauer. Die Stunden, die Tage wollten kein Ende nehmen.

„Welcher Fleiß!" sagte Veldegg, als er eines Morgens in ihr Zimmer trat. Hildegund spannte eine Stramin-Stickerei in einen großen Rahmen, während in einem kleineren ein weißes Kinderkleidchen mit rothem Garn gestickt, angefangen war. Auf einem Tisch lag eine Wollstrickerei für arme Kinder in einem großen Arbeitskorb. „Kannst Du das Alles zu Ende bringen?" setzte er hinzu.

„Ich muß Abwechselung haben," entgegnete Hildegund.

„Das merke ich," sagte Veldegg lächelnd, indem er sich an ihren Büchertisch setzte, „denn hier sind zwei englische Romane und beide nur zur Hälfte aufgeschnitten."

„Ja . . . der eine ist langweilig und der andere gräßlich."

„Das Pariser Modejournal scheint Deine Lieblings-

lectüre zu sein .... hier ist ja ein ganzer Stoß .... und wie können Dich Frühlingsmoden beschäftigen, da wir im Sommer sind; und Sommermoden, da Du jetzt nicht in der Lage bist Dich mit Deinem Anzug nach der Mode zu richten."

„Gleichviel! . . . man muß das Neueste immer kennen."

„Was ist denn das?" fragte Veldegg und schlug eine große und nichts weniger als elegante Mappe auf, in welcher von zwölf verschiedenen Zeitschriften belletristischen Inhalts eine Nummer lag.

„Diese Mappe cursirt zwischen den Abonnenten und wird alle acht Tage gewechselt," sagte Hildegund.

„Wie! in acht Tagen mußt Du diese zwölf Blätter durchlesen und den Inhalt behalten . . . denn hier lese ich: Schluß folgt — und dort: Fortsetzung folgt — und da auch."

„Vielleicht sind es vierzehn Tage .... ich weiß es nicht genau. Ich bin nur für sechs Monate abonnirt, denn in der Stadt habe ich keine Zeit dazu."

„Das ist sehr glücklich, denn ein solcher Mischmasch der Lectüre bringt weder Nutzen noch Unterhaltung ... ist nur zeittödtend."

„Ich durchblättere sie nur und lese Einzelnes das mir gefällt. Zeit habe ich ja im Ueberfluß."

„Wenn Du ein ernstes Buch lesen wolltest, ein geschichtliches oder naturhistorisches, so würdest Du die

Zeit beſſer anwenden. Du liebſt die Abwechſelung: ſo nimm denn auch ein ſolches Buch zur Hand."

„Du mußt nur nicht erwarten, beſter Emerich, daß ich die Namen, die Jahreszahlen, die Begebenheiten, die Auseinanderſetzungen, die Erklärungen behalte, mit welchen wiſſenſchaftliche Bücher angefüllt ſind. Mein Gedächtniß iſt ſehr ſchlecht."

Mit dieſer Ausrede aller trägen Köpfe, die lernen ſollen und nicht wollen, half Hildegund ſich durch, wenn ſie es dahin gebracht hatte in ein Buch zu blicken, das ihr Mann ihr brachte. Nur Einmal gerieth ſie in Feuer über eine ſolche Lectüre.

„Emerich!" rief ſie lachend, „heute las ich etwas unausſprechlich Komiſches. Der Menſch, ſo hieß es, ſtamme vom Affen ab. Jetzt ſtelle ich mir vor, wie ein Orang-Utang ſeines Affendaſeins müde, ſich zum Menſchen zu erſchwingen verſuche, aus ſeinem Fell ſchlupfe, ſeine Arme verkürze und als junger Elegant zwiſchen uns erſcheine. Er müßte ſich aber ſtumm verhalten, weil ſein wildes Gekreiſch ſich nicht in menſchliche Sprache umbilden laſſe. Soll dieſe Auffaſſung ein Spaß ſein, ſo kann man darüber lachen; aber als Ernſt nimmt ſie doch wohl Niemand."

„Es iſt eine Hypotheſe über den Urſprung des Menſchengeſchlechts," verſetzte Veldegg, „und es iſt ſchwer in dies dunkle Capitel Licht zu bringen."

„So laſſe man es im myſtiſchen Dunkel! das ſcheint

mir vernünftiger, als eine so fratzenhafte Anschauung und die so niedrig ist, auszusprechen. Denn wenn der Ursprung des Menschen vom Thier ausgeht, so könnte sein Ende auch das des Thieres sein. Gefällt Dir das? ... mir nicht."

„Mir auch nicht!" rief Veldegg; „unser Schicksal hängt aber nicht von unserm Gefallen ab."

In früheren Jahren hätte Hildegund die Veranlassung ergriffen, um von den Lehren des christlichen Glaubens zu sprechen, welche eine übernatürliche Erleuchtung gewähren; doch die Zeiten waren vorüber und sie ließ dies Gespräch fallen. Ohnehin lagen ihr andere Gedanken im Sinn.

Schon im verflossenen Winter hatte eine gewisse Saloneifersüchtelei zwischen ihr und Gräfin Cunigunde bestanden. Diese war ganz neu und frisch aus London gekommen, da ihr Mann seine Stelle als Botschaftsrath aufgab. Sie war nicht schön, aber interessant durch ihren lebhaften und munteren Geist und durch ihr ausgezeichnetes musikalisches Talent. Man fand sie anziehender als Hildegund und daraus entstanden für diese tausend stille Nadelstiche. Cunigundens Mann war viel reicher als Veldegg und die Einrichtung seines Hauses, die Toiletten seiner Frau, ihre Diamanten, die Bälle die er gab, entsprachen seinem Reichthum; dazu Cunigundens weltgewandte, anziehende Persönlichkeit — und es konnte nicht fehlen, daß sie manche Frau in

Schatten stellte. Zu tief war Hildegund in die Frivolität der Welt eingegangen, um dies nicht mit Bitterkeit wahrzunehmen. Das Allerbitterste war aber, daß Graf Othenio, der ihr bis jetzt seine volle Aufmerksamkeit widmete, sich dem neuen Gestirn zuwendete. Ja, Hildegund warf einen schrecklichen Verdacht auf ihn.

Eine Prinzessin des Regentenhauses stand im Begriff sich zu vermälen. Sie war ungemein beliebt in der Gesellschaft und man beschloß, ihr bei einem Hoffest, das an ihrem Namenstag gegeben wurde, eine besondere Huldigung darzubringen. Neun Damen, die schönsten und elegantesten, sollten Blumen vorstellen, deren Anfangsbuchstaben den Namen Apollonie bildeten. Zuerst in malerischer Gruppe zu einem Bilde vereinigt, sollten sie sich gehörig bewundern lassen. Dann die Gruppe auflösen und in Versen — wie sie bei solchen Gelegenheiten üblich sind — der Prinzessin die schönsten Dinge sagen und wünschen. Die Blumen waren: Aurikel, Pfirsichblüte, Orangenblüte, Levkoje, Lilie, Oleander, Narcisse, Iris, Erika. Bei dergleichen Veranlassungen wurde immer Graf Othenio zu Rath gezogen und sein nicht gewöhnlicher Dilettantismus in der Malerei, sein Kunstsinn, sein feiner Geschmack, sein geübtes Auge empfahlen ihn mit Recht. Hildegund hatte auf die Pfirsichblüte gerechnet. Als diese nicht ihr, sondern Cunigunden — ihr aber die Erika zugetheilt wurde, war sie fest überzeugt, ob mit Recht oder

Unrecht, Graf Othenio haben dies angeordnet, um Cunigunde auf ihre Kosten zu heben. Diesen Verdacht durfte sie freilich nicht ihrem Manne aussprechen, sie sagte jedoch:

„Ich habe gar keine Lust, die Erika zu übernehmen, dies kleine wilde unscheinbare Blümchen! . . . . das unmöglich durch Toilette noch Verse Effect machen kann, da es das letzte nach acht Vorgängerinnen ist."

„Es wird Dir später leid sein, wenn Du nicht dabei gewesen bist," sagte Veldegg und fügte scherzend hinzu: „Vielleicht wird die Letzte die Erste sein."

Wenn auch das nicht geschah, so sah Hildegund doch wunderhübsch aus mit ihrem vollen runden Kranz von blaßrother Erika und in einem blaßgrünen Florkleid, auf welches kleine Reiser der Erika gestreut waren. Das versöhnte sie mit ihrem Antheil, aber nicht mit Graf Othenio, um so weniger, als im Laufe des Winters ähnliche Fälle vorkamen. Mit diesem Dorn im Herzen ging sie nach Deggenrain. Von Personen, welche sie dort besuchten, erfuhr sie, daß Cunigunde beabsichtige, ihr Haus in der Residenz neu einzurichten.

„Das sollten wir auch thun," sagte sie zu ihrem Mann.

„Ein schrecklicher Gedanke, nach drei Jahren ein bequemes und geschmackvolles Mobiliar zu erneuern. Das macht die Zimmer ungemüthlich wie ein Möbel-Magazin, wo immer neue Sachen zu sehen sind und Niemand sich behaglich fühlt."

„Hörteſt Du nicht, daß Cunigunde es thun wird.“

„Cunigunde hat die Einrichtung ihrer Schwiegereltern in ihrem Hauſe vorgefunden; da mag eine Erneuerung nothwendig ſein.“

„Sie will etwas ganz Beſonderes haben, einen Saal im mauriſchen Geſchmack. Es ſoll ein Geheimniß, eine Ueberraſchung ſein .... man hat es mir anvertraut. Es wäre herrlich, wenn wir zugleich mit ihr die Geſellſchaft in einem mauriſchen Saal empfingen.“

„Beſtes Kind, Cunigunde hat zu viel Geſchmack und Takt, um ihrem ſtattlichen herrſchaftlichen Hauſe ſo etwas anzuthun. Durch dergleichen Curioſitäten ſuchen Kaffeehäuſer Beſuch anzulocken.“

„Nun gut! .... der gelbe Salon verdient jedoch eine neue Einrichtung, wenn auch keine mauriſche. Warum auch nicht? wir ſind reich genug, um uns jede Annehmlichkeit zu verſchaffen.“

„Ja, jede Annehmlichkeit; doch nicht reich genug für jede Laune, die uns durch den Kopf fliegt. Und über ſolche Launen hat man ſich ohne Zweifel luſtig gemacht, als man Dir von Gräfin Cunigundens Saal im mauriſchen Styl erzählte.“

Hildegund's Nachſinnen, auf welche Weiſe ſie Cunigunde verdunkeln könne, wurde durch die Geburt einer Tochter unterbrochen. Darauf ſiedelte Veldegg zu Anfang des Winters mit ſeiner Familie in die Reſidenz über, wo die Kammern eröffnet werden ſollten. Er

war jetzt sechs Jahre verheirathet und nun wendete das flatterhafte Glück dieser Ehe den Rücken, denn es verweilt dauernd nur dort, wo mit den Eheleuten ein Dritter im Bunde ist — Gott.

Hildegund brachte es dahin, Graf Othenio wieder ausschließlich an ihren Triumphwagen zu fesseln, allein sie compromittirte sich dermaßen bei diesem Bestreben, daß man anfing sehr bedenklich von ihr zu reden.

Auf einem glänzenden Ball bei Gräfin Cunigunde war Veldegg im tiefen Gespräch mit einem Minister über die Vorlagen, welche die Regierung der Kammer gemacht hatte. Eugenia hatte sich vom Tanz zurückgezogen und einen Platz eingenommen, wo sie Veldegg beobachten konnte. Daß er ernst und sorgenvoll aussah, mochte die Folge seines Gesprächs sein; allein er sah gedrückt aus, und die Wolke, die auf seiner Stirne lag, wurde nicht dahin geweht von der Luft der Kammern. Eugenia kannte ihn zu genau, um nicht zu wissen, welcher Kummer ihn drücke — besonders da an diesem Abend Hildegund's Benehmen gegen Graf Othenio über die Maßen auffallend war. Er wich nicht von ihrer Seite, selbst dann nicht, wenn sie mit einem andern Herrn tanzte, und mit ihm sprach Hildegund, anstatt mit ihrem Tänzer.

Eugenia trat an Veldegg heran, als dieser sein Gespräch mit dem Minister beendigt hatte und sagte rasch:

„Mir ist nicht wohl in dieser afrikanischen Tempe-

ratur. Bitte, führen Sie mich aus dem Gedränge in ein kühleres Zimmer. Ich erſticke."

Und ſie athmete tief an einem Flacon mit engliſchem Riechſalz. Veldegg führte ſie in ein Zimmer, wo nur zwei L'Hombretiſche mit ihren ernſten, aufmerkſamen Spielern ſich befanden. Nachdem der eine dieſer Herren geſagt hatte:

„Sieh da, gnädige Frau! Flüchten Sie ſich aus dem Geräuſch in dieſe ſtille Region?"

Und nachdem Eugenia geantwortet hatte:

„Fürchten Sie dieſe heilige Stille durch eine Frau verſtört zu ſehen, Excellenz? . . . Seien Sie unbeſorgt . . . ich ſpreche wenig und ganz leiſe."

Sie ſetzte ſich in einen Lehnſtuhl am andern Ende des Zimmers mit dem Rücken gegen die Spieltiſche und gab Veldegg ein Zeichen, in derſelben Weiſe Platz zu nehmen. Dann ſagte ſie mit gedämpfter Stimme:

„Wiſſen Sie noch, daß ich Sie vor ein Paar Jahren bat, Ihre klugen Augen zu öffnen?"

„Gewiß."

„Entſinnen Sie ſich, daß Sie mich damals ſchnöde abwieſen?"

„Das nicht."

„Schnöde abwieſen, ſag' ich, obſchon ich Das that, was nur wahre Freundſchaft leiſtet: ich gab Ihnen einen Rath, der Ihnen unlieb war. Jetzt ſtehen die Sachen ſo, daß Sie einſehen wie gut mein Rath war,

und daß Sie bedauern, Ihre Augen nicht rechtzeitig geöffnet und so gehandelt zu haben, wie es dem weltkundigen Gatten einer jungen unbesonnenen Frau geziemt. Dies Geständniß verlange ich durchaus nicht; aber ich bitte, vergessen Sie nicht, daß ich Ihre treue, Ihre beste Freundin bin und folgen Sie diesmal. Gehen Sie unter dem Vorwand schlechter Gesundheit mit Ihrer Frau nach Italien, nach Madeira, wohin Sie wollen — aber fort von hier."

„Das ist unmöglich."

„Warum?"

„Es würde ungeheures Aufsehen machen."

„Oeffnen Sie die Augen, Veldegg .... und dann urtheilen Sie, ob Ihre Abreise oder Ihr Hierbleiben mehr Aufsehen macht. Jetzt fühle ich mich wohler und kehre in den Ballsaal zurück; bleiben Sie hier und erwägen Sie den Rath Ihrer besten Freundin."

Sie erhob sich und glitt wie ein Schatten aus dem Zimmer. Er hatte längst die Augen geöffnet. Hildegund aber nicht — und sie war die Hauptperson. Er versuchte es bei ihr. Sie wollte nichts hören. Es kam zu Vorwürfen, zu sehr traurigen, sehr heftigen Auftritten, durch welche beide Theile tief erbittert wurden, Hildegund im Bewußtsein eines Unrechts, das sie nicht eingestehen und nicht aufgeben wollte; Veldegg tödtlich verletzt durch diesen Leichtsinn, der ihren Ruf compromittirte, ihre und seine Ehre auf's Spiel setzte. Es ging

sehr trübe her im Veldegg'schen Hause. Hildegund's Zauber über Emerich hatte bestanden in ihrem lieblich kindlichen Wesen, das sich in ihrer ganzen Erscheinung aussprach. Aber diese Schmiegsamkeit, diese Arglosigkeit, diese Unbefangenheit — wo waren sie geblieben? — Hildegund hatte gelernt, wie Eva Zwiegespräche mit der Schlange zu halten. Folglich war die Aufrichtigkeit dahin, folglich das gegenseitige Vertrauen, folglich alle Traulichkeit, alle Gemüthlichkeit, folglich Eintracht und Zufriedenheit. Wo diese guten Engel walten, da sind sie Zeugen einer guten Ehe, denn sie bewirken Das, was in der Natur der Frühling bewirkt, der über den Dornstrauch eine solche Fülle von Blüten, schneeweiß oder rosenroth, wirft, daß sie mit den Dornen versöhnt. Eintracht und Zufriedenheit kommen mit einander und fliehen mit einander, und aus dem Veldegg'schen Hause waren sie geflohen. Da stand es mit der Ehe so, wie mit dem Dornbusch im Spätjahr, kahl, scharf, verwundend, feindlich, lauter spitze Dolche.

Endlich erklärte Veldegg Hildegunden, er werde in der Kammer Urlaub nehmen und nach Deggenrain gehen. Hildegund erklärte, sie werde ihn in diesem Fall nicht begleiten, weil die scharfe Märzluft dort weder ihr noch den Kindern zuträglich sei. Veldegg gab zur Antwort, er reise ab und mit den Kindern: dies stehe fest. Hildegund schrie laut auf über die Verkehrtheit

eines solchen Schrittes, der ihr unerträglich sei und den man in der Welt theils tadeln, theils bespötteln werde. Veldegg blieb unerschütterlich und sagte endlich:

„Wohlan! ich lasse Dir die Wahl: Du gehst entweder jetzt mit mir oder Du betrittst nie wieder die Schwelle von Deggenrain.“

„Welche Tyrannei!“ rief Hildegund in Verzweiflung; „ich kann mich ihr nicht unterwerfen! . . . . ich will es nicht! . . . . ich will nicht Sklavin sein!“

„Du hast die Wahl . . . . ich reise Ende der Woche,“ versetzte Veldegg unerschütterlich.

Hildegund war in der furchtbarsten Aufregung. Sie erkannte, daß ihre ganze Zukunft von ihrer Wahl abhänge — das Gewissen sagte ihr, was ihre Pflicht sei und was Ehre und Anstand verlangten — und dennoch! dennoch! konnte sie sich nicht dazu entschließen, dermaßen hatte sie sich in das selbstgewebte Netz verstrickt, dermaßen war aus dem frevelhaften Spiel der Eitelkeit und Gefallsucht eine Leidenschaft erwachsen, gegen deren Tyrannei sie sich nicht wehrte.

Es war eine Fügung göttlicher Barmherzigkeit, daß am Abend dieses Tages Hildegund's Onkel, Baron Althausen ganz unerwartet eintraf. Er war ihr Vormund gewesen, und da Hildegund's Besitzung neben der seinen und fern von Deggenrain lag, so hatte Veldegg ihn gebeten die Oberaufsicht fortzusetzen. Jetzt handelte es sich darum diese Besitzung höchst vortheil-

haft zu verkaufen, und er fand es gerathen mündlich Rücksprache mit Hildegund zu nehmen. Statt dessen kamen aber ganz andere Dinge zur Sprache, die ihn tief betrübten. Nach traurigen Unterhandlungen mit Veldegg und nach ernsten, ja gebieterischen Vorstellungen bei Hildegund, gelang es ihm diese zu bewegen, auf einige Zeit mit ihm zu gehen. Der Verkauf ihrer Besitzung bot dazu den Vorwand. Sie sollte Emerenz mitnehmen, Veldegg aber bis zum Schluß der Kammern mit den beiden jüngeren Kindern in der Residenz verbleiben. In dieser Weise wurde so wenig Aufsehen wie eben möglich war gemacht, und war der erste Schritt zum Besseren geschehen, werde sich auch der zweite thun lassen, hoffte Baron Althausen. Hildegund aber reiste in stiller Verzweiflung mit ihm und der kleinen Emerenz ab. Es versteht sich, daß diese Abreise dennoch das größte Aufsehen machte.

„Die Verbannung Eva's aus dem Paradiese hat also stattgefunden," sagte Baronin Juliette zu Eugenia.

„Das war zu erwarten," entgegnete diese lächelnd.

Viertes Kapitel.

Hildegund besaß weder einen energischen Charakter, noch einen scharfen Verstand. Dasjenige, was diesen Mangel hätte ersetzen und ihr in schweren Kämpfen Kraft und Klarheit geben können — die Richtschnur des Glaubens, die den Weg aus dem Labyrinth der Leidenschaft möglich macht, hatte sie verloren. Sie fühlte sich namenlos elend, zerdrückt von den Fesseln der Ehe, gefoltert von der Verkehrtheit ihres Herzens, das eine verbotene Freiheit begehrte, während es in Knechtschaft war. Baronin Althausen entsetzte sich über die furchtbare Verwüstung dieser Seele, in welcher nichts Himmlisches Anklang fand. Sie behandelte Hildegund wie eine schwer Kranke mit schonender, zärtlicher Liebe und suchte Hildegund auf die Gnadenmittel hinzuleiten, die dem Menschen zu Gebot stehen, der seine Irrwege zu verlassen strebt. Aber Hildegund blieb unzugänglich und entgegnete ablehnend:

„Ich kann nicht beten, gute Tante .... kann nicht bis in den Himmel hinauf denken .... kann mich mit keinem andern Gedanken beschäftigen, als mit

dem einen, dem naheliegenden: wie soll ich dies Leben ertragen? Die Antwort heißt: ich kann es nicht, es ist unmöglich."

„Gerade das ist ein Irrthum, der Dich immer tiefer in die Verkehrtheit hineintreibt, bestes Kind. Du würdest sie nach und nach überwinden, wenn Du aufrichtig und beharrlich Gott bitten wolltest, Dir mit seiner Gnade beizustehen. So haben es Tausende und Zehntausende vor Dir gemacht und so wird es fortgehen, so lange auf Erden arme schwache Menschenherzen schlagen; sie finden Kraft und Muth. Wolle nur."

„Ich kann nicht wollen!" seufzte Hildegund und versank wieder in ihre wirren und trüben Träumereien.

Die kleine Emerenz schmiegte sich zärtlich an die Baronin Althausen an und lief ihr nach wie ein treues Hündchen auf jeden Schritt. Das tiefe Gemüth des Kindes hatte schon schmerzlich gelitten durch den Zwiespalt der Eltern.

Es war gegen das Ende der Fastenzeit. Die Aequinoctialstürme wirbelten Schneewolken zusammen, die sich stoßweise entluden, weiter flogen und einem flüchtigen Sonnenstral Platz machten, der bald wieder hinter einem Vorhang von Schnee verschwand. In dem kleinen behaglichen Wintersalon saß Baron Althausen, rauchte Cigarren und las Zeitungen und Zeitschriften über Landwirthschaft und Forstkultur. Während der Lectüre murmelte er zuweilen:

„Das ist Alles schön und gut .... aber ein Mittel gegen Engerling und Kiefernraupe, gegen Kartoffel- und Weinkrankheit weiß man doch nicht."

Die Baronin saß auf einem Sopha in der Nähe des Fensters und stickte eine Tapisserie für ein Meßgewand. Auf dem Polster, auf dem ihre Füße ruhten, saß Emerenz ganz ernsthaft mit Fingerhut, Nähnadel, einem Stück Stramin und rother Wolle und übte sich aufmerksam im Kreuzstich. Neben der Kleinen auf einem andern Polster, lag eine große Cypernkatze, ein Liebling der Baronin — und unter dem Tisch, auf welchem des Barons Cigarrenkasten, Aschenteller und Zeitungen sich befanden, lag sein Liebling, ein Wachtelhund. Noch nie war es vorgekommen, daß diese beiden Thiere sich angefeindet hätten. Sie straften das Sprichwort Lügen, welches den häuslichen Unfrieden mit „wie Hund und Katze leben" bezeichnet. Mit hochgewölbtem Rücken und geschwungenem Schweif schlich Minette zuweilen zu Caro hin, ob in feindseligen oder freundschaftlichen Absichten — wer kann das bei einer Katze ergründen. Dann blinzelte Caro sie schlaftrunken an, Minette schlich weiter und kehrte nach dieser Promenade durch's Zimmer auf ihr Polster zurück.

Es herrschte jene gemüthliche Stille im Zimmer, welche anzeigt, daß Jeder in seine Beschäftigung versenkt und mit ihr zufrieden ist. Da hub Emerenz halblaut an, um den Onkel nicht zu stören:

„Tante, es gefällt mir hier gut, beſſer als zu Hauſe.“

„Beſſer doch wohl nicht,“ ſagte die Baronin bewegt, „denn Du haſt zu Hauſe den Papa und die kleinen Geſchwiſter.“

„Ja, die habe ich! . . . . aber Papa iſt böſe und dann weint Mama, oder Mama iſt böſe und dann iſt Papa traurig. Im Kinderzimmer bin ich recht gern, aber bei Papa und Mamä nicht. Da werde ich immer traurig . . . . und ich mag lieber vergnügt ſein, wie ich hier bin. Es iſt mir ſo leid, wenn Papa und Mama mit einander böſe ſind . . . . ich möchte immer weinen und ich fürchte mich. Darf ich nicht immer bei Dir bleiben?“

Sie legte ihr Köpfchen ſchmeichelnd auf die Kniee der Baronin und dieſe ſagte ablenkend:

„In Deggenrain iſt es doch viel ſchöner, nicht wahr, Emerenz?“

„Das iſt wahr, Tante!“ rief Emerenz, und mit der ganzen Beweglichkeit des kindlichen Sinnes vergaß ſie ihren Wunſch und zählte die Herrlichkeiten von Deggenrain auf, bis ein Wagen vorfuhr und die Baronin ſich erhob.

Der Baron ſchob ſeine Brille auf die Stirne und fragte:

„Willſt Du bei dem Bärenwetter zur Predigt fahren?“

„Ja, lieber Alter, das will ich.“

„Aber, Schatz, nach fünfunddreißigjähriger Ehe so versessen auf eine Standespredigt zu sein .... nimm's nicht übel — das hat keinen Sinn, das kann Dir gar nichts nützen ... denn das Gute, wovon gepredigt wird, hast Du gethan und das Schlimme hast Du nicht gethan — Punktum."

„Ich mache einen Auszug sämmtlicher Predigten für Clementine und da darf die Standespredigt für Ehefrauen nicht fehlen," sagte die Baronin sanft.

„So so ... für Clementine! nun, das ist zweckmäßig .... Besser noch wäre es, wenn Hildegund sie hörte. Frage sie doch."

„Fragen will ich sie, allein ich weiß schon ihre Antwort."

„Und mache es kurz, Schatz, damit die Pferde nicht gar zu lange warten."

„Ganz kurz!... Adieu mein Alter... Adieu Emerenz."

Der Fingerhut flog dahin, der Straminstreif dorthin und Emerenz in die Arme der Baronin bevor diese das Zimmer verließ und bald nachher in das Landaulet stieg — sie allein. Emerenz aber sprang auf die Kniee des Barons und sagte:

„Ich habe genug Kreuzstich gemacht .... bitte, Onkel, erzähle mir etwas von Tini."

Der Baron liebkoste ihren Lockenkopf und sagte:

„Ja, Tini kommt bald mit ihren Eltern und Geschwistern."

„Wie viel Geſchwiſter hat ſie?“

„Aber Emerenz, das mußt Du wiſſen! ich hab' es Dir ſo oft ſchon geſagt.“

„Ich weiß es, Onkel! Tini hat drei Brüder .... ich mag aber lieber, daß Du es mir erzählſt.“

„Nun alſo: Tini hat drei Brüder und eine Schweſter und das ſind Deine Vetter und Deine Couſinen. Die Mimi iſt zwölf Jahre alt“ .... —

„Ach, ſo groß ſchon! ... da ſpielt ſie wohl nicht mit mir ... aber Tini! o das wird luſtig werden.“

„Ja, Tini iſt genau ſo alt wie Du .... doch ein ſolcher Tauſendſaſſa wie Du iſt ſie nicht. Sie iſt ſanft wie ein Täubchen, ſtill wie ein Lämmchen.“

„Wie ein Lämmchen!“ wiederholte Emerenz in Betrachtung verſunken und ſagte dann:

„Onkel, ich bin nicht immer ein Tauſendſaſſa. Schau' nur den ſchönen Kreuzſtich an ... eine ganze Reihe hab' ich genäht ... und leſen kann ich und ſchreiben ...“

„Tini ſchreibt beſſer und kann etwas rechnen.“

„Rechnen kann ich noch nicht ... aber kann Tini dies?“

Emerenz ſprang von den Knieen des Barons herunter, ſtellte ſich ihm gegenüber uud begann deutlich und fehlerlos zu declamiren: „In ſeinem Löwengarten — Das Kampfſpiel zu erwarten — Saß König Franz — Und um ihn die Großen der Krone — Und rings auf hohem Balkone — Die Damen im ſchönen Kranz.“

So declamirte sie das ganze Gedicht und begleitete es mit den Geberden und Bewegungen, die ihr zur Erläuterung nöthig schienen. Nachdem sie mit unbeschreiblicher Verachtung in Blick und Ton den Schluß gesprochen hatte: „Den Dank, Damen, begehr' ich nicht" — nahm sie ihren früheren Platz wieder ein und fragte:

„Kann Tini das?"

„Das weiß ich nicht," entgegnete der Baron starr vor Erstaunen, „von wem hast Du das gelernt?"

„Von Annette."

„Wer ist Annette?"

„Unsere Bonne, die jetzt bei Robert geblieben ist."

„Weißt Du noch mehr solche Gedichte?"

„So lange und schöne nicht. Wir sahen einmal viele wilde Thiere in Kasten. Da wollte ich immer von wilden Thieren erzählen hören. Annette erzählte uns was sie wußte, und als sie nichts mehr wußte und ich sie noch immer quälte, sagte sie mir den Löwengarten vor . . . . und der gefiel mir so gut, daß ich ihn schnell auswendig lernte."

„Willst Du nicht zu Deiner Mama gehen, Emerenz? Du bist den ganzen Morgen hier unten gewesen."

„O ja," sagte sie kleinlaut und schlich die Treppe hinauf in das Zimmer der Mutter.

Hildegund lag auf der Chaiselongue, bleich, matt, mit verweinten Augen. Schmerzlich lächelnd blickte sie

Emerenz an. Dieſe legte ihr Köpfchen auf die Schulter der Mutter und fragte zärtlich:

„Biſt du ſehr krank, Mama, oder haſt du Zahnweh?“

„Nein, Emerenz, . . . ich bin traurig,“ verſetzte Hildegund.

„Dann bin ich auch traurig,“ ſagte die Kleine und ſetzte ſich in einen Lehnſtuhl, der ſo ſtand, daß ſie die Mutter — nicht aber dieſe ſie ſehen konnte. Als Hildegund Emerenz aus den Augen verlor, gingen ihre Gedanken andere Wege. Es trat eine tiefe Stille ein, die jedoch keineswegs ſo gemüthlich war, wie ſie unten im kleinen Winterſalon geherrſcht hatte. Die eine ging aus ruhiger Zufriedenheit hervor und die andere aus ſtumpfer Traurigkeit. Als dieſe für das Kinderherz zu ſchwer wurde, ſchlief Emerenz ein.

Am andern Morgen gab es einen ſonnigen Frühlingstag. Hildegund hatte erklärt, ſie wolle um keinen Preis Hainau, ihr ſchönes Landgut verkaufen. Der Baron ſchlug ihr vor nach Hainau zu fahren und es in Augenſchein zu nehmen, ob es ihr auch noch gefalle und ob es nicht gerathen ſei, den enormen Preis anzunehmen, der dafür geboten werde. Hildegund nahm den Vorſchlag an und es wurde ein Reitknecht nach Hainau geſchickt, der zum Gabelfrühſtück die Herrſchaft anmeldete. Er kam zurück und ſagte: Die Caſtellanin ſei außer ſich vor Freude, daß Frau Baronin endlich einmal wieder an ihr ſchönes Hainau denke; aber das

Gabelfrühstück werde wegen Kürze der Zeit ärmlich ausfallen.

Unter einem stralenden Himmel, der von Lerchengesang durchwirbelt war, fuhr man in einer Stunde nach Hainau. Hildegund war zum letzten Mal als Braut mit Veldegg dort gewesen, um ihm die Heimat ihrer Kindheit zu zeigen. Diese zwiefache Erinnerung bewegte sie tief, und ganz erschüttert betrat sie die Schwelle des Hauses, in welchem sie ihre glücklichen unschuldigen Tage verlebt hatte, bis sie bei dreizehn Jahren ihre Eltern fast zu gleicher Zeit am Typhus verlor. Das stattliche Haus war wohl erhalten, trug aber mit seinen geschlossenen Fensterläden und Vorhängen das Gepräge der Oede, das unbewohnten Räumen eigen ist. So war es auch in den Zimmern. Nur den Salon und das Speisezimmer hatte die Castellanin etwas hergerichtet, Feuer in den Caminofen gemacht und Teppiche gelegt. Hildegund fand Alles ganz wunderschön, nahm Emerenz bei der Hand, ging mit ihr durch alle Gemächer und erklärte ihr wer da gewohnt und was dort geschehen sei. Im Zimmer ihres Vaters stand in der Mitte sein großer Schreibtisch, der ihr, als kleines Kind, wie ein Haus vorgekommen war, worin sie mit ihren Puppen hätte wohnen mögen; im Zimmer der Mutter auf gedrehten Füßen ein zierliches Eckschränkchen, dessen Thür sich nur dann öffnete, wenn Hildegund für ihr Wohlverhalten ein Stückchen Biscuit oder Chocolade

erhielt — was Emerenz zu der Frage anregte, ob nicht auch jetzt das Schränkchen dergleichen Schätze beherberge; — denn von der verfloſſenen Zeit hat ein Kind keinen Begriff. Die Caſtellanin, die Hildegund in dem Alter gekannt, das jetzt Emerenz hatte, freute ſich halb ſelig über die Zufriedenheit ihrer Herrin und erinnerte ſie an dieſe und jene kindliche Scene, welche Hildegund mehr und mehr rührte und Emerenz mehr und mehr entzückte. Dann ging es in den Garten und zu dem guten alten Gärtner, der das vortrefflichſte Obſt zu ziehen verſtand. Dann in die Stallungen. Der Stand der Kutſchpferde war freilich leer, ſo auch der von Hildegund's Pony; aber ſie dachte doch daran, wie ſelig ſie geweſen ſei, als ſie bei eilf Jahren zum erſten Mal frank und frei auf der großen Landſtraße neben ihren Eltern zum Onkel Althauſen ritt, und Emerenz, der ſie von dieſem Ritt erzählte, ſchwang ſich im Geiſt auf einen Pony und galoppirte durch die Welt.

Nachdem Hildegund ihre Wanderung mit dem Onkel und der Kleinen abgemacht hatte, fanden ſie die Baronin ſchon im Speiſezimmer den Thee bereitend.

„Tante," ſagte Hildegund fröhlich, „wenn man mir eine Million auf den Tiſch legte, ich würde mein Hainau nicht fortgeben — viel weniger für eine halbe Million."

„Das freut mich!" ſagte die Baronin froh über Hildegund's heitere Stimmung; „da bleiben wir gute Nachbarn."

„Emerenz!“ sagte die Mutter, „was willst Du lieber haben: Hainau oder eine halbe Million?“

Emerenz entschied sich sofort für Das was sie kannte und sagte:

„Hainau.“

„Die Hauptpersonen sind einig,“ versetzte Hildegund lächelnd; „ich bitte Dich, lieber Onkel, die Verhandlung abzubrechen. Wir behalten Hainau.“

„Wir behalten Hainau!“ frohlockte Emerenz, klatschte in die Hände, tanzte und sprang umher und jubelte fort und fort: „Wir behalten Hainau!“

„Aber Du Tausendsassa, was gefällt Dir denn so gut in Hainau?“ fragte der Onkel.

„Daß es uns gehört!“ rief sie.

„O Liebe zum Eigenthum, wie tief ist sie dem Menschen eingeprägt,“ sagte die Baronin.

Bei der Rückfahrt erklärte Hildegund, sie fühle sich wohl genug, um am Abend die Tante nach der benachbarten Stadt zu begleiten, wo in der Pfarrkirche eine Volksmission gehalten wurde. Es schien, als hätten die Erinnerungen der Kindheit ihr religiöses Gefühl geweckt. Man fuhr in zwei Wagen zur Stadt, da der Baron seine Damen begleiten wollte und einige Frauen vom Dienstpersonal der Mission ebenso pünktlich folgten wie die Baronin.

Der Abfall von Gott durch die Sünde war das

Thema, welches in der Reihe der Miſſionspredigten an dieſem Abend behandelt wurde, und zwar ſo wie der Gegenſtand es mit ſich bringt: drohend und erſchütternd; denn die Seele ſoll ihren elenden Zuſtand erkennen, in ſich gehen und bereuen. Auf der Rückfahrt ſprach Hildegund keine Sylbe, und als man zu Hauſe kam, ſagte ſie, ſie werde nicht zum Thee kommen, ſondern ſchlafen gehen; ſie ſei ſehr müde. Man fand das begreiflich, und als die Baronin mit ihrem Manne allein war, ſagte ſie:

„Hildegund iſt augenſcheinlich ſehr ergriffen. Wie wohlthätig werden die nächſten Predigten auf ſie wirken, welche den Weg der Umkehr zu Gott angeben. Vielleicht iſt es eine himmliſche Fügung, welche ſie eben jetzt zu uns führte.“

„Möge ſie nur die nöthige Ausdauer haben und nicht abſpringen,“ entgegnete der Baron. — — —

Schlag acht Uhr ſaß die Baronin in ihrem Morgenzimmer am Frühſtückstiſch; Emerenz neben ihr. Ein Haus, ein Zimmer, die lange von derſelben Familie, derſelben Perſon bewohnt wurden, nehmen etwas von deren Charakter an, weil ſich ihre Gewohnheiten, ihre Beſchäftigungen, ihre Liebhabereien darin ausdrücken. Dies Morgenzimmer, in welchem die Baronin ihre einſamen Stunden zubrachte, war ganz und gar wie ſie: einfach und gemüthlich, höchſt geordnet. In der Einrichtung keine Spur von Eleganz, kein Seidenſtoff, kein

kostbares Holz, nur Nußbaum und Wollenstoff. Auch kein Schreibtisch, auf dem tausend Dinge liegen, die nicht zum Schreiben gehören, sondern ein großer Schreibschrank mit vielen Fächern und Auszügen, der seinen Inhalt unter Schloß und Riegel hielt, und keine Neugier in Versuchung führte einen Blick in Briefe, Rechnungen ꝛc. zu werfen. Zwei Bücherschränke, hinter deren Vorhänge von grünem Tafft, geschützt gegen Staub, geschmackvoll eingebundene Bücher standen, belehrenden, unterhaltenden, erbaulichen Inhalts. Ein großer viereckiger Tisch, der seine Bestimmung dadurch anzeigte, daß ein Meßgewand — augenscheinlich der Ausbesserung bedürftig, vorsichtig mit einem großen Gazeschleier bedeckt, darauf ausgebreitet lag; im Salon wurden Paramente gestickt, hier wurden sie angefertigt. Ein Spinnrad, dessen Rocken mit dem zartesten blonden Flachs umwunden war, das von einem breiten, weißen, sehr hübsch bemalten Seidenband zusammen gehalten wurde. Ein Schränkchen, welches der Baron die Schatzkammer seiner Frau nannte, und welches in trauter Gemeinschaft Kästchen mit homöopathischen Gläschen und Magnesia — und Rhabarberpulver, Hoffmannstropfen, Melissengeist und englisches Riechsalz, Salbentöpfchen und Arzneigläser beherbergte. Ein runder Tisch, an welchem man das Frühstück nahm, wenn die Hausgesellschaft nicht zahlreich war. Alle Interessen, die das Herz und die Zeit der Baronin erfüllten, spiegelten sich

in dieſem Zimmer, deſſen Behaglichkeit durch ein großes Feuer im Kaminofen vermehrt wurde.

„Worauf warten wir, Tante?“ fragte Emerenz und rückte ungeduldig auf ihrem Stuhl hin und her.

„Auf Deinen Onkel,“ gab die Baronin zur Antwort, indem ſie emſig an einem Kinderjäckchen häkelte.

„Ich mag nicht ſehr gern warten, Tante,“ verſetzte Emerenz.

„Niemand wartet gern, aber wir Alle müſſen es lernen,“ ſagte die Baronin.

Sie war die Pünktlichkeit perſonifizirt, und es hatte ihr nicht wenig Mühe gekoſtet, ſich an die Unpünktlichkeit ihres Mannes zu gewöhnen und noch immer empfand ſie dieſelbe wie einen leichten Nadelſtich.

„Da bin ich! . . . gräßlich ſpät . . . . nicht wahr? Verzeihung, Schatz!“ Mit dieſen Worten, die der Baron ſeit fünfunddreißig Jahren faſt täglich wiederholte, trat er ein und ſetzte ſich an den Tiſch. „Wo iſt denn Deine Mama, Du kleiner Tauſendſaſſa?“ fragte er Emerenz.

„Sie ſchläft wohl noch, Onkel,“ entgegnete das Kind.

Da wurde ganz leiſe an die Thür geklopft. Es war nicht üblich, daß die Baronin um dieſe Stunde Audienz gab; es geſchah von neun Uhr an. Auf ihr befremdetes: „Herein!“ erſchien Hildegund's Kammerjungfer, blaß, zitternd, und bat die Baronin herauf zu kommen.

„Was gibt's denn so eilig?“ fragte der Baron unmuthig, denn er mochte nicht bei einer Mahlzeit gestört werden.

Mit einem Blick auf Emerenz wiederholte die Kammerjungfer ihre Bitte. Die Baronin hatte sich schon erhoben, und indem sie sagte: „Ich komme gleich wieder und bringe Nachricht,“ entfernte sie sich eilig.

Hildegund saß im Alkoven ihres Zimmers neben ihrem Bett. Auf dem Nachttisch stand ein silberner Handleuchter, dessen Kerze bis auf die letzte Spur verbrannt war. Das Bett war unberührt. Hildegund hatte augenscheinlich im Lehnstuhl die ganze Nacht zugebracht. In ihren Schlafrock eingewickelt, saß sie mit verschränkten Armen da und schien die Baronin gar nicht zu bemerken.

„Bestes Kind, was stellt dies vor!“ sagte die Baronin und ergriff Hildegund's eiskalte Hand.

„Ich denke über die Predigt nach, Tante,“ erwiederte Hildegund und blickte todmüde, ganz entstellt durch die Nachtwache mit erloschenen, eingesunkenen Augen zur Baronin auf.

„Alles hat seine Zeit und seine Grenzen, bestes Kind. Am Tag denkt man nach und in der Nacht schläft man.“

„Ja, wenn man schlafen kann.“

„Der Schlaf wird schon kommen . . . lege Dich jetzt nur geschwind in's Bett. Du bist ja ganz erstarrt

vor Kälte . . . . ich besorge Dir Thee . . . oder was Du willst."

„Ich will nichts, Tante! . . . . die Predigt! die Predigt!"

„Ja, sie war sehr ergreifend, wir werden heute ihre Folge hören."

„Die Folge weiß ich, Tante! es ist die ewige Verdammung."

„Für Den der sich nicht bessern will — ja! für den Andern ist es die Bekehrung zu Gott, die Aussöhnung mit ihm, die Hoffnung auf ein künftiges, seliges Leben."

Hildegund schüttelte traurig den Kopf. Die Baronin sagte:

„Du siehst, in welche verkehrte Grübelei man aus Mangel an Schlaf verfällt. Hole also das Versäumte nach."

Und sie blieb bei Hildegund bis diese endlich im Bett war.

Als sie zum Frühstück zurückkehrte, fragte der Baron:

„Was gab es denn da oben?"

„Nervenaufregung! ich hoffe sie mit Melissengeist zu beruhigen."

Hildegund erschien zum Gabelfrühstück, war aber sehr schweigsam und äußerte keine Sylbe über die Predigt und man sprach von anderen Dingen. Im Salon fand man Briefe und Zeitungen.

„Sie kommen also nächsten Dienstag. Clementine,

Clemens und alle fünf Kinder!“ rief die Baronin, nachdem sie einen Brief gelesen hatte.

„Alle sieben — bravo!“ rief der Baron; „und wie lange bleiben sie?“

„Clementine und die Kinder vier Wochen, Clemens — unbestimmt. In jedem Fall holt er sie wieder ab, wenn sich die Karavane auf den Zug macht. Hofmeister, Gouvernante und dienende Wesen sind dabei.“

„Bravissimo!“ rief der Baron und rieb sich vergnügt die Hände: „dann wird es munter hergehen im stillen alten Hause.“

„Dann will ich Platz machen,“ sagte Hildegund.

„Mit nichten, mein Schätzchen,“ versetzte er fröhlich; „es ist Platz im Ueberfluß da! . . . Du bleibst hier . . . es sei denn, daß Du nach Deggenrain gehen wolltest,“ setzte er ernst hinzu.

„Nach Deggenrain? . . . O, nicht um die Welt! nie! nein, nie! Ich will nach Hainau.“

„Den Gedanken mußt Du aufgeben, liebes Kind. Ein Aufenthalt bei uns, Deinen zweiten Eltern — das habe ich mit Deinem Manne abgemacht. Von Hainau war keine Rede und nicht dort ist Dein Platz,“ gab der Baron gelassen zur Antwort.

„In Hainau ist mein Friede.“

„Er war dort als Du, ein gutes folgsames Kind, dort lebtest. Jetzt wird er dort sein, wo Du andere heilige Pflichten treu und folgsam erfüllst.“

Hildegund verſtummte vor dem tiefen Ernſt ihres Onkels. Als ſpäter die Baronin fragte, ob ſie zur Abendpredigt fahren wolle, erwiederte ſie heftig:

„Ich will nicht zum zweiten Mal mein Verdammungsurtheil hören.“

„Mache mich nicht ungeduldig, Hildegund!“ ſagte der Baron ſtreng. „Niemand hat Dich verdammt und Niemand kann Dich verdammen als Du Dich ſelbſt, wenn Du beharrlich, mit Wiſſen und Willen, in der Widerſetzlichkeit gegen göttliche Ordnung verbleibſt. Dies und nichts Anderes hat der Prediger geſtern Abend geſagt, und Dies und nichts Anderes mußte er ſagen, weil er auf der Kanzel ſteht, um das Wort Gottes zu verkünden und um uns Allen einzuſchärfen — was uns ſehr nöthig iſt — daß wir uns von ganzem Herzen zu Gott bekehren ſollen.“

„Und heute Abend wirſt Du hören, wie leicht uns dies gemacht wird,“ fügte liebreich die Tante hinzu.

„Ich danke Dir, liebe Tante, ich bin müde,“ erwiederte Hildegund kurz. Dabei blieb es.

Die Miſſion war zu Ende und die Baronin ſehr betrübt über den Eindruck, den Hildegund ſo eigenſinnig feſthielt. Den Vorſchlag, mit einem der Miſſionsgeiſtlichen zu ſprechen, hatte ſie abgelehnt, auch den vortrefflichen Stadtpfarrer, den ſie aus früherer Zeit kannte, wollte ſie nicht ſehen. Ihrer verſtörten, auf den Wellen der Leidenſchaft hin und her getriebenen

Seele, hatten zwei Eindrücke eines und desselben Tages sich bemächtigt: ihre unschuldige Vergangenheit und die Schuld ihrer Gegenwart. Sie hatte sich zu wenig im Kampf gegen sich selbst geübt, um jetzt die Kraft zu besitzen, sich aufzuraffen und einen Schritt weiter zu gehen, der sie aus dem unseligen Zustand gerettet hätte. Im Glauben an die erlösende Kraft des Blutes Jesu hätte sie Energie finden können. Wo war dieser Glaube! . . . Er hatte sich verflüchtigt, als sie von der christlichen Mythe wie von der indischen und nordischen Mythe sprechen hörte und endlich selbst sprach. Sie versank mehr und mehr in Schwermuth; da sie aber wenig sprach und nie eine Aeußerung über ihren Seelenzustand machte, bemerkte man keine Veränderung. Sie hatte ja die ganze Zeit in hinbrütender Versunkenheit zugebracht. Die Ankunft ihrer Cousine Clementine mit Mann und Kinder brachte keine Veränderung hervor. Mochte das Kindervölkchen noch so glückselig jubeln, spielen, plaudern — mochten Eltern und Großeltern noch so heiter und traulich das Glück eines großen Familienkreises genießen — mochte Emerenz in Wonne schwelgen über die zahlreichen munteren Gespielen: Hildegund blieb still und in sich gekehrt und beachtete kaum das liebevolle Entgegenkommen Clementinens. Es fiel aber Allen peinlich auf, daß sie sich von der gemeinsamen Ostercommunion fern hielt. Ganz außer Fassung gerieth darüber Clemens Sternfels. Er war einer von den

überfrommen, nicht sehr einsichtsvollen Menschen, die sich berufen wähnen ihre Ansichten über Frömmigkeit Anderen beizubringen.

„Aber Mama!“ rief er in höchster Entrüstung, „wie kannst Du unter Deinem Dach dies Aergerniß, dies schlechte Beispiel dulden?“

„Ruhig, Clemens! . . . . nur immer ruhig!“ versetzten Clementine und ihr Vater, während die Baronin sanftmüthig erwiederte:

„Kann ich mehr thun, als zuerst Hildegund an die Ostercommunion erinnern und dann sie liebevoll dazu auffordern?“

„Viel mehr, Mama! Du hättest mit der Autorität sprechen sollen, welche einer Hausfrau zukommt, die für die Seelen ihrer Hausgenossen die Verantwortung hat.“

„Weiter als auf Vorschlag, Bitte, Zureden reicht diese Autorität nicht, bester Clemens.“

„Du hättest ihr einen Geistlichen auf's Zimmer schicken sollen, der ihr die Hölle heiß machte.“

„Sie würde ihr Zimmer vor ihm verschlossen haben.“

„Und das Alles, nachdem sie hier der Volksmission beiwohnte.“

„Das that sie nicht.“

„Wie! was! das that sie nicht! sie war hier und Du hast das nicht bewerkstelligt?“

„Clemens scheint seine martialische Gewohnheit im

Gedächtniß zu haben und die Leute — wie früher seine Compagnie — in die Kirche führen zu wollen. Wer nicht dabei ist, kommt in Arrest," sagte Clementine scherzend. Sie war viel klüger wie ihr Mann und stets bemüht, seinen Mangel an Einsicht durch Scherz zu verdecken.

„Ja! das mit Recht!" rief er tapfer.

„Du bist närrisch, Clemens," sagte höchst gelassen der Baron, „sobald Du auf Deinem frommen Steckenpferd reitest und ihm alle Capriolen gestattest."

„Capriolen, Papa! sind das Capriolen, oder mit anderen Worten sind das meine Capricen, wenn ich die Leute veranlassen möchte, als gute Christen zu leben?"

„Veranlassen — ist sehr gut und ist in diesem speziellen Fall versucht worden. Zwang ist verkehrt und seine Frucht ist Erbitterung. Es gibt kranke Seelen, mit denen man Geduld haben muß, denn Gott ist sehr langmüthig, und ich glaube, mein lieber Clemens, daß eine Frucht der Frömmigkeit Geduld mit der Schwachheit des Nächsten sein soll."

„Versteht sich, Papa! das versteht sich ja ganz von selbst. Christliche Geduld ist Hauptsache. Aber die Volksmission ist eine Sache, die . . . . ich sage Dir, sie ist eine große Sache . . . . und daß man plötzlich in der Kirche auf den Gedanken gekommen ist, sie dem christlichen Volk anzubieten . . . . das ist eine Gnade."

„Du brauchst das rechte Wort, Clemens. Angeboten

wird ſie, nicht aufgezwungen. Ueberhaupt kennt die Gnade keinen äußeren Zwang."

„Es iſt aber doch nicht übel, ſie zuweilen durch äußere Mittel eindringlich zu machen."

„Was nennſt Du ſo?"

„Belehrung, Unterricht, Ueberredung."

„Die beiden erſten ſind allgemein übliche und ganz nothwendige Canäle, durch welche die Gnade fließt. Ueberredung iſt ſehr bedenklich, denn ſie bringt keine Ueberzeugung bei, ſondern ſie bringt nur den Widerſpruch zum Schweigen."

„Mama, kannſt Du mir nicht eine Unterredung unter vier Augen mit Hildegund verſchaffen?"

„Hielte Dein apoſtoliſcher Beruf Schritt mit Deinem Eifer, lieber Clemens, entgegnete die Baronin, ſo könnte eine ſolche Unterredung vielleicht von Nutzen ſein. Jetzt wird ſich Hildegund ſchwerlich darauf einlaſſen."

Clemens Sternfels hatte mehr Vertrauen zu ſeinem apoſtoliſchen Beruf als ſeine Schwiegermutter. Als man an einem ſchönen Apriltag einen Spaziergang nach einem nahen Meierhof machte, bot er Hildegund den Arm und nahm die günſtige Gelegenheit wahr, um ihr die Lehre von der Gründung der Kirche und der Einſetzung des Abendmahls durch Chriſtus — wenn nicht ſehr klar, doch ſehr weitläufig zu entwickeln. Er ſchloß mit den Worten:

„Nicht wahr? Sie erkennen jetzt Ihre Verpflichtung

zum Empfang der heiligen Sacramente in der österlichen Zeit."

Hildegund hatte zuweilen zugehört, zuweilen nicht. Auf diese directe Frage gab sie zur Antwort:

„Eine solche Verpflichtung habe ich nicht."

„Warum denn nicht?" fragte Clemens starr vor Erstaunen über die unerwartete Antwort.

„Weil ich weiß, daß Christus eine Mythe ist," sagte sie ruhig.

Clemens kannte die rationalistische Auffassung, die in dem Erlöser einen Weisen, einen Propheten sehen will, es war ihm aber ganz neu, daß Christus zu einer Mythe verflüchtigt werden solle und er rief entrüstet aus:

„Das ist eine Erfindung des Teufels, um die Menschen ganz und gar vom Glauben abzubringen. Lassen Sie sich doch nicht von diesen Schlingen des Satans umgarnen."

„Ich bin schon umgarnt," gab sie tonlos zur Antwort, zog ihren Arm aus dem seinen und eilte der vorangehenden Gesellschaft nach, während er ganz verblüfft über diesen Ausgang seiner apostolischen Belehrung ihr nachsah.

„Mama, sie ist nicht klar im Kopf," flüsterte er später der Baronin zu.

„Leider!" gab sie zur Antwort, ohne seinen Worten die Bedeutung beizulegen, die er im Sinn hatte.

„Du mußt also einen Geistlichen und einen Arzt zu Rath ziehen.“

„Das ist zu arg, Clemens!“ erwiederte sie lebhaft; „Du darfst nicht Jemand für geisteskrank erklären, weil er in religiöser Beziehung nicht so perfect denkt wie Du.“

„Ich sage Dir, Mama, sie hat fixe Ideen und bedarf der geistlichen und ärztlichen Hülfe.“

Diese Behauptung theilte die Baronin ganz beängstigt ihrem Manne mit. Er entgegnete:

„Das ist richtig: durch ihre traurige Verblendung hinsichtlich dieses unseligen Othenio ist Hildegund allerdings unter der Herrschaft ihrer verkehrten Gedanken und der gläubige Sinn ihrer früheren Jahre scheint sehr geschwunden zu sein. Es gibt in manchem Menschenleben Zeiten von Sturm und Gewittern und die sind für Hildegund eingetreten — obschon man das nicht erwartet hätte. Und weil sie selbst nicht darauf vorbereitet war, mag sie allzu sorglos gewesen sein. Doch Ungewitter sind kein dauernder Zustand, nicht in der Natur, nicht im Menschenleben; sie ziehen vorüber und ihre Folgen sind nicht selten heilsam. Daß Hildegund unserm guten Apostel kein Gehör gab, spricht nicht gegen sondern für ihre Vernunft.“

„Du bist sehr streng gegen den guten Clemens,“ sagte mild die Baronin.

„Kann sein, Schatz! ich erkenne gern seine vortrefflichen Eigenschaften, seine Tugenden an .... allein

er hat eine Gläubigkeit, die mich zum Unglauben reizt . . . und das verdrießt mich. Für dieſen Verdruß muß Clemens ſelbſtverſtändlich büßen."

„Selbſtverſtändlich?" wiederholte ſie und drohte ihm ſcherzend mit dem Finger.

„Ja!" ſagte er lachend; „ich habe nicht Deine und Clementinens Engelsgeduld! . . . . die iſt eine Tugend der Weiber, Gott ſei Dank! — Alſo quäle Dich nicht allzu ſehr wegen unſerer armen Hildegund. Man muß ihr Zeit laſſen ſich zu beſinnen . . . . ſie iſt ja kaum einen Monat hier und ſo ſchnell findet man ſich nicht zurecht."

Die Anweſenheit der Familie Sternfels, der Umgang mit der klugen und liebenswürdigen Clementine, die Fröhlichkeit der Kinderſchaar, der lebhaftere Verkehr mit der Nachbarſchaft — nichts von dem Allen machte Eindruck auf Hildegund. Sie war freundlich, aber ſo ſchweigſam und in ſich gekehrt, daß man ihr anmerkte, ſie ſei am liebſten allein. War ſie aber allein, ſo lag ſie vor ſich hinbrütend auf der Chaiſelongue. Sie las nicht, ſie ſchrieb nicht, ſie arbeitete nicht. Wo waren ihre Gedanken? — ſie wirbelten durcheinander: Leidenſchaft für Othenio, Unrecht und Widerwille gegen Veldegg, Gewiſſensbiſſe, unſchuldige Jugenderinnerungen, Troſtloſigkeit der Gegenwart, Angſt vor der Zukunft, verkehrte Auffaſſung der Glaubenslehren, Anſichten des Unglaubens — dies Chaos wogte ungelichtet, unent-

wirrbar eine trübe, ſtürmiſche Flut in ihren Gedanken, ſo daß ſie oft ſtiller Verzweiflung ſich hingab und tauſendmal lieber zu ſterben, als ferner ſo fortzuleben wünſchte.

Clementine hatte großes Mitleid mit ihr, doch faſt noch mehr mit Emerenz, die für Hildegund kaum zu exiſtiren ſchien.

„Und es iſt doch ein herrliches Kind," ſagte ſie; „ich möchte ſie mit mir nehmen, ſo lange die Mutter hier iſt."

„Unmöglich!" rief die Baronin; „Veldegg's Briefe ſind überfüllt von dem Wunſch Emerenz bei ſich zu haben."

„Nein, Clementine, daraus wird nichts!" ſagte der Baron; „nur dem Vater trete ich die Emerenz wieder ab; denn das Kind iſt meine Freude. Und daß Du mir im Sommer eine dritte Enkelin ſchenkſt, Clementine, das bitte ich mir aus! hörſt Du!"

„Ich höre, Papa, bin jedoch nicht dazu geneigt ... weil ich einen vierten Sohn wünſche."

„Unbegreiflich dieſe Liebhaberei der Frauen für Söhne! das iſt ein ſchlechter Geſchmack, Clementine! ... Ja! ein Sohn oder zwei — ſetzte er hinzu, mit Wehmuth an ſeine beiden früh verſtorbenen Söhne denkend — die ſind freilich ein koſtbarer Schatz. Doch damit iſt's genug. Töchter aber kann man nie zu viel haben. Von Töchtern verſchiedenen Alters muß immer ein großer Vorrath ſein."

„Söhne sind der Stolz einer Familie," wendete Clementine ein.

„Secundum quid!" sagte bedachtsam der Baron: „Töchter aber sind immer ihre Freude. Welche Noth hat man mit Söhnen von der Wiege an! der Bub' will nicht gehorchen bevor er noch Hosen an hat; dann will er nicht lernen, sondern halsbrechende Dinge treiben; dann verläßt er das Elternhaus und die Sorgen hören gar nicht auf. Hingegen ein Mädchen! das gehorcht, das lernt was man will, das wächst heran wie eine Blume, ganz allerliebst anzusehen, das erheitert das ganze Haus .... und schließlich heirathet es einen Clemens oder etwas der Art ... und schreitet fort auf dem Wege der Vollkommenheit. Dies ist meine Ansicht von den Töchtern."

„Mögen meine Töchter sie bestätigen," entgegnete Clementine und küßte zärtlich die Hand ihres Vaters.

Die Baronin dachte im Stillen, es könne für Töchter so gut wie für Söhne das Je nachdem gelten — wie sie das so eben bei Hildegund erlebten, welche unter denselben Einflüssen und guten Beispielen erzogen und erwachsen war, wie Clementine. Doch sie wollte nicht das trauliche Gespräch von Vater und Tochter durch ihre Einwendung verstören.

Die Familie Sternfels war abgereist und der Frühling war da. Veldegg verlangte Hildegund's Rückkehr; sie habe zwei Monate gehabt um sich zu sammeln, das

Verkehrte zu vergeſſen, das Rechte zu erkennen; die Erzieherin für Emerenz ſei angelangt; es müſſe jetzt Alles in das Geleiſe eines geordneten Lebens zurückkehren.

Der Brief war an die Baronin gerichtet und voll herzlichem Dank für die Liebe und Sorgfalt, welche ſie Hildegund und Emerenz zuwende. Die Baronin gab den Brief an Hildegund. Sie las ihn und ſagte darauf mit ungewöhnlicher Heftigkeit:

„Nie gehe ich zu meinem Mann und nie nach Deggenrain zurück.“

„Du wirſt es früher oder ſpäter müſſen, beſtes Kind. Nimm Dich alſo zuſammen, bedenke daß Dein Platz bei Deinem Mann und Deinen Kindern iſt und reiſe ab. Wir müſſen darauf beſtehen.“

„Ich kann nicht, Tante! ich kann nicht!“ jammerte Hildegund.

„Aber warum nicht, Kind?“

„Ich bin umgarnt, Tante.“

„Umgarnt?“

„Ja, umgarnt! . . . Clemens hat das erkannt und ausgeſprochen . . . . freilich wußte er es nicht ganz beſtimmt, aber er ahnte die Wahrheit: ich bin umgarnt.“

„Wenn Du es biſt, mein armes Kind, und es als ein großes Unrecht und Unglück erkennſt, ſo zerreiße dieſe Schlingen.“

„Unmöglich, Tante! weißt Du nicht, daß es heißt:

Laß Dich vom Teufel bei einem Haar faſſen und Du biſt ſein auf ewig.“

„So heißt es für Diejenigen, die ſich keine Mühe geben wollen, ihm zu entkommen. Gib Dir Mühe, bitte Gott um Beiſtand und es gelingt Dir.“

„Ja . . . Gott! wer iſt Gott . . . wo iſt Gott . . . was iſt Gott . . . nicht wahr, er iſt ein überweltliches Weſen, eine Urkraft, welche das Weltall entſtehen ließ und es ſo ordnete, daß es in feſter Bahn fortrollt . . . die Erde, die Geſtirne, die Menſchen; aber was iſt das: Urkraft! und wie ſoll ich ſie, die ich nicht kenne, um Etwas bitten.“

„Das ſollſt Du auch nicht . . . . an unſern Heiland ſollſt Du Dich wenden, ihn anflehen, daß er ſich Deiner erbarme. Wir haben ja ihn, die menſchgewordene göttliche Barmherzigkeit . . . Chriſtus“ . . . —

„O Tante!“ fiel traurig lächelnd Hildegund ein; „Chriſtus iſt eine Mythe.“

„Wer ſagt das, armes Kind.“

„Emerich ſagt es . . . doch nicht er allein! aus den Forſchungen der Wiſſenſchaft geht es hervor.“

Mit namenloſem Schmerz erkannte die Baronin, daß Hildegund's Seelenſtimmung einer ruhigen Belehrung keinen Eingang geſtatten werde. Sie war auch nicht im Klaren darüber, ob Hildegund's Verſtand nur umnebelt ſei durch Unglaube und Leidenſchaft, oder ob er wirk-

lich erkrankt ſei an einer fixen Idee. Sie antwortete nur mit Entſchloſſenheit:

„Wir wollen nicht weiter disputiren, ſondern einfach dabei ſtehen bleiben, daß Du Dich zur Abreiſe nach Deggenrain fertig machen mußt, beſtes Kind.“

„Verlange lieber gleich meinen Tod, Tante!“ rief Hildegund und warf ſich der Tante zu Füßen; „das überlebe ich nicht! . . . man wird ja dort ſogleich gewahr werden, daß Clemens Recht hatte . . . daß ich vom Teufel umgarnt bin.“

Jetzt gingen der Baronin mit einem furchtbaren Schreck die Augen auf; ſie ſagte nur:

„Beruhige Dich, liebes Kind, wir wollen das Weitere überlegen.“

Dann eilte ſie zu ihrem Mann und mit einem Strom von Thränen ſank ſie auf einen Sitz und ſeufzte:

„Clemens hatte Recht . . . ſie redet irr.“ — —

Es wurde der Hausarzt aus der benachbarten Stadt gerufen und aus einer größeren Stadt ein zweiter Arzt herbei gezogen. Hildegund fand es ganz unbegreiflich, daß man ſie wie eine Kranke behandeln wolle, gab den Aerzten keine Antwort auf ihre Fragen, ſondern richtete ganz ruhig Fragen an ſie über die Behandlung der Cholera. Der Beſuch der beiden Aerzte hatte nicht den geringſten Erfolg; ſie konnten nur ſagen, daß die Baronin Veldegg recht übel ausſehe, einen unſteten Blick habe

und etwas nervenaufgeregt zu sein scheine. Hildegund blieb bei ihrer Weise: in sich gekehrt, traurig, schweigsam, doch aber gleichgültige Dinge verständig redend. So wie man aber von ihrer Abreise, von ihrem Mann oder von Deggenrain sprach, gerieth sie in Verzweiflung, warf sich auf die Erde und wiederholte Das, was sie der Baronin gesagt hatte.

„Es wird nicht anders," sagte der Baron eines Tages niedergeschlagen; „ich muß nach Deggenrain gehen, muß Veldegg mittheilen wie die Dinge stehen und ihm Emerenz bringen. Wer weiß, welche Maßregeln hier getroffen werden müssen . . . und es ist an ihm diese zu genehmigen und für ihre Ausführung zu sorgen."

Die Baronin stimmte ihm bei und setzte hinzu:

„Der Arzt wünscht Zerstreuung, Veränderung für Hildegund, eine größere Reise oder einen Aufenthalt an einem fremden Ort. Er meint, ihre Gedanken könnten dadurch in eine andere Bahn einlenken. Ich fürchte aber, diese Aeußerlichkeiten werden von geringer Wirkung sein. Durch natürliche Mittel gesundet nicht eine kranke Seele und den übernatürlichen widerstrebt sie."

Als der Baron Hildegund von seinem Vorhaben unterrichtete, sagte sie zufrieden:

„Das ist gut, lieber Onkel! Emerenz wird bald sechs Jahr, sie muß zu einer so vortrefflichen Erzieherin kommen, wie Miß Mac Allan sein soll . . . und ich gehe nach Hainau . . . da wird Niemand gewahr wie ich umgarnt bin."

„Du bist von Deinem Eigensinn umgarnt, mein Kind, und es wäre wohl an der Zeit, daß Du dies endlich gewahr würdest, versetzte der Baron mit einiger Ungeduld. In Deggenrain, bei Emerich und den Kindern ist Dein Platz; das mußt Du Dir einprägen."

„Nun und nimmer," sagte sie und ihr Blick flog unsicher umher. — —

Emerenz nahm mit tausend Thränen Abschied von der Baronin und von Allem was diese umgab. Sie lief zu allen Dienstboten durch das ganze Haus und durch den Garten, um überall Lebewohl zu sagen. Sie umarmte Caro und Minette und empfahl ihnen schön friedfertig zu sein. Aber die Trennung von der Mutter rührte sie wenig. Kinder lieben nicht traurige Menschen. Sie haben flüchtiges Mitleid, wenn sie glauben, daß die Leute traurig sind, weil sie kein Brot und keine Kleider haben oder weil sie krank sind. Sie haben keine Ahnung von einer Traurigkeit, welche nicht aus jenen Ursachen entspringt. Wie könnten sie mit ihren ohnehin so verflatternden Gefühlen große Theilnahme für etwas haben, was ihnen ganz fremd ist. Ueberdies haben kleine Kinder schon große Anlagen zum Egoismus, welcher verlangt, daß man sich mit ihnen in der Weise beschäftige, die ihnen genehm ist. Das that Hildegund nicht, und daher erfolgte ein ruhiger Abschied zwischen Mutter und Tochter.

„Wie froh bin ich, daß Emerenz fort ist; sie kann

jetzt nichts gewahr werden," flüsterte Hildegund ihrer Tante zu.

„Was könnte sie denn gewahr werden?" fragte die Baronin sanft.

„O, Du weißt es ganz gut, Tante! ... ich wiederhole es nicht gern," gab Hildegund mit geheimnißvoller Miene zur Antwort.

Veldegg war nicht angenehm überrascht, als der Baron Althausen allein mit Emerenz in Deggenrain eintraf. Doch sein Mißmuth ging in die äußerste Bestürzung über, als er Hildegund's Zustand erfuhr. Er hatte sich der Hoffnung hingegeben, sie werde durch Trennung und Nachdenken zur Besinnung über die Verirrung ihrer Gefühle kommen und durch Vernunft zur Pflicht zurückgeführt werden. Er brachte nur nicht in Anschlag, daß Verirrung des Gefühls in Leidenschaft übergehen kann, wenn nicht der Wille einen entschlossenen Widerstand leistet, und daß der Wille die Kraft zu solcher Entschlossenheit nicht im Nachdenken findet, sondern indem er sich anklammert an ein göttliches Gesetz, das ihm, um den Preis des Kampfes — Sieg verspricht.

Veldegg ließ sich den ganzen Verlauf von Hildegund's Geistesverwirrung genau erzählen, um zu ergründen, welcher Anstoß sie zum Ausbruch brachte. Als der Baron zu Ende war, sagte er mit schneidender Bitterkeit:

„Es ist klar .... die Predigt war es. Dahinter steckt einmal wieder ein Priester."

„Mit nichten!" entgegnete der Baron empört; „dahinter steckt der Unglaube."

„Bah!" sagte Veldegg wegwerfend.

„Der Unglaube! ich wiederhole es!" fuhr der Baron mit steigender Entrüstung fort; „ich will Hildegund nicht frei sprechen ... aber das ist klar, Du trägst einen großen Theil ihrer Schuld."

„Ich habe sie auf Händen getragen!" rief Veldegg zürnend; „ich habe jeden Wunsch, ja, jede Laune erfüllt .... ich habe mit Liebe und Zärtlichkeit sie umgeben." ... —

„Mag sein! aber Du hast ihr Gott geraubt, hast sie der Kirche entfremdet und sie dadurch in ein Labyrinth des Unglaubens versetzt, aus dem sie den Ausgang nicht findet."

„Das that ich nicht! ich habe ihr nur meine Ansichten mitgetheilt" .... — —

„Und durch Verachtung dessen, was ihr heilig war, ihre Ansichten, ihren Glauben verurtheilt."

„Er muß nicht sehr fest gewesen sein, um dadurch zu wanken."

„Eine Theologin war Hildegund nicht, ein scharfer Verstand und ein felsenfester Charakter auch nicht. Das Alles hätte sie bei neunzehn Jahren sein müssen, um sich frei zu halten vom Einflusse eines Mannes, zu

dem sie, wie zu einem höheren Wesen aufschaute und von dem sie in liebender Hingebung geleitet, gestützt zu werden verlangte. Und er, ein Mann von dreißig Jahren, der die Welt und das Leben kannte, der mit den Gefahren vertraut war, denen die menschliche Gebrechlichkeit ausgesetzt ist — er, der die schlichte Gottesfurcht seiner jungen Frau als einen heiligen Wall gegen Leichtsinn und Eitelkeit hätte hegen und pflegen sollen — er reißt sie nieder."

„Möge diese Anklage gerecht oder ungerecht sein, so gibt sie doch höchstens Veranlassung, daß man frivol werde — aber nicht irrsinnig. Dies kann nur religiöse Aufregung bewirken ... und das ist bei Hildegund der Fall."

„Wenn sie nicht eine unselige Leidenschaft zu besiegen vermochte — wenn die Pflicht gegenüberstand und mit Reue und Gewissensangst sie quälte — wie heilsam und wohlthuend wäre es für sie gewesen, unserm Herrgott zu Füßen zu fallen und im Bußsacrament Das zu finden, was der Mensch nöthig hat, um in seinen Kämpfen nicht zu unterliegen! Ein Bote Gottes wäre der Priester für sie gewesen. Sie hat es nicht gethan, seit Jahren nicht — wie wir fürchten müssen — sie ist allmälig tief und immer tiefer in Verdunkelung und Verwirrung der Erkenntniß gerathen; ganz allmälig .... und als jetzt durch eine Predigt gleichsam ein Blitz den Zustand ihrer Seele ihr zeigte, da hielt sie sich für verloren, weil der Glaube an den Erlöser sich in ihr zur

Mythe verflüchtigt hatte und die kranke Seele hat nicht die Stärke den marternden Gedanken durch Glaube und Hoffnung zu überwinden. So steht's mit Hildegund."

„Man muß sie zerstreuen, sie erheitern, sie in andere Umgebung versetzen!" rief Veldegg; „denn das ist und bleibt ausgemacht, daß religiöse Exaltation ihren Verstand überreizt hat."

„Ja, aber nur deshalb, weil sie bereits das innere Gleichgewicht verloren hatte. Ich und Tausende mit mir, wir haben jene Predigt gehört und keinen andern Eindruck empfangen als den, daß es uns sehr nöthig und sehr trostreich ist mea culpa zu sagen."

Bis tief in die Nacht währte das Gespräch der beiden Männer und schloß damit, daß Veldegg fragte, ob es dem Baron nicht sehr unbequem sei, gleich am andern Morgen die Rückreise anzutreten, da er wünsche sich so bald wie möglich von Hildegund's Zustand zu überzeugen. Der Baron war damit einverstanden. Damals war Deutschland weder von einem Eisenbahn-, noch von einem Telegraphennetz umsponnen, der Baron konnte also seiner Frau keine Nachricht zukommen lassen, die früher angelangt wäre als er.

Es war gegen eilf Uhr Abends. Hildegund hatte sich schon für die Nacht in ihr Zimmer begeben, als ein Posthorn ertönte und ein Wagen in den Hof rollte. Sollte der Onkel so schnell heimkehren? dachte Hildegund und trat an ein Fenster. Bei dem Lichte der

Wagenlaternen sah sie — und an den Stimmen hörte sie, daß es ihr Onkel sei mit Emerich. Sie flog an die Thür ihres Zimmers, verschloß und verriegelte sie; dann in ihr Ankleidezimmer, dessen Thür sie gleichfalls verschloß und verriegelte; dann sank sie auf einen Sitz, bebend vom Scheitel zur Sohle, mit laut klopfendem Herzen und stockendem Athem und in so unmäßiger Angst, daß ihre Zähne auf einander schlugen — und horchte in tödtlicher Spannung. Es war eine namenlose Beruhigung den Schritt der Tante zu vernehmen, die an die Thür klopfte und ganz ruhig sagte:

„Emerich grüßt Dich. Er will Dich nicht zu so später Stunde stören, lieber erst morgen früh Dich sehen, Hildegund. Hörst Du noch?“ ...

„Ja, Tante ... es ist gut,“ versetzte Hildegund, und lautlos in äußerster Spannung blieb sie unbeweglich auf ihrem Platze und lauschte auf das Kommen und Gehen, das in einem Hause stattfindet, wenn zu später Stunde ein unerwarteter Besuch kommt.

Gegen Ein Uhr Nachts war Alles zur Ruhe gelangt — nur nicht Hildegund. Sie lauschte noch immer; sie wartete noch immer, ob etwa eine Thür knarre, ein Schritt knistere; aber nein! tiefe Stille herrschte im Hause. Da stand sie entschlossen auf, hüllte sich in eine schwarze Taffetmantille, zog ihre Schuhe aus und schlich die Treppe hinab in den Sommersalon. Dort öffnete sie mit höchster Vorsicht die von Innen ver-

ſchloſſenen Doppelthüren, die in den Garten führten, trat hinaus, lehnte ſie wieder vorſichtig an einander und glitt leiſe wie ein Schatten durch den Garten, der nicht geſchloſſen war, ſondern in die Allee der großen Landſtraße auslief. Dort ſchöpfte ſie Athem und ging ſo raſch ſie konnte nach Hainau zu. Sie war nur allein auf der Landſtraße geweſen; jetzt war ſie allein, in der Nacht, zu Fuß. Eine furchtbare Angſt überfiel ſie, ein Grauen vor unbeſtimmten Schreckniſſen. Es war im Mai, eine helle Sternennacht, doch nicht hell genug, um die Gegenſtände deutlich zu erkennen. Bald glaubte ſie Menſchen, bald Thiere, bald phantaſtiſche Geſtalten auftauchen zu ſehen. Dann ſtand ſie beklommen ſtill, um das Weitere zu beobachten. Wurde ſie gewahr, daß ſie ſich getäuſcht habe, ſo ging ſie raſch weiter, ja ſie lief eine Strecke, um die verlorene Zeit nachzuholen und endlich Hainau zu erreichen. Der Weg ſchien ſich in Unendlichkeit auszudehnen, die Minuten wurden zu Viertelſtunden, dieſe zu Stunden. Sie eilte weiter, erſchöpft, erhitzt, geängſtigt. Sie ſetzte ſich auf einen Steinhaufen neben der Chauſſee, um ein wenig zu raſten. Da fiel der Morgenthau eiskalt auf ihr Haar, auf ihren Nacken. Zuſammenſchaudernd erhob ſie ſich und bald war ſie in Hainau. Der Morgen dämmerte, im Dorf waren ſchon Leute um die Wege, ein Hund bellte, die Hähne krähten — das Alles hörte und ſah ſie wie im Traum, wie im Fieber.

Auf der Schwelle des Schloſſes ſank ſie zuſammen.

Baron Althauſen's Schreck war nicht gering, als er aus dem Morgenſchlaf geweckt wurde, weil der Verwalter von Hainau zu Pferd gekommen ſei, um ihn zu ſprechen. Er dachte nichts Anderes, als daß Hainau in einen Aſchenhaufen verwandelt ſei. Doch ſein Schreck ſteigerte ſich beträchtlich durch die Nachricht, die der Verwalter brachte. Er ließ ſogleich ſein Reitpferd ſatteln und ritt ſchleunigſt nach Hainau, um von Hildegund's Zuſtand Kenntniß zu nehmen.

So wie er in den Hof ritt, ſtürzte ihm die Caſtellanin entgegen und beſchwor ihn mit aufgehobenen Händen, er möge Frau Baronin Veldegg nach Walldorf zurück transportiren laſſen, denn ſie ſei ſchwer krank und es fehle hier an der nöthigen Pflege.

Er fand Hildegund zu Bett und in den wildeſten Fieberphantaſien, die ſich beſtändig um den einen Punkt drehten, daß ſie in Hainau bleiben und von Niemand geſehen werden wolle. Sie erkannte weder den Baron noch die Caſtellanin. Zuweilen ſchien das Grauen der Nacht ihr vorzuſchweben; dann ſprach ſie von Schreckbildern und geſpenſtiſchen Geſtalten und ſtrebte angſtvoll ſie zu verſcheuchen. Der Baron ſchickte unverzüglich einen reitenden Boten an ſeinen Hausarzt mit dem Erſuchen, auf der Stelle nach Walldorf zu kommen; dann beruhigte er die Caſtellanin einigermaßen durch das Verſprechen, in einigen Stunden mit dem Arzt

wieder zu kommen und Hildegund's Ueberſiedelung nach Walldorf zu bewerkſtelligen.

Die Baronin ſaß am Frühſtückstiſch, wartend wie immer und überdachte, wie ſich das Wiederſehen von Emerich und Hildegund geſtalten und welche Folgen es haben werde — denn der Baron hatte ſtreng befohlen, von dem Hainauer Boten vor der Baronin zu ſchweigen. Beſtürzt, ihn geſtiefelt und geſpornt zum Frühſtück erſcheinen zu ſehen, rief ſie ihm bei ſeinem Eintritt entgegen:

„Wo warſt Du? ... wie ſiehſt Du aus? ... was fehlt Dir?“

Sie brach in Thränen aus bei der ſchlimmen Nachricht und Beide berathſchlagten, in welcher Weiſe Veldegg ſie erfahren ſolle. Da kam er ſelbſt und ſagte:

„Ich komme zum Frühſtück ... ich hoffte Hildegund zu finden.“

Er küßte die Hand der Baronin und drückte die Hand des Barons. Als Beide keine Sylbe der Begrüßung ſagten, fragte er:

„Iſt ſie etwa krank?“

„Ja!“ entgegnete der Baron entſchloſſen; „ſie iſt ſogar ſehr krank.“

„So will ich zu ihr!“ rief er aufſpringend.

„Sie iſt nicht hier ... ſie hat ſich heute Nacht in aller Stille nach ihrem lieben Hainau begeben. Wir erwarten jeden Augenblick den Arzt. Wir fahren dann

mit ihm hinüber und bringen sie her .... in Hainau hat sie nicht die Pflege, die sie bedarf."

„Nach Hainau begeben .... heimlich .... in der Nacht ... wie ist das möglich!" stotterte Veldegg ganz verwirrt.

„Ihr Seelenzustand treibt sie zu ganz unberechenbaren Schritten," sagte die Baronin traurig.

„Aber beste Tante, das ist ja ein entsetzlicher Gedanke! Sollte sie gar nicht mehr der Besinnung, des Urtheils fähig sein?"

„Wie wenig sie es ist," gab der Baron zur Antwort, „magst Du daraus ermessen, daß ihre fixe Idee Niemand sehen zu wollen — also auch Dich nicht! — sie in dieser Nacht zu Fuß nach Hainau getrieben hat."

„Schrecklich! entsetzlich! über die Maßen furchtbar!" stöhnte Veldegg händeringend. — —

Der Arzt kam, man fuhr nach Hainau. Dort erklärte er, Hildegund habe den Gehirn-Typhus und das sei ja stets eine Krankheit auf Leben und Tod. Vielleicht habe sie ihr schon lange im Körper gesteckt, die Kopfnerven afficirt und dadurch eine große geistige Verstimmung bewirkt. Vielleicht sei diese Krankheit eine große Krisis, aus der Hildegund gesund an Leib und Geist hervorgehen könne. Vor der Hand sei der Ausgang unberechenbar, und der Uebersiedelung nach Walldorf sei nichts im Wege.

Während drei Wochen war Hildegund in der größ-

ten Gefahr. Dann trat Hoffnung ein, und allmälig ſtellte es ſich heraus, daß ſie körperlich geneſen werde. Der Geiſt ſchien aber ganz ſtumpf zu ſein. Die Aerzte verſicherten und man wußte es durch manches Beiſpiel, daß nach dem Typhus nicht ſelten ein vorübergehender geiſtiger Stumpfſinn ſich einſtelle — und man hoffte weiter. Er wich aber nicht. Es wurden andere Aerzte zu Rath gezogen: ſie hielten eine Orts- und Luftveränderung für heilſam, und Veldegg glaubte der Augenblick ſei günſtig, um ſie nach Deggenrain zu bringen. Er war während der ganzen Zeit in Walldorf geweſen, hatte ſeine Kinder nur ein paar Mal auf einen Tag beſucht, und lebhaft wünſchte er ſeine Frau unter ſeinem Dach zu haben und die vortrefflichen Verwandten der ſchweren Sorge um Hildegund zu entheben. Da dieſe das Gedächtniß verloren und ihn gar nicht erkannt hatte, war der Augenblick günſtig für ihre Ueberſiedelung. Komme ſie dann nach und nach zu Kräften und zur Beſinnung, ſo werde ſie ſich auf der Stätte, wo ſie ſo glücklich geweſen war, bei ihrem Mann und ihren Kindern wiederfinden und leichter die böſen Tage der letzten Zeiten vergeſſen.

„Er hat ſie wirklich ſehr lieb,“ ſagte die Baronin zu ihrem Mann; „gebe Gott, daß ſeine Hoffnung ſich erfülle. Ich mag gar nicht an das Gegentheil denken! ..... welch trauriges Leben ſtände ihm bevor und den armen Kindern! ... von ihr gar nicht zu reden.“

„Ja, er hat sie sehr lieb," versetzte der Baron ernst, „er würde das Unmögliche möglich zu machen suchen, um sie herzustellen — doch für ihre kranke Seele hat er kein Verständniß . . . durchaus nicht! — und wer weiß ob Hildegund, im Fall ihrer vollständigen Genesung, die Kraft hätte sich in religiöser Beziehung seinem Einfluß zu entziehen. Schwache Charaktere schlagen nicht selten aus Eigensinn und Widerspruchsgeist einen eigenen Weg ein, der ihnen leicht und bequem ist; einen unbequemen und opfervollen aber nie! .... — es sei denn, daß ein großer gewaltiger Einfluß zum Guten sich ihrer bemächtige; in diesem Fall können auch sie heroisch werden."

„Hildegund und heroisch — das liegt weit auseinander," seufzte die Baronin und ihr Mann sagte:

„Und doch muß der Mensch, Jeder in seiner Weise, in seiner Sphäre, in seinen Verhältnissen nach Maßgabe seiner Kräfte heroisch sein. Nur dann ist er auf dem rechten Wege, denn das steht fest: „Die Gewaltigen reißen das Himmelreich an sich."

Alles war zur Abfahrt bereit. Hildegund im Reiseanzug stand im Morgenzimmer der Tante, so theilnahmlos, als wäre sie in einer Wüste. Da reichte ihr die Tante ihren Hut. Sie hatte so lange keinen Hut getragen, daß er ihr ein neuer Gegenstand sein mochte. Sie betrachtete ihn und plötzlich zu einer Ideenverbindung erwachend, sagte sie im Ton ihrer gesunden Tage:

„Wohin geht denn die Reise?“

„Nach Deggenrain, liebe Hildegund,“ gab Veldegg rasch zur Antwort, trat lebhaft an sie heran und wollte ihre Hand ergreifen. Sie wich mit dem Ausdruck des höchsten Entsetzens zurück und flüsterte mit bebenden Lippen kaum verständlich:

„Nach Deggenrain? ... Nein ... lieber sterben.“

Und in den heftigsten Krämpfen stürzte sie zu Boden.

Fünftes Kapitel.

Weich und wohlthuend aber schwermüthig wie der Blick eines scheidenden Freundes schien die sinkende Sonne eines Nachmittags im Oktober in den kleinen grünen Salon zu Walldorf, wo Baronin Althausen einsam bei ihrer Tapisserie saß. Minz lag auf ihrem Fußpolster und schnurrte behaglich, machte aber doch zuweilen den gewohnten Rundgang, wenn auch Caro nicht auf seinem Platz war. Draußen im Garten standen die Bäume in allen Schattirungen des Spätjahres, vom hellsten Goldgelb bis zur dunkelsten Broncefarbe und die meisten mit sehr gelichtetem Laub. Gladiolen blühten, Dahlien und Astern, farbenreiche aber geruchlose Blumen hie und da auch noch Reseda, kaum einen schwachen Arom aushauchend. Die ganze Natur fügte sich dem Gesetz des Absterbens. Weil es dem Menschen so schwer wird, diesem Gesetz sich zu unterwerfen, sei es in der natürlichen oder übernatürlichen Ordnung — so hat das Spätjahr, das ihn immer von Neuem daran erinnert, etwas Melancholisches für ihn.

Auf dem guten freundlichen Antlitz der Baronin schwebte ein Hauch von Traurigkeit, und ihre Arbeit schien derselben zu entsprechen. Sie lehnte sich zuweilen zurück und betrachtete mit einem Blick, dessen Ernst nicht ihrer Arbeit galt, die im Rahmen aufgespannte Stickerei für ein Meßgewand, ein Kreuz von Passionsblumen umrankt. So ist's! sprach sie für sich; auch die Blumen müssen die Signatur des Leidens tragen,... dann sind sie ein Schmuck des Kreuzes.

Vom Hof her wurde der Hufschlag von Pferden hörbar. Minz erhob sich vom Polster, um geziemend Caro zu begrüßen, der munter und schweifwedelnd dem Baron und Veldegg in den Salon folgte. Beide Männer sahen höchst niedergeschlagen aus.

„Kein Erfolg?" fragte die Baronin zaghaft.

„Keinen!" entgegnete Emerich und sank muthlos in einen Lehnstuhl. Der Baron nahm das Wort:

„Hildegund war so liebevoll, wie sie immer für Dich und mich ist und sprach mir ihre volle Zufriedenheit mit ihrem Aufenthalt in Hainau, mit ihrer Einrichtung und ihren dienenden Frauen aus. Wenn sie von den letzteren redete, setzte sie mit geheimnißvoller Miene hinzu: „Diese Alle, auch die barmherzigen Schwestern, wissen nichts und sehen nichts. Auf meine Erwiederung, daß Niemand etwas Außergewöhnliches sehe, schüttelte sie lebhaft den Kopf, sah mich flehend an und legte den Finger auf die Lippen, als bitte sie mich um Ver-

ſchwiegenheit. Sie ſcheint ſich mit dem Gedanken vertraut gemacht zu haben, daß wir, Du und ich, das Netz ſehen, von dem ſie ſich umgarnt wähnt."

„Entſetzlich," fuhr Emerich auf, „ganz entſetzlich, eine einzige Predigt und der Irrſinn iſt da."

„Dies iſt Deine fixe Idee, lieber Freund," ſagte der Baron gelaſſen, „obſchon alle Aerzte, die wir conſultirt haben, wiederholt die Anſicht ausſprachen, daß eine Krankheit des Geiſtes ſich allmälig in der ganzen phyſiſchen und intellectuellen Organiſation vorbereite und zwar plötzlich ausbrechen, doch nicht plötzlich entſtehen könne."

„Dieſer Ausbruch hätte aber verhindert werden können," wendete Veldegg beharrlich ein.

„Verzögert vielleicht, verhindert nicht," ſagte der Baron und fuhr zu ſeiner Frau gewendet fort:

„Ich ging mit ihr in den Garten und brachte das Geſpräch auf Emerenz, die bei ihrem Beſuch in Hainau überglücklich war. Ja, ſagte Hildegund, ſie wollte nicht, daß Hainau verkauft werde; ſie wußte ſchon, daß ich hier bleiben und mich unſichtbar machen müſſe. Ich antwortete, daß ihr Mann und ihre Kinder ſehnlichſt wünſchten ſie zu ſehen. Da kam wieder ihr angſtvoll ſcheuer Blick und ihr krampfhaftes Zittern und ſie ſagte: Adieu, Onkel, adieu .... ich muß fort .... ich kann Niemand ſehen — und ſie lief eiligſt in's Schloß. Ich ſah, daß nicht daran zu denken ſei ſie zu vermögen

Emerich zu ſehen, und wir ritten unverrichteter Sache heim."

„Ich habe inzwiſchen meine Zeit nicht verloren," ſagte Veldegg in einem Ton, als wolle er der Bitterkeit ſeiner Gefühle Luft machen; „ich ſprach mit allen Frauen die Hildegund umgeben, und auf's Strengſte unterſagte ich ihnen, Hildegund durch religiöſe Geſpräche oder Lectüren aufzuregen oder gar zu ängſtigen. Selbſtverſtändlich fällt dies weder der Kammerjungfer, noch der braven Caſtellanin und ihrer Tochter ein; ich nahm aber auch dieſe zwei Borromäerinnen mit ihren affröſen ſchwarzen Hauben vor. Sie verſicherten freilich, ſie pflegten nur die Kranken und ängſtigten ſie nicht; ich hätte aber lieber andere Wärterinnen um Hildegund."

„Nein, lieber Emerich, daraus wird nichts!" ſagte ſanftmüthig die Baronin; „unſer Hausarzt hat uns dieſe Schweſtern empfohlen, die ſich im großen Spital zu X. Reſpect und Liebe erworben haben. Es hat große Mühe gekoſtet, dieſe zwei Schweſtern zu bekommen. Schickſt Du ſie fort, ſo unternimmt unſer guter Doctor nicht Hildegund's Behandlung in Hainau und Du müßteſt ſie in eine Anſtalt geben."

„Gräßliche Vorſtellung .... ſie! ... zwiſchen Irren. O, um keinen Preis und unter keiner Bedingung. Aber, beſte Tante, daß man ſie nur nicht mit Frömmelei quäle!"

„Lieber Freund," ſagte unmuthig der Baron, „Du

redeſt, als ob bei uns die Betſchweſterei zu Hauſe ſei, die uns doch nicht weniger anwidert als Dich. Wir ſind einfach Chriſten, die auf ihren Glauben halten und in Gottesfurcht zu leben ſuchen. So ſtand es mit Hildegund als ſie Deine Frau wurde. Wollte Gott, es ſtände auch jetzt noch ſo mit ihr! Das läßt ſich aber nicht durch eine gewiſſe Exaltation bewirken, welche durch Aeußerlichkeiten erregt wird, die Seele aber nicht berührt, und welche das Kennzeichen der Betſchweſterei iſt. Dies iſt unſere Ueberzeugung, und derſelben gemäß wird Hildegund, unſer Pflegkind, unſere zweite Tochter, unter unſerer Aufſicht behandelt."

Veldegg ſah allzu deutlich ein, welchen großen Dank er Hildegund's vortrefflichen Verwandten ſchuldig ſei, um ſie nicht ſogleich durch den herzlichſten Ausdruck ſeiner Erkenntlichkeit und ſeines vollen Vertrauens zu verſöhnen; allein er hatte wie Alle, die mit dem Glauben und der Kirche gebrochen haben, einen Groll gegen ſie, der aber nur dann hervortrat, wenn ſeine Anſichten mit ihnen in Conflict geriethen. Von ſehr Vielen, und zwar von ſolchen, die nur nach Laune, Luſt und Leidenſchaft leben wollen, werden Glaube und Kirche deshalb gehaßt, weil ſie dieſen Hang verdammen. Ein ſolcher Grund war nicht bei Veldegg vorhanden; denn er wollte ſeine Pflichten in jeder Richtung erfüllen, und da ihm dies vermöge ſeiner guten natürlichen Anlagen einigermaßen gelang, ſo fand er Glauben und Kirche

höchſt überflüſſig und daher unberechtigt in ihrem Anſpruch an göttliche Autorität. Gelang es ihm nicht ein ſtrenges Pflichtgebot zu erfüllen — wie ihm das in ſeinem früheren Verhältniß zu Eugenia von Erting geſchehen war — ſo ſchob er das auf eine ganz allgemeine menſchliche Gebrechlichkeit, auf den Rauſch der Jugend, auf Illuſionen, auf eine ſehr leicht zu entſchuldigende Neigung des Herzens; dies liege Alles ſeit Anfang der Welt im Lauf der Dinge und kein Glaube und keine Kirche könnten das ändern. Ueberwinde ſich dennoch ein Menſch, ſo ſei er von der Natur mit einer ſtärkeren Willenskraft begabt.

Hildegund's trauriges Geſchick lag ihm ſchwer auf dem Herzen. Gern hätte er ihre Herſtellung mit ſeinem halben Vermögen erkauft. Vielleicht ſprach ihn ſein Gewiſſen nicht ganz frei von Verſchuldung ihr gegenüber. Er hielt aber den Gedanken feſt, daß die Predigt, die ſie hörte als ihre Kopfnerven ſchon heimlich vom Typhus ergriffen waren, ſie in ihren jammervollen Zuſtand verſetzte.

Er kehrte nach Deggenrain zurück, wo er den Winter mit ſeinen Kindern zubringen und nur zeitweiſe bei gewiſſen Kammerverhandlungen in der Reſidenz ſich aufhalten wollte.

„Er dauert mich unbeſchreiblich!“ ſagte die Baronin wehmüthig, ſeinem fortrollenden Wagen nachſchauend; „vor ſieben Jahren, als er mit Hildegund abreiſte,

ſtanden wir auch hier und ſchauten dem Wagen nach mit der Wehmuth die man empfindet, wenn eine liebe Tochter einer ungewiſſen Zukunft entgegen geht. Aber wie dunkel dieſe Zukunft ſein werde — wer hätte das ahnen können! Jetzt hat er in der vollen Kraft des Mannesalters — keine Gattin, ſeine kleinen Kinder haben keine Mutter — ſein Haus hat keine Hausfrau! . . . ein Leben voll Sorgen und Entbehrungen aller Art erwartet ihn! . . . und ſie? . . ihr Leben iſt noch trauriger, denn für ſie iſt nichts zu erwarten als" . . . —

„Schweige, ich bitte Dich!" fiel der Baron ein; „bei dem gräßlichen Wort kehrt ſich mein Herz um und Aerzte können ſich irren. Lieber will ich Hildegund im Sarge ſehen."

Ein rauher Nordwind fegte über den Hof hin und die letzten Blätter der alten Kaſtanienbäume flogen dürr herab und vor der Baronin nieder. Sie zog ihre Mantille zuſammen und ging in ihr Morgenzimmer, um an Clementine zu ſchreiben, die ihres Vaters Wunſch erfüllt und ihm eine dritte Enkelin geſchenkt hatte. Der Baron aber, noch immer ein rüſtiger Jäger, warf ſeine Büchſe über die Schulter und ging einige Stunden durch Feld und Wald. — —

Sechstes Kapitel.

Im tiefsten Traueranzug saß Eugenia von Erting in ihrem stattlichen Hause, in ihrem eleganten Zimmer. Aber keine Spur von Trauer war in ihren Zügen zu entdecken, obgleich ihr Mann erst vor einigen Wochen gestorben war. Ein Schlagfluß hatte seinem Leben ein leichtes schnelles Ende gemacht. Seine Wittwe und sein einziger Sohn erbten sein Vermögen. Als dieser Sohn vor eilf Jahren auf die Welt kam, machte seine Erscheinung in einer achtjährigen kinderlosen Ehe einiges Aufsehen und gab Veranlassung zu Glossen mancher Art. Aber er war nun einmal da und führte den Namen Ignaz, wie sein Vater und sein Großvater. Er wuchs heran zu einem hübschen muntern Knaben, und überverbindliche Leute gingen so weit zu behaupten, daß er seinem Vater sehr ähnlich sei — eine Schmeichelei erster Ordnung, indem Baron Erting — abgesehen von allem Andern — weder hübsch noch munter aussah. Jetzt wurden die Glossen, die längst verstummt waren, wieder laut als man erfuhr, daß Baron Erting in dem

Testament, das er ein Jahr vor seinem Ableben machte, Baron Veldegg dringend gebeten habe, die Vormundschaft für seinen Sohn zu übernehmen, da dessen Mutter sich nie um etwas bekümmert habe, das einem Geldgeschäft ähnlich sei. Veldegg hatte seit seiner Heirath das Erting'sche Haus nicht mehr noch minder besucht, als das von zwanzig anderen guten Bekannten, und man meinte, für den Knaben und seine Verhältnisse sei ein Mann des Geschäfts passender gewesen. Eugenia's intime Freundinnen ermangelten nicht, diese und ähnliche Bemerkungen ihr mitzutheilen. Sie hörte ruhig zu und gab gelassen zur Antwort:

„Da es sich nicht blos um das Bankhaus Erting, sondern auch um die Erziehung meines Sohnes und um mein Vermögen — das gegen gewagte Speculationen zu sichern ist — handelt, so wird ohne Zweifel die Vormundschaft in die besten Hände gelegt sein."

Veldegg nahm sie ungern an, und seine erste Regung war sie abzulehnen. Eugenia's Bitten erquälten seine Einwilligung.

Sie las den Brief, worin er ihr sein Ja mittheilte, mit großer Zufriedenheit, denn jede Einmischung eines Dritten in ihr Verhältniß zu ihrem Sohn war dadurch abgeschnitten.

Als ein Wagen vorfuhr und gleich darauf zwei andere, fand sie es nöthig ihre allzu zufriedene Miene etwas zu dämpfen. Sie zog ihre schwarze Kreppflorhaube

tiefer auf die Stirn herab und ging in den kleinen Salon ihren drei Freundinnen entgegen, indem sie mit ruhiger Freundlichkeit sagte:

„Ihr seid Euch immer in Eurer Liebenswürdigkeit gleich! Ihr findet jetzt nichts als Langweil bei mir und dennoch kommt Ihr ganz getreulich. Wir bilden ein Kleeblatt von Freundinnen, wie man es selten findet, denn es ist vierblätterig."

„Ja, sehr selten!" sagte Gräfin Melanie und setzte sich bequem im Lehnstuhl zurecht; „ich kenne nichts Angenehmeres, als nach dem Tumult einer rauschenden Oper in intimster Intimität das Ohr vom Tongewirr, das Auge von Gasflammen ausruhen zu lassen, und die erregten Nerven durch einen vortrefflichen Thee und trauliches Gespräch in bessere Verfassung zu bringen."

„Hier ist der Thee," sagte Eugenia, indem sie der Gräfin Melanie eine Schaale reichte, „und was das Gespräch betrifft, so wird es sich um einen Gegenstand bewegen, der uns Alle interessirt."

„Nur gleich mit der Sprache heraus, Eugenia!" rief Gräfin Fanny; „was ist's? wer ist's? wird geheirathet oder begraben? Zwischen diesen beiden Polen bewegt sich das gesellschaftliche Interesse."

„Es wird weder geheirathet noch begraben," versetzte Eugenia; „wißt Ihr, daß es eben heute sieben Jahre sind, als wir auch so beisammen saßen und ich Euch von Veldegg's Heirath in Kenntniß setzte?"

„Keine Ahnung mehr! . . . — Schon sieben Jahre! . . . — Nun und was weiter?“ riefen die Damen.

„Das Weitere ist dieses: die arme Hildegund Veldegg ist irrsinnig.“

„Schauderhaft! unmöglich! . . . wer sagt das! . . . Rede doch, Eugenia!“ . . . —

„Veldegg hat es mir tief ergriffen mitgetheilt. Er will lieber, daß man die Wahrheit wisse, als daß man sich in tausend verkehrten Vermuthungen ergehe.“

„Aber wie ist das gekommen?“ fragte ganz beängstigt Baronin Juliette; „sie war im vorigen Winter hier, sehr munter, sehr elegant, sehr angebetet . . . und jetzt irr! . . . O Himmel, kann man so schnell um Verstand kommen!“

„Ah . . . ich entsinne mich! sie reiste im März plötzlich ab mit ihrem früheren Vormund. Da sprachen die Einen, es handele sich um den vortheilhaften Verkauf ihres Landgutes — und die Anderen, Veldegg schicke sie ein wenig in Verbannung zu ihren Pflegeltern, weil Othenio's Anbetung ihm minder genehm sei, als ihr. Vielleicht war sie schon damals irr.“

„Mit Hildegund's Aufenthalt bei den Pflegeltern wegen Verkauf ihrer Besitzung hat es seine Richtigkeit,“ nahm Eugenia wieder das Wort; „selbstverständlich gibt Veldegg keine andere Veranlassung an. Ob sie schon krank war, weiß er nicht. Er hat die Ueberzeugung, daß eine Predigt ihren Verstand verwirrte“ . . . —

„Nie wieder gehe ich in eine Predigt!“ rief Melanie.

„Es wird jetzt mehr Mode als früher,“ sagte Fanny.

„Wie kam sie auf den Einfall?“ fragte Juliette; „hier wurde sie nicht in Predigten gesehen.“

„In einer benachbarten Stadt war eine Volksmission . . .“ —

„Was für eine Mission hat das Volk?“ fragte Melanie unbefangen.

„Es soll heißen eine Mission der Kirche an das Volk.“

„Ah so! . . . aber worin besteht sie?“

„Sie soll das Volk gläubiger machen.“

„Nun, das ist ein guter Zweck.“

„Die Geistlichkeit bringt ja stets auf Gläubigkeit — das ist ihr Beruf und ist nichts Neues,“ sagte Fanny.

„Ganz neu ist es aber,“ versetzte Eugenia, „daß die Regierung von Eifer für die Gläubigkeit des Volkes beseelt ist und den Welt- und Ordenspriestern allen Vorschub leistet und Spielraum gibt, um das Volk durch Predigten und Andachten zur Buße und Bekehrung zu bewegen, damit es seine revolutionären Grillen von 1848 gründlich vergesse. Ein solcher Cyclus von Kanzelvorträgen in einer Gemeinde nennt man eine Volksmission. Sie dauert gewöhnlich acht Tage, zuweilen aber auch zwei, ja drei Wochen und fast überall unter großem Zudrang.“

„Wenn das Volk gründlich von Revolutionslust curirt wird, so lobe ich die Volksmission,“ sagte Fanny.

„Was ich im Jahre 48 für Angst ausstand — das hat keinen Namen. Nachts Katzenmusik, am Tag wilde rothe Banden . . . einmal wollten sie das Schloß in Brand stecken! . . . dazu mein Mann in beständiger Wuth und bereit, auf sie zu schießen . . . welche Wohlthat, wenn dies Gesindel an die Höllenstrafen für seine Missethaten glauben lernte."

„Ja . . . aber was hat Hildegund Veldegg in solcher Volksmission zu thun?" fragte Melanie; „sie lebte ja sehr gut mit ihrem Mann, und ließ sie sich auch etwas auffallend den Hof machen, so ist das doch kein Grund, um einer Mission beizuwohnen, die es auf Bekehrung bösartiger Leute abgesehen hat."

„Es scheint, daß diese Althausen, Hildegund's Verwandte, sehr vortrefflich, doch etwas bigot sind," antwortete Eugenia; „man fuhr zur Predigt in die Stadt, sie fuhr mit, sie hörte eine fanatische Predigt, sie bezog jedes Wort auf sich, und von Stund an hielt sie sich für verdammt und von den Schlingen des Teufels unrettbar und Aller Augen sichtbar umgarnt — und deshalb will sie von Niemand gesehen werden."

„Welche grauenhafte Begebenheit!" sagte Juliette und wickelte sich schaudernd in ihre Spitzenmantille; „welche Seelenangst mag die Arme ausstehen! . . . und wo ist denn das Ungeheuer, dieser Othenio? . . . ich gestehe, daß ich mich nicht des Glaubens erwehren kann, er sei dabei im Spiel."

„Boshafte Du!“ ſagte Eugenia und tippte drohend mit dem Finger auf Juliette's Arm und Melanie ſagte:

„Als wir im Auguſt einen Ausflug nach England machten, trafen wir ihn in Stonehenge. Da ſaß er ganz gemüthlich und zeichnete die alten affröſen Steinblöcke ab.“

„Die affröſen-Steinblöcke, Melanie! ich kenne Dich! es wird eine ſchöne Ruine geweſen ſein,“ ſagte Juliette lachend.

„Es bleibt bei den Steinblöcken!“ verſicherte Melanie; „mein Mann, der ſelten, aber dann mit Nutzen, wie er ſagt, zu reiſen liebt, will immer Alles ſehen, Alles hören, Alles-wiſſen, Alles eſſen und trinken, was das fremde Land irgendwie darbietet; und ſo fuhren wir denn auch von Salisbury mit ſeiner herrlichen Cathedrale ein Paar Stunden weit nach Stonehenge — rieſigen, im Kreiſe aufgeſtellten Steinpfeilern, die ſo roh ſind, daß man ſie Blöcke nennen muß, und die auf einer weiten, öden Ebene einſam ſich erheben. Dort fanden wir Othenio zeichnend — und er ſagte uns, daß er nach England gegangen ſei, um die Ueberreſte der Denkmale aus der Zeit der Celten zu ſtudiren. Stonehenge ſei eines der großartigſten; man glaube es ſei eine Opferſtätte geweſen, ein Heiligthum der Druiden. Mein Mann freute ſich halbſelig, etwas ſo höchſt Seltenes, wie ein Denkmal der Druiden, geſehen zu

haben und hörte aufmerksam Alles an, was Othenio von ihnen zu erzählen wußte . . ."

„Mein Gott!" fiel Gräfin Fanny gelangweilt ein; „haben wir denn nicht genug an römischen, griechischen, sogar egyptischen Alterthümern? müssen wir uns auch noch mit denen der Celten befassen? ein Volk, das Niemand kennt."

„Ausgenommen Othenio, mein Mann und ich," versetzte lachend Melanie.

„Ihr seid in der That bewundernswürdig!" sagte Eugenia etwas spöttisch; „über die Celten vergeßt Ihr das Schicksal der armen Hildegund."

„Keineswegs!" rief Juliette; „wir sprechen ja von Othenio."

„Ich finde den unglücklichen Veldegg mehr zu beklagen, als die arme Hildegund," sagte Melanie spitz; „sie weiß nichts von ihrem erbärmlichen Zustand und er ist an eine Geisteskranke gefesselt und hat weder eine Frau noch eine Mutter für die Kinder. Wittwer und Waisen! . . . schrecklich!"

„Und schlimmer als das!" rief Fanny; „als Wittwer könnte er sich wieder verheirathen."

„Vielleicht wird in einem solchen Fall eine vollständige Trennung und zweite Ehe gestattet," sagte Juliette.

„Ach, man hört gar nichts mehr von der Freisinnigkeit des Papstes, seitdem er von der Flucht nach

Gaëta zurückkam," entgegnete Fanny niedergeschlagen; „wir haben uns unter der Hand viel Mühe gegeben, die vollständige Auflösung der Ehe meiner Schwester zu erwirken; — umsonst!"

„Ihr Mann ist aber auch nicht irrsinnig."

„Er ist schlimmer als das .... ein Wüthrich ist er, ein Tyrann, ein Unhold; der sie mehr plagt, als ein Irrer sie plagen könnte."

„Käme Hildegund wieder zur Besinnung und Veldegg hätte eine andere Frau, so wäre das freilich ein fataler Umstand," sagte Melanie bedachtsam.

„Was ihre Genesung betrifft," entgegnete Eugenia, „so haben die Aerzte erklärt, ihr Zustand der fixen Idee gehe allmälig in Blödsinn über, eher in Tobsucht als in Vernunft."

„Dann wird ohne Zweifel Veldegg Alles versuchen, um eine Trennung zu erwirken!" rief Gräfin Fanny lebhaft; „für ihn ist es nothwendig und der Geisteskranken Rechte werden nicht beeinträchtigt."

„In Rom soll man den goldenen Gründen nicht das Ohr verschließen," bemerkte Eugenia.

„Ich entsinne mich genau, wie die arme Hildegund vor sieben Jahren in der Welt erschien," sagte Juliette, „und welch liebliches, kindliches Wesen sie war. In den letzten Jahren veränderte sie sich allerdings nicht zu ihrem Vortheil, und ein wenig Frivolität ja Gefallsucht machten sich bemerklich. Aber dieses Ende ist

furchtbar überraschend! . . . Wie die dänische Königin von Ophelia möchte ich von ihr sagen: Sweet bells jingled out of tune."

„Sie hatte nicht Charakterstärke genug, um dem Einfluß der Welt zu widerstehen," sagte Fanny.

„O die Welt! die böse Welt!" rief Eugenia scherzend; „bei ihrer Betrachtung wird Juliette tragisch und Fanny erhaben. Was sagst Du, Melanie?"

„Nichts! . . . ich denke an Othenio, der die Celtischen Alterthümer studirte."

„Die Moral der ganzen traurigen Begebenheit ist diese," bemerkte Eugenia: „man soll sich auf's Strengste vor religiösen Scrupeln hüten — denn diese sind es schließlich doch, die den Verstand der armen Hildegund verdunkelt haben."

Die Freundinnen stimmten ein, versicherten, daß ein anderer Grund vielleicht denkbar, doch nicht stichhaltig sei, sprachen Eugenien ihren Dank für die Mittheilung des genauen Sachverhaltes dieser traurigen Begebenheit aus — und nachdem Juliette noch einige Tassen Thee genommen, Melanie eine kleine Schaale mit Bonbon geleert und Fanny sich mit einer Weintraube erfrischt hatte, brachen sie auf. Es schlug eben Eins nach Mitternacht.

„Die Geisterstunde liegt hinter uns," sagte Eugenia lachend; „ich brauche mich nicht in meiner Einsamkeit zu fürchten."

Die drei Freundinnen gingen Arm in Arm die Treppe hinunter und Melanie flüsterte:

„Glaubt Ihr nicht auch, daß die gute Eugenia eine zweite Frau für Veldegg in Petto hat?“

„Das versteht sich von selbst!“

„Sollten schon Schritte in Rom geschehen sein? sie äußerte sich mit einer gewissen Zuversicht.“

„Kaum möglich! ihr Mann liegt erst drei Wochen im Grabe.“

„Und wer weiß, ob Veldegg dazu geneigt ist. Sie zählt fünfunddreißig Jahre und er kann Anspruch an eine glänzende Partie machen.“

„Im Sprichwort heißt es: Alte Liebe rostet nicht“ — sagte Juliette.

„Und in einem andern Sprichwort: Qui vivra verra,“ setzte Melanie hinzu und stieg in ihren Wagen.

In wenigen Tagen war die Schreckensnachricht Stadtgespräch, daß die junge liebenswürdige Baronin Veldegg in Folge einer aufregenden Volksmission, der sie während drei Wochen täglich dreimal beigewohnt habe, irrsinnig geworden sei.

Die zweite Generation.

Erstes Kapitel.

Weggenrain war ein schöner herrschaftlicher Sitz. Das Schloß war im stattlichen Styl des vorigen Jahrhunderts mit Pavillons und Seitenflügeln gebaut. Der innere Hofraum, der dadurch entstand, war durch ein Eisengitter vom äußeren Hof getrennt, der breiter als der innere und auf jeder Seite mit einer Reihe uralter Linden und mit Gebäuden eingefaßt war, welche von den Beamten und von der verheiratheten Dienerschaft bewohnt wurden. Diesen Hof schlossen die Stallungen ab, in deren Mitte die Einfahrt sich befand, ein großes Thor von einem stattlichen Thurm überragt. Der Mittelbau und die Flügel des Schlosses hatten außer dem Erdgeschoß ein Stockwerk, die Pavillons zwei. Vor den drei Mittelfenstern der Façade lag ein breiter steinerner, von Säulen getragener Balkon. Unter demselben fuhr man an der Schloßthüre vor.

An der Rückseite des Schlosses lag ein großer weitläufiger Garten, mit herrlichen schattigen Bäumen, mit Gewächs- und Treibhäusern, die für Nützliches und

Angenehmes sorgten. Das Ganze machte den Eindruck eines Besitzes, der lange in der Hand einer und derselben Familie und von ihr gehegt, gepflegt und mit Vorliebe bewohnt wurde.

Und so war es auch. Ein Ahnherr Emerich's von Veldegg hatte vor mehr als hundertfünfzig Jahren einen geistlichen Oheim beerbt, der nach der Sitte — oder Unsitte — jener Zeit verschiedene reiche Pfründen inne hatte, deren Einkünfte er, ein Mann von einfachem Sinn und von schwacher Gesundheit, bis auf ein Minimum zurücklegte. Trotz seiner Kränklichkeit lebte er bis in sein neunzigstes Jahr und vermachte sein großes Vermögen demjenigen Großneffen, der ihm der liebste war, mit der Bedingung es gut zu verwenden. Dieser war mit Kaiser Carl VI. in Spanien gewesen, wo der Kaiser — damals Erzherzog von Oesterreich — als Nachkomme Kaiser Carl's V. die Krone Spaniens gegen die Bourbons in Anspruch nahm, ohne sie zu gewinnen. Veldegg, ein sehr thätiger Mann, der in der Welt Vieles gesehen hatte, kam der Bestimmung seines Großoheims in der Weise nach, daß er auf seiner Herrschaft Deggenrain dem Volk viel zu verdienen gab, indem er statt der alten, ruinirten unbewohnbaren Burg das Schloß, wie es jetzt war, nach einem Plan und aus einem Guß erbauen ließ. Die späteren Besitzer ergänzten das, was noch mangelte. Außerhalb der großen Einfahrt befand sich ein freier grüner, von Lin-

den umgebener Platz; ringsum lief ein Weg, der geradeaus in fünf Minuten auf die große Landstraße führte. Zur Linken dieses Platzes lagen weitläufige Gebäude, die den Oeconomiehof umgaben; zur Rechten lag die Kirche und in einem Garten das Pfarrhaus, an welches sich die freundliche, saubere Straße des Dorfes anschloß, dessen letzten Häuser sich mit ihren Gärtchen in eine reiche Flur von Aeckern und Wiesen verliefen. Kirsch- und Aepfelbäume faßten die Wege ein, hie und da auch der schöne Nußbaum. In der Ferne erhoben sich die Vorberge des Hochgebirges und am äußersten Horizont, wolkenähnlich, dessen höchsten Punkte.

In diesem schönen Deggenrain wuchsen die Veldegg'schen Kinder auf, freilich ohne Mutter, aber angebetet von ihrem Vater und von der größten Zärtlichkeit, Sorgfalt und Aufmerksamkeit umgeben — drei Kinder, mit guten Anlagen und glücklichen Gaben der Natur, gesund, blühend, geistesfrisch. Ihre arme Mutter verträumte ein ödes Dasein in Hainau, und fuhr nur dann aus ihrem stillen und stumpfen Hinbrüten auf, wenn man die Frage ihr nahe legte, ob sie nicht ihren Mann und ihre Kinder zu sehen wünsche. Sie verneinte dies mit einer solchen Heftigkeit, daß der Arzt die Wiederholung einer Frage untersagte, die einerseits zwecklos und andererseits aufregend war. Veldegg reiste einige Mal im Jahr nach Walldorf, theils um die

Verwandten zu besuchen, theils um den Zustand der Dinge in Hainau — für Hildegund unsichtbar, in Augenschein zu nehmen. Die beiden jüngsten Kinder wußten gar nichts von einer Mutter; Emerenz hatte eine traurige Erinnerung an sie und fragte zuweilen, warum sie nicht nach Deggenrain komme. Da man ihr aber immer zur Antwort gab, die Mutter sei noch viel trauriger als früher, so vergaß sie nach und nach ihre Fragen.

Die Kinder waren Veldegg's Idole. Er lebte für sie und mit ihnen. Er fand ihren Winteraufenthalt in der Residenz und das Hin- und Herreisen mit ihnen nicht zuträglich für sie und sie blieben beständig in Deggenrain. Er gab zwar nicht sein Haus in der Stadt auf, weil ihn die Kammersitzungen dahin führten; aber sein Aufenthalt war immer so kurz wie möglich. Er verkehrte so weit es nöthig war mit Persönlichkeiten, mit denen er in politischer Beziehung übereinstimmte. In der Welt erschien er gar nicht; in einem kleinen Kreise alter Freunde sehr selten und nur bei Eugenia von Erting so häufig, wie das bei seinen kurzen Anwesenheiten und seinen Beschäftigungen möglich war.

Eugenia hatte es verstanden, ihm in seinem bitteren Kummer wohl zu thun, indem sie ihm eine innige Theilnahme bewies, welche von der einst ausgesprochenen Versicherung durchschimmert war, daß sie seine beste, seine treueste Freundin sei; — ja, treu in der

Stunde seiner Trübsal, während sie in den Tagen seines Glücks diese Gesinnung nicht verleugnet, sondern von ferne ihn beobachtet, Einmal sogar wegen einer liebreichen Warnung eine schnöde Behandlung erfahren habe. Sie sagte dies Alles keineswegs mit klaren Worten; sie gab es nur zu verstehen, nur zu bedenken, und Veldegg machte von selbst den Schluß, daß Eugenia die liebevollste und einsichtsvollste Frau, die zuverlässigste und beste Freundin sei. Er besprach Alles mit ihr, die Erziehung seiner Kinder sowie die ihres Sohnes, seine und ihre Vermögensverhältnisse, seine Geschäfte — genug Alles, was seine Gedanken erfüllte; sie ging bereitwillig, aber vorsichtig darauf ein, nie drängend, nie forschend; und ihre Ansicht sprach sie, wenn auch dem Inhalte nach sehr entschieden, doch in einer Weise aus, die ihn nicht selten wähnen ließ, sie folge der seinigen. Frauen von nicht aufrichtigem Charakter und die ein bestimmtes Ziel verfolgen, besitzen häufig in jener Beziehung ein großes Talent. Mochte Eugenia an die Möglichkeit einer Ehe mit Veldegg gedacht haben, so ließ sie doch schnell diesen Gedanken fallen, der ganz außerhalb seines Gedankenkreises lag und dessen Verwirklichung auf unübersteigliche Hindernisse gestoßen wäre. Sie begnügte sich vor der Hand mit ihrem Einfluß und mit seiner innigen Freundschaft. Sollte das klägliche Dasein der armen Hildegund erlöschen, dann würde ohne Zweifel diese Freundschaft in eine andere

Phaſe übergehen. Und ſelbſt wenn das nicht geſchah, ſo war es ihr eine große Genugthuung, eine hohe Befriedigung ihres Selbſtgefühls, daß ſie Veldegg's Leben beherrſchte, daß er nach den Paar Jahren ſeiner Ehe, welche ihn von ihr trennten, zu ihr zurückkehrte, bei ihr Sympathie und Zufriedenheit fand und dadurch anerkannte, daß ſie das Beſte ſei, was er im Leben gefunden habe.

Nur in einem Punkt harmonirte ſie nicht mit ihm. Er wollte ihrem Sohn eine ernſte Erziehung geben laſſen, und obſchon ſie ihre Zuſtimmung gab, blieb doch die Ausführung, die in ihren Händen lag, höchſt mangelhaft. Sie nahm einen Hofmeiſter, wie Veldegg es vorſchlug, ſie ſtellte die Lehrer an, die er für nöthig erachtete; doch wenn Ignaz ihr bei ſeinem Gutenmorgengruß ſagte, er habe Kopfweh, ſo dispenſirte ſie ihn von den Lehrſtunden, ließ dem Hofmeiſter ſagen, ſie werde mit Ignaz ſpazieren gehen oder ausfahren, ſchickte die Lehrer fort und behielt ihn bei ſich. Während ſie dann las oder ihre Briefe ſchrieb oder Beſuch empfing, lag Ignaz in ihrem Schreibzimmer auf der Chaiſelongue, beſah ihre Albums, blätterte in ihren Büchern, hörte zuweilen den Geſprächen zu, die ſeine Mutter im Salon führte und vertilgte Bonbon und Chocolade ſo maſſenhaft, daß er bei den Mahlzeiten nicht eſſen mochte. Er war ein hübſcher Knabe mit ganz guten geiſtigen Anlagen; aber er wurde dermaßen verweich-

licht und verzärtelt, daß er schwächlich aussah und daß vor Arbeitsscheu seine Fähigkeiten sich nicht entwickelten. Sein Hofmeister war ein Philolog, der es viel vernünftiger fand, die Zeit auf eigene Studien zu verwenden, als sie bei dem kopflosen Ignaz zu vergeuden, der mit zwölf Jahren weder mensa decliniren, noch amo conjugiren konnte. Er half ihm hie und da bei den Aufgaben, welche die Lehrer ihm stellten. Die Lehrer corrigirten diese Aufgaben und stellten andere. Ignaz begriff weder diese noch jene. Schlaff und zerstreut hörte er zu; confus waren seine Antworten, wenn er nicht stumm blieb. Die Lehrer hielten ihn für schwachsinnig, während Eugenia bei Veldegg bittere Klage über den mangelhaften Unterricht führte. Veldegg schlug vor, Ignaz in ein Institut zu geben. Eugenia sagte dazu Ja, wie immer — und begann sich nach Erziehungsanstalten zu erkundigen. Da hatte sie denn bei der einen auszusetzen, daß der Ehrgeiz zu sehr genährt werde; bei der andern, daß man die Gesundheitspflege nicht in Obacht nehme und so fort. Schließlich fand sie Ignaz zu zart und jung für ein Institut. Und nach einigen Jahren fand sie ihn zu selbstständig und viel zu eigenthümlich, um ihn der rottenweisen Erziehung eines Instituts zu unterwerfen.

Veldegg sah das mit Kummer ohne es ändern zu können. Seine Kinder waren auch seine Idole, allein er bemühte sich ihnen eine hohe Richtung zu geben.

Er ſuchte ſie für das Große, das Schöne zu begeiſtern; dies zu erkennen und zu üben ſei die Aufgabe des Menſchen; ſie ſei nicht leicht, ſie fordere zuweilen große Opfer; aber man müſſe ſeine Willenskraft üben und ſich nach dem höchſten Ziel ſtrecken. Bei zehn Jahren dachte Emerenz nichts Anderes als für ihr Vaterland zu ſterben wie Arnold von Winkelried, oder für ihre Großthaten auf dem Scheiterhaufen verbrannt zu werden, wie Jeanne d'Arc. Sie hing an ihrem Vater mit ſchwärmeriſch leidenſchaftlicher Liebe und wiederholte ihm die Verſicherung, daß ſie tauſendmal lieber für ihn, als für ihr Vaterland ſterben wolle. Ihr Erzieherin Miß Mac Allan war vortrefflich, ſehr unterrichtet und eine feſte Katholikin, hatte aber nicht Veldegg's Gemüthlichkeit und Wärme der Empfindung. Sie verſtand es nicht Emerenz für den chriſtlichen Glauben zu begeiſtern, und Emerenz weinte vielleicht heißere Thränen, weil Achilles Hector's Leiche um Troja's Mauern ſchleifte, als weil die Juden Chriſtus kreuzigten. Es war nicht leicht für Miß Mac Allan, mit Veldegg ſo weit in Harmonie zu bleiben, daß die Erziehung der Kinder nicht dadurch gefährdet wurde. Anfangs hatte er verlangt, daß von katholiſcher Religion keine Rede ſei. Sogleich erklärte Miß Mac Allan, dann müſſe ſie auf der Stelle ſein Haus verlaſſen; denn das ſei gegen ihr Gewiſſen. Dies gefiel ihm, und der Gedanke eine ſo gewiſſenhafte

Perſon bei ſeinen Kindern zu haben, gab ihm große Beruhigung. Ueberdies ſagte Eugenia:

„In einen richtigen Unterrichtsplan gehört Schreiben, Rechnen, Religion, Geographie ꝛc. und die Lehrer, die ſammt und ſonders Pedanten ſind, klammern ſich an ihn an, um ſich durch ihre Pünktlichkeit zu rechtfertigen, wenn Erfolge ausbleiben ſollten. Das können die Eltern nicht hindern: Doch hier eine Spitze umbiegen und dort einen Riegel vorſchieben können ſie ſehr leicht.“

Miß Mac Allan blieb, und allmälig blieb ſie gern. Sie mußte Veldegg achten, deſſen Leben ſo ernſt, ſo freudenlos war und der alle Pflichten ſo treu erfüllte, in ſo fern ſie ſeine Kinder und den Nächſten betrafen und in ſo fern er ſie als Pflicht erkannte — und ſie konnte nicht umhin zu hoffen, daß ihm das Licht höherer Erkenntniß noch aufgehen werde. Dieſe Hoffnung und dieſe Hochachtung veranlaßten ſie mit großer Schonung und Vorſicht ſich auszuſprechen, zuweilen ein klein wenig nachzugeben, ihre Anſicht zurückzuhalten, nicht beſtimmt auszuſprechen. Dies that ſie um ſo mehr, als Veldegg daſſelbe Verfahren gegen ſie beobachtete. Er wollte ſie nicht verletzen, um ſie nicht zu verlieren, und er wollte ſie auch nicht geradezu ihres Glaubens berauben. Sein Gewiſſen mochte ihm heimlich ſagen, daß er ſich in dieſem Punkt gegen Hildegund verſündigt habe. Aber Kinderſeelen ſollen in gleichmäßiger windſtiller Glaubensluft aufwachſen, nicht hin

und her gezerrt und in allerhand Zweifel gestürzt werden. Miß Mac Allan sagte zu Emerenz, welche als die älteste anfangs immer im Vordergrund war:

„Es ist sehr gut nach hohen Dingen, ja nach den höchsten zu streben; denn Gott will, daß wir vollkommen werden sollen. Das ist aber nicht leicht. Deshalb mußt Du früh anfangen Dich in kleinen Dingen zu überwinden — und das wird Dir leichter werden, wenn Du es aus kindlicher Liebe zu Gott thust, der dann an Dir seine Freude hat."

Darauf erzählte Emerenz ihrem Vater, sie sei den ganzen Tag nachgiebig gegen Robert gewesen, damit Gott seine Freude an ihr habe.

„Es ist sehr gut friedfertig zu sein und ein gutes Beispiel zu geben, Emerenz," versetzte Veldegg; „aber, vergiß nicht, daß es sich für einen guten Menschen geziemt so zu handeln, und daß er selbst Freude daran haben soll."

„Es freut mich aber gar nicht, Papa," erwiederte Emerenz ehrlich; „es würde mich viel mehr freuen, wenn Robert nachgeben wollte. Ich gab nur nach, weil ich gern ein liebes Kind Gottes sein wollte."

„Wenn Du älter und verständiger bist, wirst Du einsehen, daß man gut sein muß, wenn es auch keinen Gott geben würde."

„Gibt es vielleicht keinen Gott?" fragte Emerenz wißbegierig wie sie war.

„Das ſage ich nicht, Emerenz! ich ſage nur, daß der Menſch unter allen Umſtänden und immer das Wohl oder das Glück ſeiner Nebenmenſchen dem eigenen vorziehen muß.“

So gab Veldegg dem Kinde die ſchwerſten Aufgaben ohne die Mittel, wodurch ſie dieſelben löſen könne.

Emerenz wurde älter; ſie bekam Religionsunterricht bei dem Pfarrer. Veldegg hatte dies ungebührlich lange verſchoben. Veldegg behauptete, der Pfarrer ſei ſo alt und ſo kränklich, daß er ſich nicht zum Lehrer für die raſche und lebhafte Emerenz eigene. Der Caplan aber, den man dem Pfarrer zur Hülfe gegeben, ſei eben aus dem Seminar gekommen, blutjung und vielleicht höchſt ungeeignet für das Lehrfach. Ueberdies müſſe das Nachdenken geübt und der Verſtand entwickelt ſein, bevor man einem Kinde die ſchwierigen Religionslehren begreiflich machen könne. Endlich ſtarb der alte Pfarrer, der Caplan bekam die Pfarrei und Miß Mac Allan beſtand darauf, daß Emerenz, die bereits zwölf Jahre zählte und noch nicht gebeichtet hatte, zum Empfang dieſes Sacramentes gründlicher vorbereitet werde, als ſie ſich getraue es zu thun. Veldegg war ganz außer ſich.

„Wie wird das arme Kind gequält werden wegen Sünden, die es nicht begangen hat!“ rief er; „was kann Emerenz überhaupt beichten! wozu dieſe Quälerei, dieſe Aufregung in dem ſchuldloſen Gewiſſen.“

Da Miß Mac Allan wußte, daß Erklärungen keinen Eingang fanden, verſetzte ſie ruhig, es ſei kirchliche Vorſchrift und die erſte Stufe zur Communion; — und der Pfarrer ſei ein gemäßigter Mann, kein Fanatiker.

Der Pfarrer war nicht nur ein gemäßigter, ſondern auch ein ſchüchterner Mann, der für ſich ſelbſt auf's Aeußerſte ſtreng, für Andere auf's Aeußerſte nachſichtig war, der lieber durch die Finger ſah und Fünf gerade ſein ließ, als ein Wort des Mißfallens oder des Tadels am rechten Ort zu ſagen. Man muß mit allen Menſchen in Frieden leben: das war ſein Grundſatz; und mit den Worten: „Hätten die Leute mehr Erkenntniß, würden ſie beſſer handeln, reden, ſich benehmen ꝛc.“ ging er über verwerfliche Sachen hinweg. Er beſaß die apoſtoliſchen Tugenden der Frömmigkeit, der Demuth, der Abtödtung; nicht die des Muthes. Veldegg mußte zugeben, daß Niemand weniger im Stande ſei für die Religion zu exaltiren, als der Pfarrer. Veldegg wußte das; er kannte ja den Pfarrer ſeit drei Jahren, er ſtand in freundlichem Verhältniß zu ihm, kam häufig in Verkehr mit ihm als Gutsherr und durch Beziehungen der Wohlthätigkeit; der ängſtliche Charakter des Pfarrers hatte ſich nie verleugnet, und dennoch fürchtete er deſſen exaltirenden Einfluß! Dieſe irrige Anſicht war ein ganz unfreiwilliges Zeugniß, daß er in der chriſtlichen Glaubenslehre hohe und begeiſternde

Ideen anerkannte, und daß er, weil er dies nicht mit seiner Richtung in Einklang zu bringen vermochte, sie fanatisch nannte.

Indessen bekam Emerenz den nothwendigen Unterricht. Um dessen exaltirender Wirkung möglichst entgegen zu arbeiten, überhäufte Veldegg sie in derselben Zeit mit anderen Studien, indem er für sie und für Robert zwei wissenschaftlich gebildete Männer als Lehrer in's Haus nahm. Emerenz lernte gern und leicht Alles was sie lernen sollte, und trotz der verschiedensten Richtungen, in welchen ihr Geist, ihre Fassungskraft, ihre Gedanken sich bewegten, machten die Lehren der Religion doch tiefen Eindruck auf ihr Gemüth. Je mehr das Kind der Jungfrau entgegenreifte, desto ernster, nachdenkender, sinniger wurde sie, und das lebhafte und innige Gefühl, das dem Kinde schon eigen war, nahm einen solchen Schwung, daß Miß Mac Allan schon hoffte, Emerenz werde einen hohen Flug der Frömmigkeit nehmen und ihren Vater nach sich ziehen. Der Pfarrer schüttelte aber zu diesen Hoffnungen bedenklich den Kopf und sagte:

„Es sind allzu viel Gegensätze in dem Charakter! Begeisterung für das Opfer ist durchaus nicht Opferwilligkeit. Bis die Seele beides verbindet muß sie sehr durcharbeitet werden, und Fräulein Emerenz steht auf dem ersten Punkt, auf dem Boden des Gefühls. Damit kommt der Mensch nicht weit, denn er geräth in

Täuſchungen über ſich ſelbſt und betrachtet ſeine guten Gefühle als eben ſo viel gute Handlungen.“

„So iſt ſie aber nicht!“ rief Miß Mac Allan; „ſie iſt wahr und aufrichtig.“

„Das iſt ſie, Miß Mac Allan, und eben darum iſt es ganz unberechenbar, welchen Weg ſie einſchlagen wird. Wenn es, wie wir hoffen, der Weg durch die enge Pforte iſt, ſo wird er ihr ſehr ſchwer werden; denn ihr Charakter iſt nicht für das Opfer geſchaffen. Dies iſt meine unmaßgebliche Anſicht.“

Zweites Kapitel.

Es war ein herrlicher Frühlingsabend. Veldegg ging im Park spazieren und besprach sich mit Herrn Zweiger, Dr. philosophiae über die Frage, wie weit es nothwendig sei, den Kindern von allen Hypothesen der Naturforscher und von allen Lehren der Philosophen vom Fach über die Schöpfung und den Ursprung des Menschengeschlechtes mitzutheilen. Herr Zweiger meinte: Es sei für Emerenz höchst nothwendig und die höchste Zeit; sonst laufe sie Gefahr bei der Mosaischen Schöpfungsgeschichte stehen zu bleiben. Veldegg erwiederte:

„Die Gefahr scheint mir nicht groß; denn diese Geschichte ist lebendig, großartig, bilderreich, gibt nicht weniger Aufschluß über die interessante Frage, als alte und neue Philosophen und Naturforscher geben und ist so beschaffen, daß im Grunde alle möglichen Hypothesen innerhalb des Sechstagewerkes untergebracht werden können."

„Ja, Herr Baron! das muß aber nachgewiesen werden. Wo nicht, so bleibt man dabei, eine einseitige Auffassung und Darstellung als absolute Wahrheit zu betrachten und keine eigene Ansicht zu haben."

Da kamen Veldegg's Töchter von einem weiten Spaziergang zurück. Sie eilten ihm entgegen, hielten grüne Garben in die Höhe und die jüngste rief:

„Schau' hier, Papa! lauter Waldmeister für den Maitrank."

„Schade um den guten Wein, der durch Eure wilden Kräuter verdorben wird," sagte Veldegg, und sein Blick ruhte zärtlich auf den beiden stralenden Augenpaaren, die unter den breiten Strohhüten ihn anlachten.

„Hilft nichts, Papa! der Wein muß spendirt werden! doch Johannisberger oder Hochheimer braucht es nicht zu sein . . . denn wir möchten den Maitrank an Kranke und Arme schenken," versetzte die Kleine.

„Ja, das möchten wir!" rief Emerenz und nahm Veldegg's rechten Arm, während sich Graziane an den linken hängte; „aber kosten mußt Du den Maitrank . . . und Sie auch, Herr Zweiger und überhaupt Alle; denn der Maitrank ist der letzte Ueberrest des Maifestes, das unsere Altväter so lieblich und fröhlich feierten. Am ersten Mai zogen die jungen Leute hinaus in Flur und Wald, banden Blumensträuße und sangen schöne Lieder zu Ehren der Dame ihres Herzens — und war Einer recht fromm, so schenkte er Strauß und Lied der Jungfrau Maria."

„Aber denke doch! König Heinrich VIII. von England machte auch in seiner Jugend den Gebrauch mit. In einem

Anzug von weißer Seide ging er auf die Wiese und pflückte Blumen für seine Königin. Kannst Du Dir diesen Wütherich für sein Volk, diesen Blaubart für seine Frauen vorstellen, wie er bei achtzehn Jahren im weiß seidenen Anzug auf der Wiese Blumen pflückt? — ich nicht."

„Du siehst an ihm, was aus dem Menschen wird, der sich bösen Leidenschaften überläßt, und Heinrich VIII. ist nicht der Einzige, dessen spätere Jahre nicht seiner hoffnungsvollen Jugend entsprachen."

„Wie ist das traurig," erwiederte Emerenz; „aber nicht wahr, das trägt sich nur bei Jünglingen zu . . . nicht bei uns Mädchen?"

„Doch, Emerenz! . . . auch bei Euch. Von bösen Leidenschaften kann jedes sterbliche Wesen angefallen werden. Der Unterschied ist nur, daß der Eine sie überwindet und der Andere überwunden wird."

„Da kommt Einer, der überwinden wird!" rief Emerenz, und ihr Auge stralte mit einem gewissen freudigen Stolz dem herrlichen Knaben entgegen, der am andern Ende der Allee erschien. Es war Robert, ihr zwölfjähriger Bruder, der ihnen entgegen lief. Er glühte vom Spazierritt, den er soeben gemacht hatte. Seine dunkeln Locken hingen wie Trauben ungeordnet um seine Stirn. Verwegener Muth, ja Trotz lag in der Tiefe seines feurigen Auges und um den feingeschnittenen Mund. Jetzt wurde dieser Ausdruck gleich-

ſam vergoldet durch das Lächeln, womit er den Vater begrüßte, der ihm ſcherzend zurief:

„Willkommen, Du Roſſebändiger!“

„Hat das Pferd Dich nicht abgeworfen?“ fragte Graziane beſorgt.

Robert's halb erſtaunter, halb verächtlicher Blick war die Antwort, die er der kleinen Schweſter gab, und er erzählte ausführlich, wie er ſich auf dem neuen Pferde nach allen Regeln der Reitkunſt benommen habe. Dafür verſprach ihm Emerenz ſeinen Antheil am Maitrank und Herr Zweiger ſagte zu ihr:

„Sie ſind die Walkyre, die dem jungen Nordlands Recken den Becher credenzt.“

„Aber noch lange, lange, lange nicht in Walhalla! . . . hier iſt es viel ſchöner!“ rief ſie.

„Wer weiß das,“ ſagte er trocken.

„Weil eben Niemand es weiß, nehme ich es an,“ ſagte Emerenz entſchloſſen.

Sie gingen dem Schloß zu, gefolgt von Miß Mac Allan und Mademoiſelle Gournay, der franzöſiſchen Sprachlehrerin, die mit Emerenz und Graziane im Walde geweſen und mit Waldblumen befrachtet waren, und auch Herr Knapp, Dr. philologiae ſtellte ſich ein. Er hatte die ſpezielle Aufſicht über Robert zu führen und theilte — obſchon nur aus Geſundheitsrückſichten — deſſen Liebhaberei für die edle Reitkunſt, ſo daß er in Robert's

Gunſt und Achtung feſtere Wurzel geſchlagen hatte als durch die claſſiſchen Studien.

Dieſe ganze Hausgenoſſenſchaft, aus ſo verſchiedenen Elementen zuſammengeſetzt, bewegte ſich doch geordnet, wie das Planetenſyſtem, ein Jeder in ſeiner Sphäre; denn Veldegg war gerecht genug, um Jedem inſoweit Freiheit zu gönnen, als kein Anderer dadurch beeinträchtigt wurde, und einſichtsvoll genug, um zu erkennen wo Uebergriffe ſtattfanden.

„O, wenn der Baron ein Chriſt wäre, ſo könnte er ein Heiliger werden; ſo vollkommen iſt ſein Leben und ſeine Pflichterfüllung," ſagte Mademoiſelle Gournay zu Miß Mac Allan.

„Das iſt gerade ein Hauptunglück für ihn ſelbſt und für ſeine Kinder," erwiederte dieſe; „er behauptet und ſie ſehen, daß man ohne Religion pflichttreu ſein könne. Ich fürchte ſehr, daß die Kinder im ſpäteren Leben ſchwer dafür büßen müſſen, denn er ſtreut in die jungen Herzen tauben oder giftigen Samen. Erwachen die Leidenſchaften, ſo fegt ihr Sturm den tauben Samen fort, während ihre Glut den giftigen zur Blüte bringt. Ich kenne nicht die Vergangenheit des Barons, denn ich kam in's Haus, als er ſiebenunddreißig Jahre zählte und tief gebeugt war durch das Schickſal ſeiner unglücklichen Frau. Aber es ſcheint mir unmöglich, daß ſeine irrigen Grundſätze ihn in ſeiner Jugend immer auf dem rechten Weg gehalten haben ſollten."

„Beste Miß, müssen wir nicht häufig einen Zweifel ähnlicher Art bei Personen hegen, welche christliche Grundsätze haben?"

„Leider! denn sie leben nicht nach diesen Grundsätzen. Wer einen Goldbarren besitzt, ihn aber nicht praktisch in gangbare Münze auszuprägen versteht, kann in große Noth gerathen, besitzt aber Mittel um sich zu retten. Wer aber unächtes Gold besitzt, leidet beständig Noth und müßte in ihr zu Grunde gehen, wenn ihm die Barmherzigkeit Gottes nicht irgendwie zu Hülfe käme. Unser guter Baron ist im Unglauben aufgewachsen — wie er selbst mir gesagt hat — das unächte Gold hat er geerbt. Da mag es sehr schwer sein, es gegen ächtes umzutauschen." —

Emerenz sagte einige Tage später zu Veldegg:

„Ich habe kürzlich gegen Herr Zweiger geäußert, auf der Erde sei es schöner als in Walhalla, oder im Paradiese, oder im Himmel, oder wie man den Ort des Lebens nach dem Tode nennen will. Aber ich fürchte, daß das Leben auf der Erde nicht immer so schön ist, wie ich es jetzt finde . . . jetzt, da ich mir nichts Glücklicheres vorstellen kann, als immer so fort hier zu leben."

„Woher kommt denn plötzlich Deine Furcht?" fragte Veldegg:

„Von einigen Versen, die ich kürzlich las. Sie lauten:

„Aber das Freudenfeſt dauert nicht immer.
Dann erlöſchen die feſtlichen Kerzen,
Und was uns bleibt von dem Glanz und dem Schimmer,
Das ſind die Wunden und ſind die Schmerzen,
Und was wir davon haben in unſerm Herzen“ —

und das klingt mir ſo traurig, daß ich lieber ſterben möchte als es erleben. Und Du biſt auch ganz traurig geworden, Papa.“

Er hatte ihr mit tiefer Wehmuth zugehört und dabei gedacht, daß dies ohne Zweifel auch das Loos ſeiner Emerenz, ſeiner Sonnentochter ſein werde, wie es ſein eigenes — wie es im vollſten Maß das Loos der einſt ſo lieblichen und geliebten Hildegund geworden war, in deren Herz die tiefſte traurigſte Nacht einzog. Er ſchwieg einen Augenblick, überwältigt von Erinnerungen; Emerenz ſchaute ihn erwartungsvoll an. Aber anſtatt ihre junge Seele auf himmliſche Hoffnung und auf ein Licht hinzulenken, das heller ſtralt als die irdiſchen Kerzen, faßte er ſich und ſagte abbrechend:

„Laß das Grübeln über die Zukunft, Emerenz. Ein alter Spruch lautet: „Per aspera ad astra.“ Das halte feſt. Mühſam iſt's zu hohen Dingen zu gelangen. Sage mir,“ fuhr er im veränderten Ton fort, „ob Du Dir wieder eine Darſtellung ausdachteſt.“

„Ja,“ ſagte Emerenz, „heute Abend ſollſt Du ſehen wie Iſaak zum Opfertode geht.“

Emerenz hatte ein sehr merkwürdiges und seltenes Talent: sie stellte mimisch und plastisch einzelne Figuren, ja ganze Scenen dar. Kein Mensch war auf den Einfall gekommen, sie hierin zu unterrichten — schon deshalb nicht, weil Niemand es gekonnt hätte. Es war eine Gabe der Natur. Als ganz junges Kind sagte sie einmal:

„Schau her, Papa . . . jetzt bin ich eine Katze."

Und sie nahm die lauernde, gespannte Stellung der Katze an, die bereit ist eine Maus zu fangen. Das war sehr drollig; man lachte und Emerenz fuhr fort Katzendarstellungen zu geben: wie die Katze mit einem Garnknäuel spielt, wie sie sich gegen einen Hund zur Wehr setzt. Veldegg dachte, Emerenz habe vielleicht Talent für bildende Kunst und er zeigte ihr Flaxman's berühmte Umrisse zur Iliade und Odyssee, die Zeichnungen zu Thorwaldsen's Sculpturen und überhaupt Kunstwerke im Kupferstich. Emerenz sah das Alles mit Entzücken und verließ die Katzenstudien, um eine höhere Sphäre zu betreten. Allerdings lernte sie Zeichnen und entwarf Zeichnungen nach eigener Idee; allein ihr eigentliches großes Talent war ihre Darstellungsgabe. Jetzt war sie die Melancholie nach Albrecht Dürer; jetzt die Circe nach Flaxman; jetzt die Aurora nach Guido Reni; ein Musselin-Shawl, den sie so und so und wieder anders warf, genügte ihr als Draperie; und mit dem zerrissenen Kranz, dem Becher, den Rosen

in der Hand, war sie ein Bild wie aus dem Rahmen herausgetreten, oder wie eine Statue auf ihrem Sockel. Selbstverständlich wurde weder Gewicht auf dies Talent gelegt, noch Zeit damit verschwendet. Emerenz unterhielt sich in ihren Erholungsstunden damit, und als sie älter wurde erfand sie Darstellungen.

An diesem Abend erlaubte der Vater, daß man zwei Wandschirme im Salon aufstelle, die einen Rahmen bildeten, durch welchen der Blick des Zuschauers von den Sophas und Stühlen im Salon abgelenkt und auf einem Punkt festgehalten wurde. Innerhalb dieser Wandschirme stellte Emerenz in vier Momenten den Knaben Isaak dar: wie er das Holz zum Opfer trägt; wie er den Abraham fragt, wer das Opferthier sei; wie er auf den Knieen liegt, um den Todesstoß zu empfangen; wie der Engel seinen Tod verhütet. Dies Alles vollbrachte Emerenz ohne irgend ein anderes Mittel als ihre Person, ihre Haltung, ihren Ausdruck der Miene und Geberde. Wie sie das anfing — darüber wußte sie keine andere Rechenschaft zu geben, als daß sie sagte, es falle ihr so ein, wenn sie sich den Todesgang des Isaak zum Berge Moriah — oder was sonst der Gegenstand war — lebhaft vorstelle. Da man nicht umhin konnte Emerenz zu bewundern und es ihr aussprach, so sagte Veldegg, der sie im Stillen mehr bewunderte, als irgend Jemand:

„Du hast ein recht unfruchtbares Talent, Emerenz!

während einer Minute biſt Du der Genius des Todes, in der andern Minute eine Victoria und dann iſt Alles vorüber wie ein Schattenſpiel an der Wand. Warum dichteſt Du nicht? warum malſt Du nicht? das wäre etwas Bleibendes."

„Ich weiß es nicht, Papa," entgegnete ſie unbefangen; „dies fällt mir ein. Muſik und Zeichnen lerne ich, indem ich mich fleißig und mühſam übe. Jenes iſt ein Naturproduct und das iſt mir viel bequemer."

Sie lachte und Veldegg ſagte:

„Ich entſinne mich von meinem Vater gehört zu haben, daß er in ſeiner Jugend Ida Brun, Gräfin Bombelles kannte, welche dies Talent der Darſtellung im höchſten Grade beſaß."

„So habe ich eine Vorgängerin und bin nicht einzig in meiner Art!" rief Emerenz erfreut; „man muß auch Curioſitäten und Raritäten gelten laſſen, Papa."

Drittes Kapitel.

Baronin Erting gab einen glänzenden Ball — wie es hieß nur für junge Leute, doch waren alle Eltern willkommen. Sie hatte sich als Wittwe durchaus nicht von der Gesellschaft zurückgezogen, sondern gesagt, sie sei es ihrem Sohn schuldig alle gesellschaftlichen Verbindungen zu pflegen, damit er dereinst nicht wie ein Unbekannter in der Welt auftauche. Sie hatte ihren Empfangabend und der war nicht wenig besucht, denn sie gab häufig ganz vortreffliche Diners, bei denen die Gäste die Zahl der Musen nicht überschritten — wie die feinen und gründlichen Liebhaber dieses geselligen Vergnügens es begehren. Bälle hatte sie bisher nicht gegeben. Jetzt sollte ihr Sohn durch einen Ball recht glänzend in der Gesellschaft auftreten.

Ignaz war neunzehn Jahre alt; lang in die Höhe gewachsen, schmächtig wie sein Alter es mit sich brachte und in Haltung, Benehmen und Manieren gut geschult. Er hätte für einen recht angenehmen jungen Mann gelten können, wenn der Ausdruck seines hübschen An-

gesichts angenehm gewesen wäre. Allein dieser Ausdruck zeigte constant die allergründlichste Langweil, und geistige und moralische Schlaffheit war seinen feinen Zügen so fest eingeprägt, daß jede Frische und Jugendkraft gelähmt schien.

„Welche interessante Erscheinung ist Dein Sohn," sagte Gräfin Melanie, die ihre siebzehnjährige Tochter in diesem Winter in die Welt führte; „ich kenne ihn ja von der Wiege an und habe ihn an Deiner Seite aufwachsen sehen .... allein ich gestehe, daß er mich heute wahrhaft überrascht durch die ausgezeichnete Artigkeit seines Benehmens, während so viele junge Leute seines Alters wahre Bären sind."

„Ja, das macht die Erziehung im Elternhause," sagte Eugenia.

„Und was ist seine nächste Bestimmung?" fragte Melanie theilnehmend; „ich behalte immer ein reges Interesse für die Kinder meiner Freunde."

„Er wird im Frühling eine Universität besuchen und etwas Volkswirthschaft studiren; dann aber auf dem Lande sich niederlassen, da er einen unüberwindlichen Widerwillen gegen jede Arbeit hat, die mit dem Bankgeschäft zusammenhängt."

„Eugenia, ich bitte, schau' das allerliebste Paar! eben tanzt Dein Sohn mit meiner Serafine."

„Charmant ... in der That!" entgegnete Eugenia lächelnd und begab sich zu anderen Gästen.

Melanie rechnete in stillster Geschwindigkeit aus, daß Ignaz gewiß nicht mehr als zwei Jahre dem Studium der Volkswirthschaft widmen werde, und daß dies genau der Augenblick sei, wo sie ihre Serafine zu verheirathen wünsche, weil dann ihre Albertine siebzehn Jahre zähle und in der Welt erscheinen müsse. Eugenia aber hatte ganz andere Gedanken.

Veldegg befand sich in der Residenz und erschien sogar einen Augenblick auf dem Ball, um Eugenia's Bitte zu erfüllen und bei dem Auftreten ihres Sohnes in der Gesellschaft gegenwärtig zu sein. Er theilte aber in keiner Weise ihre Zufriedenheit mit Ignaz.

„Tanzt er nicht sehr gut?" fragte jetzt Eugenia; „ist seine Haltung nicht merkwürdig ruhig für einen so jungen Mann?"

„Allzu ruhig!" erwiederte Veldegg; „er tanzt, er benimmt sich, er spricht, als sei ihm die ganze Welt gleichgültig ... oder als sei er im Traum."

„Würde Ihnen ein Brausekopf, ein Sausewind besser gefallen?" fragte sie spitz.

„Der hat auch seine Schattenseiten! ... aber es ist doch Leben, doch Jugend, doch Kraft in ihm."

„Sie wissen einen sanften ruhigen Charakter nicht zu schätzen."

„Doch sehr! allein die Sanftmuth darf nicht in Schlaffheit ausarten. Ignaz hat keinen Trieb zur Thätigkeit ... ihm fehlt Energie."

„Wir wollen das morgen beſprechen, nicht wahr? heute bin ich zerſtreut durch meine Pflichten als Hausfrau. Morgen werde ich ganz Mutter ſein können ... was ja mein ſüßeſtes, mein einziges Glück iſt.“

Als Veldegg am andern Abend zu Eugenia kam und den Plan erfuhr, den ſie bereits der Gräfin Melanie mittheilte, war er nur mit der erſten Hälfte desſelben einverſtanden. Er ſagte:

„Daß Ignaz eine Univerſität beſuche iſt ſehr gut. Nur müſſen Sie ihm einen zuverläſſigen Begleiter geben, der die Studien leitet und den Studirenden anſpornt.“

„Beſter Veldegg, ich glaube Sie träumen! Seit ſeinem ſechszehnten Jahr iſt Ignaz dem Hofmeiſter entwachſen und entrückt und ſtudirt ohne ihn bei Fachlehrern ebenſo gut als mit ihm. Wie könnte ich ihm jetzt einen Erzieher geben!“

„Einen Begleiter wünſche ich für Ignaz,“ erwiederte Veldegg, „einen unterrichteten verſtändigen Mann, der dem Unerfahrenen in jeder Richtung und Beziehung rathend, warnend, belehrend zur Seite ſtehe.“

„Wo ſollte ich einen ſolchen Mann finden, beſter Veldegg?“

„Ich könnte vielleicht Doctor Zweiger beſtimmen, während zwei Jahren Ignaz zu begleiten.“

„O nur das nicht! Ihre Kinder ſind lauter Genie's! Gegen ſie würde mein armer Ignaz trotz ſeiner

vortrefflichen Eigenschaften sehr abstechen. Nein, lieber Veldegg! diesen Winter lernt er in der großen Welt auf eigenen Füßen stehen und mit eigenen Augen sehen — dann wird er im Stande sein, sich selbst zu leiten. Einem fremden Führer würde er weder Vertrauen noch Folgsamkeit schenken und der Versuch wäre eben vergeblich und unerfreulich."

Veldegg sah allerdings ein, daß ein junger Mann, der unter keiner andern Autorität gestanden ist, als der einer schwachen nachgiebigen Mutter, sich nicht im zwanzigsten Jahre einer ganz fremden Autorität unterwerfen werde. Er ließ also seinen Vorschlag fallen und sprach sich um so lebhafter gegen Eugenia's Plan aus, Ignaz auf dem Lande anzusiedeln. Er sagte:

„Es ist Trägheit, daß Ignaz sich nicht in die Geschäfte des Bankhauses hineinarbeiten will."

„Nein," versetzte Eugenia; „er hat keinen Beruf für Thätigkeit innerhalb dieser Sphäre; der Geschäftsführer würde ihn beherrschen und er hätte dennoch die Verantwortung. Da ist es besser, daß Jenem diese bleibe."

Auch das war richtig. Veldegg nahm wieder das Wort:

„Trägheit ist es, daß Ignaz auf dem Lande leben, reiten, jagen, fischen will. Das ist Tagedieberei und stumpft alle geistigen Fähigkeiten ab. Man muß die verschiedenen Zweige der Bodencultur kennen lernen, die Bewirthschaftung der Forsten, des Ackers, der Wie-

sen, des Gartens — man muß suchen zu verbessern und zu erhöhen ohne zu übertreiben — man muß den Boden lieb haben, auf dem unser Haus und Heerd steht und ihn pflegen — man muß Interesse haben für die Leute, die ihn mit uns bewohnen und für uns bebauen — man muß Freude haben an der Natur und ihren wechselnden Erscheinungen — man muß sich gern beschäftigen und die Geselligkeit betrachten als eine Erholung, nicht als ein tägliches Bedürfniß: dann ist das Landleben das glücklichste, das unabhängigste, das genußreichste Leben — und jagen, reiten und fischen gehören als Beiwerk zum großen Ganzen."

„Wer sagt Ihnen, lieber Veldegg, daß nicht Ignaz dereinst in Ihrem Alter so gesinnt sein werde wie Sie — .. vorausgesetzt, daß seine Häuslichkeit glücklich sei. Er muß aber einen Anfang machen, sich einwohnen, sich gewöhnen" ... —

„Und aus seiner trägen Gleichgültigkeit heraustreten," fiel Veldegg ein.

„Das wird geschehen, wenn sein Herz erwacht."

„Wenn nur nicht früher schlimme Leidenschaften erwachen, die durch Müssiggang und Arbeitsscheu gefördert und bestärkt werden!"

„Die Gegenwart bürgt mir in dieser Beziehung für die Zukunft," sagte Eugenia.

„Allzu oft ist eine solche Bürgschaft — Täuschung der Elternliebe. Die Flamme der Leidenschaft entzündet

ſich zuweilen ganz unerwartet . . . und ſchnell wie der Blitz."

„Warum ängſtigen Sie mich!"

„Ich möchte Sie warnen."

„Ignaz war immer an meiner Seite und das Beiſpiel iſt die Hauptſache für das Gute," ſagte Eugenia ſo beſtimmt, als habe ſie ihre Vergangenheit gründlich vergeſſen.

„Aber nicht Alles," erwiederte Veldegg; „ſchlimme Eltern haben zuweilen ein gutes Kind .... und umgekehrt."

„Wir wollen weitausſehende Pläne ruhen laſſen," ſagte Eugenia ſchließlich; „wer kann berechnen, welche Fügungen im Schooß der Zukunft ruhen, und gerade das Unberechenbare, das nicht von unſerer Sorge, von unſerem Willen abhängt, nimmt in unſerem Leben einen großen Platz ein."

Wie immer, ſo blieb es auch jetzt bei Eugenia's Anſicht. Während ſie aber für die Vortrefflichkeit ihres Sohnes mit größter Entſchiedenheit auftrat, ging er auf Wegen, die im Widerſpruch mit ihren Worten waren und die ſie nicht kannte — vielleicht ſogar nicht kennen wollte, um nicht in der Idee geſtört zu werden, die ſie ſich von ihm gebildet hatte.

Für Veldegg war Ignaz fort und fort ein Gegenſtand des Kummers und der Sorge. Wie ſchon ſo oft rief er ihn zu ſich, ſprach freundlich und ermunternd

mit ihm, ſtellte ihm die Armſeligkeit des Müſſiggangs und deſſen ſchlimme Folgen für den Geiſt vor, den er einſchläfere, für den Charakter, den er erſchlaffe, für die ganze Zukunft, deren Glück er untergrabe. Ignaz verſprach die Ermahnung zu beherzigen; allein er war dabei mehr traurig als muthig. Er wäre ganz gern anders geweſen als er war, denn er fühlte ſich zeitweiſe höchſt unzufrieden mit ſich ſelbſt und der ganzen Welt; aber er wußte nicht, wie er eine Beſſerung bewerkſtelligen ſolle, und er verblieb in der Gewohnheit ſeinen Neigungen nachzugeben, obgleich er ſich ſelbſt eingeſtand, daß ihm ſchließlich nichts Anderes daraus erwachſe, als eine bodenloſe Langweil.

Seine Mutter führte ihn den ganzen Winter von einem Salon in den andern, vom Diner in's Theater, vom Theater auf den Ball — und vernahm mit Selbſtzufriedenheit die Lobſprüche, welche einige Mütter und zuweilen auch Väter ſeiner guten Haltung, ſeinem höflichen Benehmen ſpendeten. Die jungen Mädchen jedoch flohen ihn und großen Beifall fand unter ihnen Serafinens Ausruf:

„Nein, der ſchreckliche Menſch! Seine Augen ſind ſo leer wie Knopflöcher ohne Knöpfe!“

Viertes Kapitel.

Baron Althausen und seine Frau hatten die Gewohnheit, alle zwei Jahre auf einige Wochen nach Deggenrain zu kommen und sich an den Veldegg'schen Kindern, welche sie als ihre Enkel betrachteten und liebten, zu erfreuen. Im vorigen Sommer hätte der Besuch stattfinden müssen. Er fiel aber aus, zur großen Betrübniß der Kinder, denn Mimi Sternfels, Clementinens älteste Tochter, die am Rhein verheirathet war, bekam einen Sohn, und zur Taufe dieses ersten Urenkels hatten sich die Urgroßeltern begeben. Sie waren also seit drei Jahren nicht in Deggenrain gewesen.

Veldegg hatte ein einziges Mal Robert und Graziane, als sie noch sehr jung waren und als Emerenz das Scharlachfieber hatte, nach Walldorf gebracht, Emerenz aber nie; dermaßen fürchtete er die Möglichkeit — obwohl sie höchst unwahrscheinlich war — des Zusammentreffens der Kinder mit ihrer armen Mutter. Ja, er fürchtete, die Kinder könnten dort zu viel von ihr und ihrem Zustand hören und dadurch einen schmerzlichen, trau-

rigen, erschreckenden Eindruck empfangen. Als Emerenz älter wurde hatte sie oftmals den Vater gebeten, sie nach Walldorf mitzunehmen — doch stets vergeblich. Einmal sagte sie, um ihre Bitte eindringlicher zu machen:

„Ich möchte so gern Hainau wiedersehen und die arme kranke Mama."

„Bitte mich nie darum, Emerenz," versetzte Veldegg traurig, „das kann nicht geschehen; denn die arme liebe Mama ist das, was man gemüthskrank oder melancholisch nennt. Sie muß in der größten Stille, Abgeschiedenheit und Einförmigkeit leben, und die geringste Störung könnte die furchtbarsten Folgen für sie haben, Dich aber für Dein ganzes Leben betrüben."

Emerenz brach in Thränen aus, umarmte ihren Vater und sprach nie wieder mit ihm von ihrer Mutter.

Baron Althausen und seine Frau waren ungemein beliebt in Deggenrain und wurden mit Jubel begrüßt. Die große Einfahrt in den Schloßhof war mit grünen Zweigen geschmückt, Laubgewinde umgaben die Säulen des Portals und vom Balkon herab wehten zwei Banner mit den Wappen von Althausen und von Veldegg. Als sich der Baron aus allen umschlingenden Armen losgemacht hatte und um sich schaute, sagte er scherzend:

„Wo ist denn aber die Emerenz, mein Tausendsassa geblieben?"

„Hier ist die Emerenz, Onkel ... aber dies ist der

Tausendsassa," erwiederte Emerenz und legte die Hand auf Robert's Schulter.

„Emerenz ... wie bist Du groß geworden!" sagte der Baron, indem er sie in's Auge faßte; „wie groß und" — — er wollte sagen „wie schön!" er verschluckte es aber und wiederholte „groß! groß! ... wie alt bist Du denn schon?"

„In einigen Tagen werde ich sechszehn Jahre, lieber Onkel."

„O wie jung!" rief er.

„Schon so alt!" sagte Veldegg.

„Jetzt wächst auch die kleine Graziane heran," sagte die Baronin; „man muß förmlich neue Bekanntschaft mit Euch Kindern machen."

Die machte sich schnell. Die Kinder waren zutraulich mit den lieben Verwandten und die verschiedenen Lehrer und Lehrerinnen sorgten dafür, daß ihre Zöglinge in allen möglichen Wissenschaften und Künsten examinirt wurden und die Prüfung gut bestanden. Die Baronin sagte im vertraulichen Gespräch zu Miß Mac Allan:

„Beste Miß, es ist nicht Ihre Schuld und deshalb darf ich Ihnen mein betrübtes Herz aussprechen; ich würde sagen, daß ich eine Mustererziehung vor Augen habe, wenn nicht die Grundlage einer guten Erziehung — die Gottesfurcht fehlte. Die Kinder sind gut geartet und gut gezogen; sie bringen auch zuweilen mit

einem kleinen heroischen Selbstgefühl ein Opfer; — aber Emerenz und Robert sind Charaktere, welche nur durch Religion wahrhaft und gründlich zu bändigen sind ... und ach, sie fehlt."

Miß Mac Allan konnte nur betrübt beistimmen.

„Sollte Emerenz früh in die Ehe treten," fuhr die Baronin fort, „so würde mir angst und bange werden. Es gewährt mir großen Trost, daß ihr Vater gestern gegen mich äußerte, er werde nie gestatten, daß seine Töchter vor vierundzwanzig Jahren heiratheten. Dann wären sie zu Einsicht und Selbstständigkeit gelangt und liefen nicht so leicht Gefahr unter die Botmäßigkeit eines Gatten zu kommen."

„Ich glaube gern," versetzte Miß Mac Allan, „daß der Herr Baron sich so spät wie möglich von seinen Töchtern zu trennen wünscht; allein diese werden bei einer solchen Angelegenheit ein Wort mitsprechen und wahrscheinlich das entscheidende. Der Vater ist für sie nicht Stellvertreter Gottes, sondern eine Gottheit ... aber eine solche, die sich sehr leicht durch Wünsche und Bitten gewinnen läßt."

Veldegg war sehr ergriffen von einer Nachricht, die Baron Althausen mitgebracht hatte. Der Irrenarzt, der Hildegund behandelte, hatte erklärt, sie sei seit einem Jahr so ruhig und, vergleichsweise, so klar im Kopf, daß es vielleicht einen guten Eindruck machen und ihre Genesung fördern werde, wenn eines ihrer Kinder ganz

ruhig ihr zu Gesicht käme und sie begrüße, als ob sie sich gestern gesehen hätten. Sie werde vielleicht darauf eingehen und ihre fixe Idee fallen lassen. Wenn er aber auch mißlinge, so sei der Versuch dennoch zu machen. Veldegg erwiederte:

„Ich halte es für eine Pflicht, dem Rath des Arztes zu folgen. Er aber denkt nur an die arme Kranke, während ich an das arme Kind denke, das vielleicht für sein ganzes Leben einen furchtbaren Eindruck von seiner unglücklichen Mutter erhält. Um ihnen diesen zu ersparen, habe ich nur den beiden Kleinen Einmal den Besuch in Walldorf gestattet, und Emerenz immer zurückgehalten. Sie ist es aber, die jetzt den Versuch machen muß, weil sie verstehen kann, was das ist gemüthskrank sein, tiefsinnig sein. Graziane kann es nicht; sie würde nur Grauen fühlen, und an Robert, den unberechenbaren, ist gar nicht zu denken. Emerenz wird mit Entzücken auf den Gedanken eingehen."

So war es auch. Als Emerenz erfuhr, daß sie und wie sie ihre Mutter sehen solle, stürzten ihr die Thränen aus den Augen und sie rief:

„Das ist ja seit Jahren mein sehnlichster Wunsch."

Es wurde bestimmt, daß sie mit dem Onkel und der Tante nach Walldorf reisen und dort den günstigen Augenblick abwarten solle. Sie hätte gewünscht, auf der Stelle abzureisen. Doch die Verwandten hatten ihren Besuch für den ganzen Monat August zugesagt,

und Veldegg hätte ihn lieber verlängern als abkürzen mögen — dermaßen graute ihm vor einer kurzen Trennung unter dieſen Umſtänden von ſeiner Emerenz, ſeinem Sonnenkind, wie er ſie nannte.

Veldegg war gaſtfrei. Wer nach Deggenrain kam, wurde empfangen als ſei er der allerwillkommenſte Gaſt. Dadurch machte Veldegg es gut, daß er ſo ſelten wie möglich Beſuche erwiederte. Man ließ ſeine Gaſtfreiheit und ſeine exceptionelle Lage als Entſchuldigung gelten und bewunderte ihn, wie vortrefflich er im Hauſe die Frau und den Kindern die Mutter zu erſetzen wiſſe. Jetzt, da Emerenz erwachſen war, mehrte ſich der Beſuch. Es war ihm recht. Er war feſt entſchloſſen, ſeine Töchter nicht in die Reſidenz zu führen und ſie, unter dem Vorwand, daß ſie die Freuden der Jugend, nämlich Bälle im Uebermaß genießen ſollten, den heirathsluſtigen oder heirathsfähigen jungen Männern vorzuführen. Er wollte ſie aber durchaus nicht iſoliren. Seine Kinder ſollten Umgang haben mit ihres Gleichen und ſich nach Jugendluſt unterhalten — aber auf ihrem heimiſchen Boden. Das Ehepaar Althauſen war ungemein beliebt. Wenn es ſich in Deggenrain aufhielt, ging es ganz beſonders munter her. Eines Tages ſagte Veldegg:

„Morgen, liebe Tante, wirſt Du eine ganz neue Bekanntſchaft machen: Baronin Erting hat ſich mit ihrem Sohne angemeldet. Der junge Mann war

mehrmals hier, da ich sein Vormund war. Jetzt ist er einundzwanzig Jahre alt, und das Erste was er als majorenn zu thun wünscht ist — Grafenthurm zu kaufen."

„Wird die herrliche Besitzung verkauft?" rief der Baron.

„Ich erfuhr es gestern durch Baronin Erting. Man hat ihrem Sohn den Kauf angetragen, da sich der Besitzer leider in mißglückte Speculationen einließ."

„Was ist das für eine abscheuliche Mode," versetzte der Baron, „daß sich Männer, welche bezüglich ihrer Finanzen auf einem ganz anderen Boden sich befinden, auf den gefährlichen der Speculation begeben und mit den Banquiers um die Wette in der Rennbahn der Actien dem Glück nachlaufen. Diese Wuth über Nacht reich werden zu wollen, ohne Mühe, ohne Arbeit, auf Kosten Anderer und um einem wahnwitzigen Luxus zu fröhnen, ist so niedrig, so entwürdigend, daß ich Denjenigen gar nicht bedauere, der dabei den Hals bricht. Es ist empörend, daß der alte gute treue Boden den Besitzern nicht mehr genügt, um zufrieden und anständig darauf zu leben!"

„Und das hängt eben mit dem wahnwitzigen Luxus zusammen, der wie eine Pest in der Welt grassirt und der in Paris gehegt wird und namentlich seit dem Kriege von 1859 von den Tuilerien ausgeht," sagte Veldegg.

„Wie sich das für jenen Kaiserhof schickt!“ rief der Baron; „nur Abenteurer oder Barbaren haben daran Wohlgefallen! jene — um zu blenden, diese — weil sie geblendet sind.“

„Lieber Alter,“ sagte sanftmüthig die Baronin; „von Barbaren will das gegenwärtige Geschlecht nichts wissen, sondern gerade vom Gegentheil.“

„Nach raffinirtem Luxus streben und in ihm schwelgen, lieber Schatz, ist schon Barbarei, welche auf Flitter den höchsten Werth legt, wie jene Indianer, die für farbige Glasperlen einen unscheinbaren Goldklumpen, den sie nicht zu verwerthen verstanden, fortgaben. Wo der übermäßige Luxus herrscht, werden die höheren Güter der Menschheit, Religion, Sittlichkeit, gründliche Bildung, Ehrenhaftigkeit des Charakters mehr und mehr verachtet und das ist sittliche Barbarei. Auf eine solche folgt aber unwiderruflich eine allgemeine sociale Barbarei; denn in dem Maße, wie Luxus, Genußsucht und die Mittel sie zu befriedigen auf einer Seite sich steigern, nimmt auf der andern Armuth und Elend zu. Im vorchristlichen Rom — nicht nur der Stadt, sondern dem Staat — zählte die Bevölkerung nach Millionen Sclaven und die Reichen nach Tausenden. Bei den Völkern des Orients sitzen die Fürsten auf goldenen Thronen und das Volk stirbt vor Hunger in Persien, in Indien. Je mehr sich der Reichthum in einigen wenigen verschwenderischen Händen concentrirt, desto

mehr wachſen um ſie herum im unmenſchlichen Elend barbariſche Zuſtände auf. Armuth erniedrigt keineswegs den Menſchen und ſeine Geſinnung; artet ſie aber aus in bodenloſes, rettungsloſes Elend — dann entmenſcht ſie. — Bei dem Allen iſt es mir doch leid, daß der alte Grafenthurmer ſtupide genug handelte, um ſeine herrliche Beſitzung verkaufen zu müſſen."

„Er fordert einen enormen Preis," ſagte Veldegg; „ich werde dem Ignaz Ertiŋg nicht zu dem Kauf rathen. Er kommt mit ſeiner Mutter her, um Grafenthurm in Augenſchein zu nehmen."

„Ich werde ihm gleichfalls dringend abrathen," ſagte Emerenz.

„Warum denn das?" fragte die Baronin lächelnd.

„Er würde dann unſer nächſter Nachbar ſein und ich möchte lieber andere haben . . . junge Mädchen."

„Das iſt begreiflich," ſagte die Baronin.

„Ich fürchte, das ſchöne Grafenthurmer Schloß trägt den Sieg davon über Deinen und meinen Widerſpruch, Emerenz," verſetzte Veldegg.

„Sieht er nicht auf den Ertrag?" fragte höchſt verwundert der Baron; „ich ſtelle mir vor, daß der Chef eines großen Bankhauſes ſchon in der Wiege Dukaten zählt und mit Coupons ſpielt."

„Das liegt ihm ſehr fern," entgegnete Veldegg; „er hat nicht das geringſte Intereſſe für dies Fach."

„Wofür denn?"

„Das hat sich bis jetzt noch nicht gezeigt."

„Ist er ein Sportsman?"

„Durchaus nicht."

„Lockt ihn der kriegerische Ruhm?"

„Nichts weniger als das."

„Das sind schon in meinen Augen zwei Vorzüge."

„Ja, negative."

„Du scheinst nicht stolz auf Deinen Mündel zu sein," sagte lachend der Baron.

„Er hätte vielleicht anders behandelt werden müssen. Die Ansichten seiner vortrefflichen Mutter, die nur für ihn lebte und ihn bis in sein zwanzigstes Jahr nicht von ihrer Seite ließ, stimmten aber nicht mit den meinen überein."

„Ach," seufzte die Baronin, „bei allen Erziehungen läuft es immer darauf hinaus, daß der liebe Gott gut machen muß, was wir Eltern verkehrt machen."

„Das gilt nicht für uns, Tante!" rief Emerenz und umarmte ihren Vater; „bei uns macht Papa nichts verkehrt."

„Ihr habt also die Verpflichtung, ganz ausgezeichnet gute Menschen zu werden, um einer solchen Erziehung Ehre zu machen," entgegnete ruhig die Baronin.

Sie wußte so gut wie ihr Mann und wie die ganze Welt von Eugenia's Verhältniß zu Veldegg vor seiner Ehe, und sie sah mit einiger Spannung der Baronin Erting entgegen. Diese war jetzt fünfund-

vierzig Jahre alt, äußerlich ungemein wohlerhalten und höchst elegant; im Innern so kalt, so entschieden, so selbstbewußt wie immer, ungemein verbindlich, wenn sie es sein wollte, und stets mit einem gewissen Anstrich von Nachgiebigkeit in Worten, ihre Ansichten oder Absichten durchsetzend.

Am Abend nach ihrer Ankunft sagte Baron Althausen zu seiner Frau:

„Wenn unsere arme Hildegund nicht wäre, würde ich glauben, diese Eugenia sei gekommen, um eine Doppelheirath zu stiften."

„Die des Vaters würde doch auf Schwierigkeiten stoßen wegen seiner Kinder."

„Ich glaube, daß der Sohn auch wenig Aussichten hat .... vor der Hand. Man läßt sich Zeit. Darauf deutet der Ankauf von Grafenthurm, der trotz des enormen Preises stattfinden wird. Eine Frau wie diese Eugenia, mein lieber Schatz, verschwendet nicht eine so ungeheuere Summe für das mäßige Vergnügen, ein Schloß mit sieben Thürmen zu besitzen. Aber Grafenthurm ist nur eine Stunde von Deggenrain entfernt."

Wie Baron Althausen in diesem Punkt dachte, genau so dachte Eugenia. Sie entgegnete auf Veldegg's Vorstellungen:

„Seien Sie versichert, daß dieser Kauf dem Hause Erting keine Capitalien entzieht, die es zu seinem glänzenden Fortbestand nöthig hätte. Ich verabscheue

ja dies ganze Geschäftswesen und bin froh, daß Ignaz es ebenfalls verabscheut. Indessen ist es doch zu wichtig, um nicht alle Berücksichtigung zu verdienen und ich habe mir die genaueste Auskunft geben lassen. Sehen Sie hier."

Und sie legte ihm verschiedene Notizen vor, welche ihre Aussage bekräftigten. Veldegg erwiederte:

„Ich würde es begreifen, wenn Ignaz wünschte, sich in Grafenthurm niederzulassen. Das scheint mir aber nicht, und wäre bei seinen einundzwanzig Jahren auch nicht in der Ordnung. Er würde dort sitzen wie ein verwünschter Prinz des Feenmärchens."

„Bester Veldegg, der Mensch muß einen festen Punkt haben, von welchem ausgehend er sein Leben ordnet. Für irgend ein staatsdienstliches Verhältniß ist Ignaz so wenig geschaffen, wie für die Leitung großer Geldgeschäfte. Er muß Etwas haben, das ihm gehört, wofür er sich interessirt. Ein großer Grundbesitz — das sagten Sie mir oft — führe tausend Interessen und Beschäftigungen mit sich, und die Art, wie er gehandhabt werde, sei von großem Einfluß auf die Volkswirthschaft und das ganze Staatsleben."

„Allerdings ist das meine Ansicht, allein man muß Neigung für das Landleben und einige Kenntnisse über dasselbe haben, um auf jene Interessen in einer Weise einzugehen, welche sie fördert. Versteht man nicht, sich zu beschäftigen, so langweilt man sich halbtodt; be-

schäftigt man sich ohne Sachkenntniß mit allerhand Neuerungen, Versuchen, Unternehmungen, so kann man sein Vermögen zu Grunde richten."

„Lieber Veldegg!" fiel Eugenia ein, „Klippen gibt es überall. Unsere alte bewährte Freundschaft berechtigt mich zu der Annahme, daß Sie stets ein wachsames, wohlwollendes Auge für Ignaz und Grafenthurm haben. Und einsam wird er nicht sein. Bis er heirathet werde ich die Hälfte des Jahres mit einigen meiner zahlreichen Cousinen und Nichten bei ihm zubringen . . . im Winter kommt er dann zu mir . . . ich wüßte nicht, wie ich besser für ihn sorgen könnte . . . und wenn Sie, obwohl nicht länger sein Vormund, doch immer sein Freund und Rathgeber sind, so ist er für alle Zukunft geborgen. Eltern können ja weiter nichts thun, als ihren Kindern die Wege zu ihrem Glück ebnen . . . und das ist das Bestreben und das Ziel meines ganzen freudenlosen Lebens gewesen."

Die Erinnerungen an frühere Zeiten regten sich in Veldegg's Herzen, und er versprach Eugenien Alles was sie wünschte.

Ignaz war ein Mensch, dem man insoweit Theilnahme schenken konnte, als das Mitleid reichte; er sah aus wie Jemand, der sich nicht glücklich — und nicht im Stande fühlt, sein Unglück abzuschütteln. Lebenslust, Lebensmuth, Lebenskraft — Alles fehlte ihm. Er

war ohne die nothwendigen Vorkenntniſſe auf die Univerſität gegangen, und die Vorleſungen, denen er nicht folgen konnte, wurden ihm um ſo mehr zum Ueberdruß, als ihn ein Paar Vettern aus der zahlreichen Verwandtſchaft ſeiner Mutter wegen ſeiner Gelehrſamkeit verhöhnten. Zwei Herren von Bernbach ſtanden als Lieutenant in der Univerſitätsſtadt. Sie bemächtigten ſich Ignaz Erting's und nährten durch ihren Umgang deſſen Neigung für Gott Bachus und Göttin Cigarre in ſolchem Grade, daß ſie ſeine Lebensluft ausmachten.

„Was ſitzeſt Du auf den elenden Bänken des Hörſaals," ſagte Ludolf von Bernbach und ſtreckte ſeine von Exerciren ermüdeten Glieder mit Wohlbehagen im bequemen Lehnſtuhl aus; „was da auf dem Katheder geſprochen wird, ſteht ohne Zweifel gedruckt in einem Buch. Nimm das Buch und lies hier in Deinem Zimmer. Die Cigarre bewahrt Dich vor dem Einſchlafen und ſo verbindeſt Du das Nützliche mit dem Angenehmen."

Ignaz war viel zu unſelbſtſtändig und viel zu ſchlaff, um dem Einfluß und den Folgen eines Umgangs widerſtehen zu können, der ganz und gar ſeinem natürlichen Hang entſprach. So lange er bei ſeiner Mutter lebte, hatte er ſeine Irrwege zu verheimlichen geſucht; jetzt aber, im Verkehr mit ſeinen Vettern und mit anderen jungen Leuten deſſelben Schlages, verlor

sich die Heimlichkeit von selbst. Kam er in den Ferien zu seiner Mutter, so war sie denn doch zu klug, um sich wirklich über ihn täuschen zu können; allein sie bemäntelte Alles mit der Entschuldigung jugendlicher Unerfahrenheit. Sie suchte ihn so schnell wie möglich in eine glänzende unabhängige Lage zu versetzen und zu verheirathen. Hatte sie bei diesem Punkte an Emerenz gedacht, so mußte es ihr bald klar sein, daß Emerenz nicht daran denke — zuerst nicht, weil ihr der Gedanke an die Ehe ganz fern lag, dann aber auch, weil sie entschieden Ignaz nicht leiden konnte. Bei der geringsten Veranlassung brach das unwillkürlich aus.

Er hatte eine kleine Specialität von Talent: er schnitt aus schwarzem Papier mit großer Leichtigkeit und sprechend ähnlich Silhouetten. Er hatte in dieser Weise Veldegg und Baron Althausen portraitirt, wie sie mit einander Tarok spielten. Die Aehnlichkeit war sprechend, nicht nur des Gesichts im Profil, sondern der ganzen Haltung; man glaubte ihre Bewegungen zu sehen und sie sprechen zu hören. Und das hatte Ignaz gemacht, während er ganz gleichgültig zwischen allen Uebrigen dasaß, mit Papier und Scheere zu spielen schien und zuweilen einen Blick auf die Tarokspieler warf. Selbstverständlich wurde das kleine Kunstwerk ungemein bewundert. Emerenz sagte:

„Wie schade, daß Sie nicht vor hundert Jahren

gelebt haben, Baron Ignaz! Damals hätten Sie mit dieſer Kunſtfertigkeit Ihr Glück machen und berühmt werden, vielleicht dem Herrn von Silhouette, der dieſe Erfindung machte, den Rang ablaufen können."

„Ich will nur unterhalten, nicht berühmt werden," verſetzte Ignaz.

„Der Ruhm iſt doch verlockend für einen jungen Mann," ſagte Althauſen.

„Ach!" ſagte Ignaz, „die Scheere iſt kein Werkzeug des Ruhmes."

„Nein!" rief Emerenz, „ſie iſt das Werkzeug des Schneiders! — Ich aber würde ſehr gern berühmt .... wüßte ich nur wie."

„Gib Dir keine Mühe, Emerenz!" ſagte Veldegg lachend; „wer wirklich berühmt wird, der weiß nicht wie das zugegangen iſt."

„Sie wollen doch nicht behaupten, daß man im Schlaf berühmt werde?" fragte Eugenia.

„Das nicht. Aber ich meine, daß Der, welcher berühmt wird, es wird ohne gedacht zu haben, daß er es werden wolle, wie Emerenz."

„Alexander der Große dürſtete nach dem Ruhm großer herrlicher Thaten!" rief ſie feurig.

„Wir hatten den künſtleriſchen Ruhm im Sinn," erwiederte ihr Vater, „und da glaube ich, daß der Knabe Mozart, der Jüngling Raphael, der Kloſterbruder Fra Angelico ihre Kunſtwerke ſchufen, weil ihr Genie

ſie dazu antrieb, nicht aber der Wunſch berühmt zu werden."

„Ich will Deinen Alexander den Großen nicht herabſtellen, Emerenz," ſagte Baron Althauſen; „er hatte einen immenſen geiſtigen Horizont. Die Wohlfahrt der Welt ſeiner Zeit und ſeine Gedanken gingen höher als ſeine Thaten. Im Allgemeinen aber tritt bei den meiſten hiſtoriſchen Berühmtheiten, namentlich wenn dieſe kriegeriſcher Art ſind, der Ehrgeiz in den Vordergrund."

„Worin beſteht der Unterſchied, Onkel?" fragte Emerenz.

„Der Ruhm iſt etwas Ideales; die Zukunft ertheilt ihn und zuweilen erſt über einem Grabe. Der Ehrgeiz ſucht ſeine Befriedigung in der Gegenwart und hat ſelbſtſüchtige Beweggründe."

„Ich kann mir den Ruhm als einen Genius vorſtellen," ſagte Eugenia, „der Kränze und Kronen vertheilt, Lorbeerkränze, Bürgerkronen, Stralenkronen — und der über uns ſchwebt; den Ehrgeiz aber nicht, der bleibt auf der Erde."

„Agoſtino Caracci hat den Genius des Ruhmes ſo gemalt, wie Du ihn Dir vorſtellſt, Mama," ſagte Ignaz; „ich ſah das Bild in der Dresdener Gemälde-Gallerie."

„Haben Sie denn wirklich Intereſſe für die Kunſt?" fragte Emerenz.

„Sie scheinen zu glauben, daß mir die Scheere allen Sinn für das Schöne abgeschnitten habe," entgegnete Ignaz.

Sie glaubte es; hatte aber doch nicht den Muth es zu sagen.

Daß Grafenthurm gekauft wurde, versteht sich. Eugenia war entzückt von diesem wahrhaft fürstlichen Sitz. Ignaz sprach sich wenig darüber aus; er war entschlossen, sich mehr in Paris aufzuhalten, als in dem siebenthürmigen Schloß. Emerenz war etwas mit dem Kauf versöhnt, weil Eugenia äußerte, sie werde im nächsten Frühling mit zwei jungen Nichten, Feodora und Charlotte von Bernbach, längere Zeit dort zubringen. Für Veldegg endlich, der in dieser Sache keine Verantwortung hatte, war die Aussicht angenehm, Eugenia in der Nähe zu wissen. Der Zauber, den sie einst für ihn gehabt und den Hildegund gebrochen hatte, machte sich wieder geltend, wenn auch in anderer Weise als in seiner Jugend. Er war ein gemüthvoller Charakter und es rührte ihn, daß Eugenia ihm nie ihre wohlwollende Gesinnung entzogen und ihn in seinen glücklichen wie in seinen unglücklichen Tagen stets mit gleicher Theilnahme und Freundschaft behandelt habe. Er wußte, daß man ihr Kälte und Mangel an Gemüth vorzuwerfen pflegte; da aber ihm gegenüber das Gegentheil hervortrat, zog ihn das nur um so mehr an.

Der Abſchluß der Grafenthurmer Angelegenheit zog ſich vierzehn Tage hin. Als Eugenia jetzt Deggenrain verließ, war ihre Freundſchaft für Veldegg feſter und intimer denn je. Gleich darauf kehrte auch das Ehepaar Althauſen nach Walldorf zurück und Emerenz begleitete es.

TAYLOR INSTITUTION
OF OXFORD
LIBRARY

Fünftes Kapitel.

Im Hainauer Schloß herrſchte Grabesſtille, die aus der zehnjährigen Einförmigkeit von Hildegund's ſchattenhafter Exiſtenz hervorging. Je größer die Stille, deſto ruhiger war ſie, deſto ſicherer fühlte ſie ſich, daß nichts Fremdes ihr nahe, ſie gewahr werde. Zwei Schweſtern einer Krankenpflege-Congregation waren beſtändig in Hainau zu Hildegund's ſpecieller Aufſicht. Dieſe Schweſtern waren ſchon mehrmals gewechſelt worden; — das bemerkte Hildegund nicht. Das Kleid war daſſelbe, die ganze Art war dieſelbe — das genügte ihr. Eine Kammerjungfer, die Caſtellanin und einige weibliche Dienſtboten vollzogen ihre Obliegenheiten mit der geordneten Pünktlichkeit eines Uhrwerks. Einmal in der Woche kam Baron Althauſen oder die Baronin, zuweilen Beide, um nachzuſchauen, ob Alles im richtigen Gang ſei. Hildegund ſah ſie immer und erkannte ſie immer ohne Angſt und Schreck. Sie hatte ſich in den Gedanken gefunden, daß dieſe Verwandten nun einmal Kenntniß von dem Netz hätten, das der

Teufel über ſie geworfen habe; deshalb floh ſie nicht vor ihnen, aber ſie ſprach faſt gar nicht, lächelte zuweilen traurig ſie an und ſeufzte viel. Nur wenn die Baronin ihr ein neues Stickmuſter brachte, war ſie theilnehmend und beſprach die Beſtimmung der Stickerei, welche immer zu Teppichen für Kirchen, ſei es vor den Altar oder über den Betſtuhl des Geiſtlichen, verwendet wurde. Dieſe Stickerei war ihre einzige Beſchäftigung; ſie betrieb ſie mit Leidenſchaft und ſtickte ſehr ſchön. Die Mahlzeiten abgerechnet, vermochte nichts ſie vom Stickrahmen zu entfernen, als der vom Arzt verordnete Spaziergang, den ſie Vor- und Nachmittags im Park machen mußte. Dann wandelte ſie in ihrem grauen Cachemirekleide — das ſie beſtändig trug, weil die graue Farbe am wenigſten bemerkt würde — wie ein Schatten in den langen Alleen des Parks auf und nieder, bis die Stunde abgelaufen war und die Schweſter es ihr anzeigte.

Emerenz hatte ſich halb ſelig gefreut endlich einmal wieder in Walldorf zu ſein, Hainau wiederzuſehen, das ihrer Erinnerung wie ein Paradies vorſchwebte — und in Hainau ihre Mutter. Sie konnte in zärtlicher Ungeduld den Tag nicht erwarten, der ihr dies Glück bringen ſollte. Es war vom Arzt angeordnet, daß ſie nicht ſogleich in Hildegund's Nähe komme, ſondern ſie zum erſten Mal nur aus der Ferne ſehe. Sie war mit Allem einverſtanden und man fuhr nach Hainau.

„Das sind die Bäume des Parks“ .... rief Emerenz mit hoch klopfendem Herzen und glühenden Wangen; „jetzt ... ein wenig vom Dach .... und jetzt schon den Giebel!“ — —

Man fuhr nie in den Hof hinein, um Hildegund nicht durch Wagengerassel zu verstören. Außerhalb des Hofes stieg man aus. Als Emerenz ihn betrat, klammerte sie sich an den Arm der Baronin und flüsterte:

„Tante ... hier sieht es trostlos aus.“

Das war ganz richtig. Das Gras wucherte zwischen dem Steinpflaster, kein Hund bellte, kein Diener erschien, im oberen Stockwerk waren alle Fensterläden geschlossen, rings umher Grabesstille.

„Tante ... wir betreten ein Mausoleum,“ sagte Emerenz tonlos. Sie war leichenblaß geworden und setzte hinzu: „Ich will meine Mutter lieber nicht sehen.“

Eine der Schwestern erschien und sagte: Die Frau Baronin befinde sich nicht wohl und mache so eben ihren Spaziergang. Man ging in ein Zimmer, das Hildegund nie betrat und dessen Fenster auf die Kastanienallee führten, in welcher Hildegund wandelte. Emerenz zitterte vom Scheitel bis zur Sohle, als die Schwester sie zu einem der Fenster führte, einen Stuhl hinschob und sagte:

„Dort geht die Frau Baronin.“

Emerenz mußte sich Gewalt anthun, um ihre Augen dahin zu wenden, und sie schöpfte Athem als sie gewahr

wurde, daß ihre Mutter die Allee hinab ging; — sie konnte sich an deren Anblick gewöhnen. Aber dieser Anblick hatte nichts Fremdartiges, nichts Erschreckendes. Im Gegentheil. Wie Hildegund in ihrem grauen Kleide mit einem schwarzen Spitzenschleier über den Kopf und Nacken im milden Licht der Septembersonne ruhig wandelte, so hätte jede andere Dame gekleidet sein und sich bewegen können.

Als Hildegund am untern Ende des Baumgangs umkehrte und wieder herauf kam, nahm Emerenz nach und nach wahr, welche tiefe, seelenlose Schwermuth auf dem wachsfarbenen, magern Antlitz ihrer Mutter lag, die um zwanzig Jahre älter erschien als sie war, und die nicht die leiseste Spur jenes Liebreizes hatte, der ihr Bild zu Deggenrain so herzgewinnend machte.

Die Schwester kam ihr entgegen und bot ihr den Arm. Hildegund nahm ihn maschinenmäßig an und ging, immer starr vor sich hinblickend, die Stufen des Perrons hinauf. Als sie verschwunden war, löste sich die Spannung der armen Emerenz in einen Strom von Thränen. Sie warf sich in die Arme der Baronin und rief:

„O Tante! . . . lieber zehnmal den Tod, als dies Leben eines Leichnams. Ich will sie nicht wiedersehen! . . . ich kann es nicht ertragen! . . . laß uns fortfahren, lieber Onkel . . . ich sterbe hier!“

Sie war dermaßen außer sich, daß man sogleich nach

Walldorf zurückkehrte. Nachdem sie sich aber dort von ihrem Entsetzen erholte, machte sie sich lebhafte Vorwürfe, einem kindischen Grauen nachgegeben zu haben; sie habe sich die Mutter ganz anders vorgestellt; jetzt wisse sie, wie es in Wirklichkeit stehe, und jetzt werde sie bei einem Wiedersehen ganz gefaßt sich benehmen, weil es ja möglicher Weise wohlthätig auf die Mutter wirken könne.

In ganz anderer Stimmung als das erste Mal fuhr Emerenz einige Tage später nach Hainau. Als man ausstieg, blieb sie einen Augenblick vor dem Hof stehen, betrachtete das Schloß in seiner Grabesstille und Ausgestorbenheit und sagte:

„Vor zehn Jahren kam es mir wie ein paradiesisches Zauberschloß vor; jetzt . . . wie ein Mausoleum — wie wird es in zehn Jahren mir erscheinen?"

„Vielleicht als eine Friedensstätte," sagte beruhigend der Baron.

Die Schwester, die von dem anzustellenden Versuch unterrichtet war, führte Emerenz in Hildegund's Zimmer und sagte:

„Ich bitte, nehmen Sie an diesem kleinen Tisch am Fenster Platz und beschäftigen Sie sich mit der Näharbeit, die dort im Körbchen liegt. Dort sitzt häufig die Kammerjungfer oder eine andere Dienerin, ganz schweigsam. Tritt die Frau Baronin ein, so erheben Sie sich ohne sie anzusehen, und hat sie am Stickrahmen

sich niedergelassen, so nehmen auch Sie wieder Ihren Sitz ein. Dann bemerkt sie nichts Fremdartiges und bleibt ganz ruhig. Das Weitere muß der liebe Gott fügen."

Die Schwester entfernte sich indem sie sagte, daß sie im Vorzimmer bleiben und eintreten werde, wenn Emerenz sie rufe.

Emerenz blieb allein und in einem unbeschreiblichen Zustand quälender Erwartung. Ihr Herz klopfte dermaßen, daß sie jeden Schlag hörte. In ihren Schläfen hämmerte es, vor ihren Ohren brauste es, vor ihren Augen flimmerte es. Jede Secunde wurde ihr lang wie eine Minute — jede Minute wie eine Stunde ... wie eine Ewigkeit. Und doch währte es nicht fünf Minuten, so öffnete sich langsam eine Tapetenthür und Hildegund trat ein: — im grauen Kleide, mit dem aufgelösten langen Haar, dem farblosen Antlitz, der abgezehrten Gestalt, dem seelenlosen Blick, sah sie aus wie ein dem Grabe entstiegener, ruheloser Geist. Sie setzte sich an den Stickrahmen und begann zu arbeiten. Daß Emerenz anwesend war, beachtete sie nicht. Diese hatte sich genau nach der Vorschrift der Schwester benommen. Sie nähte mechanisch an dem Tuch, das sie im Arbeitskörbchen gefunden hatte, wagte nicht die Augen zu erheben und harrte in namenloser Spannung, was nun weiter folgen werde. Da seufzte Hildegund, ließ die Arbeit ruhen, stützte den Arm auf den Rand des Rahmens und legte die Stirn

in die Hand. Emerenz ſchaute verſtohlen hin; heißer Jammer überſchlich ihr Herz, ihre Augen ſchimmerten von Thränen. Und wieder ſeufzte Hildegund ſo ſchwer, als ob ihr die Bruſt zerſpringen wolle; ihr Auge fiel auf Emerenz, von deren Wimpern ſich ſchwere Thränen wie Perlen ablöſten. Der Blick von Mutter und Tochter begegneten ſich.

„Wer ſind Sie?“ fragte Hildegund plötzlich unruhig und mit klangloſer Stimme: „Was wollen Sie hier?“ ſetzte ſie beängſtigt hinzu und erhob ſich.

Da hielt Emerenz ſich nicht länger. Sie lag vor Hildegund auf den Knieen und ſagte zärtlich:

„O liebe Mama, ich bin ja die Emerenz, Dein Kind.“

Aber wie vor einem Schreckbild wich Hildegund mit ausgeſtreckten Armen und abwehrenden Händen zurück; unheimlich flog ihr Auge links und rechts und nervöſe Zuckungen entſtellten ihre Züge; dann wurde ihr Blick ſtarr mit dem Ausdruck der furchtbarſten Angſt; ſie ſtieß einen kurzen heiſeren Schrei aus und entwich durch die Tapetenthür. Die Schweſter trat ſogleich ein. Emerenz lag beſinnungslos am Boden.

Der Verſuch war gründlich mißglückt, ſo daß an Wiederholung nicht gedacht werden durfte; Hildegund war in die heftigſte Angſt verſetzt. Sie ließ den Stickrahmen in ihr Schlafzimmer bringen und war nicht zu bewegen, dieſes zu verlaſſen. Nur dort wähnte

sie sich vor fremden Blicken sicher. Ja, sie war so menschenscheu geworden, daß Baron Althausen mehrmals in Hainau war, ohne Zutritt zu ihr zu erlangen. An einem sonnigen Dezembertage stand sie in einen Mantel gehüllt am offenen Fenster und streute Brotkrümchen und allerlei Sämereien auf die blendende Decke des über Nacht gefallenen Schnees. Im Nu flog eine Legion von Spatzen und Goldammern herbei, ließ sich nieder und genoß zwitschernd die willkommene Atzung. Hildegund sah dem Gewimmel freundlich zu. Als der letzte Vogel wieder davon geflogen war, wollte die Schwester das Fenster schließen.

„Noch nicht," sagte Hildegund, „die frische Luft ist so wohlthuend."

„Frau Baronin sollten den schönen Sonnenschein im Freien genießen," versetzte die Schwester.

„Nein . . . nein, es könnten Leute kommen!" rief sie ängstlich.

„Woher sollten die kommen? Der Garten ist mit einer Mauer umgeben und durch die Luft, wie die Vögel, können sie nicht fliegen."

„Sie könnten aber schon im Garten sein," wendete Hildegund zaghaft ein.

„Unter den kahlen Bäumen sieht man weit, und auf dem frischgefallenen Schnee entdeckt man sogleich einen menschlichen Fußtritt. Frau Baronin dürfen ganz ruhig sein. Man wird nichts gewahr, als hier

vor dem Fenster ein Krimskrams von tausend winzigen Vogelfüßchen."

Beruhigt durch diese Versicherung und ihrer Zimmerhaft überdrüssig, begab sich Hildegund in den Garten und kehrte zu ihren früheren Gewohnheiten zurück.

Auf Emerenz machte der Vorfall einen eben so tiefen als schmerzlichen Eindruck, der die letzten Tage ihres Aufenthaltes in Walldorf trübte.

„Welche unerhörte Grausamkeit der Natur, den Menschen seiner Vernunft zu berauben!" rief sie weinend; „eine Mutter erkennt nicht ihr Kind! . . . eine Gattin trennt sich von ihrem Mann! . . . eine ganze Familie wird verstört, wird gedrückt von Gram über einen hoffnungslosen Zustand, der sich viele, viele, viele Jahre hinschleppen kann! . . . Wie grausam, wie übermenschlich grausam ist das!"

Die Baronin suchte ihr die Auffassung beizubringen, daß alle Leiden der Zeit mehr und minder Räthsel seien, welche die Ewigkeit lösen werde — und daß der Mensch, weil er sie hienieden nicht durchschauen könne, sie in jenem Glauben tragen müsse, um sie ertragen zu können. Emerenz hörte schweigend zu, wenn die Tante so sprach; doch diese merkte, daß es ihr keinen Eindruck mache, ihren Gedankengang nicht ändere — und sie sagte traurig zu ihrem Mann:

„Emerenz ist wie gebannt in eine ganz natürliche Auffassung der Erscheinungen des Lebens. Sie will

von nichts wiſſen, als von Glück. Mir bangt vor ihrer Zukunft."

„Dies Gefühl hat man unwillkürlich allen jungen Leuten gegenüber, die mit vollen Segeln in's Leben hinaus ziehen zur Eroberung des Glücks. Doch gerade dann treten nicht ſelten große Umwandelungen ein. Iſt aus dem kleinen Tauſendſaſſa Emerenz ein ſchönes, ernſtes junges Mädchen geworden, ſo kann auch aus dieſem eine gute Frau werden — wohlverſtanden, wenn ſie ihr gehöriges Kreuz bekommt."

„Und es annimmt — das iſt die Hauptſache," ſetzte die Baronin hinzu.

Als Veldegg kam, um Emerenz abzuholen, flog ſie in ſeine Arme, aufgelöſt von Schmerz, und rief:

„O lieber Papa! es iſt unerträglich grauſam, ein vernünftiges Weſen der Vernunft zu berauben. O, warum muß uns das begegnen?"

„Sic itur ad astra," verſetzte er und küßte zärtlich ihre heiße Stirn.

„Ach, Papa, die Sterne ſind ſo fern, ſo fern ... bis man zu ihnen kommt, kann man tauſendmal vor bitterm Gram zu Grunde gehen."

Frühlingsleben.

Erſtes Kapitel.

Die Hausgenoſſen von Deggenrain waren im Salon beiſammen, der ein beſonders feſtliches Anſehen hatte. Auf einem großen Tiſch lag eine Menge der verſchiedenſten Sachen, Bücher, Bänder, Handſchuhe, die Garnitur eines Schreibtiſches, elegante Kleinigkeiten ohne Namen, ein Fächer; — auf einem andern Tiſch — Kuchen, Torten, Schaalen mit Bonbon; — auf beiden Tiſchen Vaſen voll Blumen; Emerenz und Graziane in weißen Kleidern mit roſenfarbenen Bandſchleifen und mit Blumenkränzen im Haar, ſtanden vor dem großen Tiſch und betrachteten Stück für Stück mit freudeſtralenden Augen die Herrlichkeiten, die freilich nur der älteren Schweſter gehörten, deren Geburtstag gefeiert wurde, die aber deshalb der jüngeren nicht minder gefielen. Veldegg, Miß Mac Allan und Mademoiſelle Gournay gingen ab und zu. Dr. Zweiger und Herr Knapp hatten ſich der Bücher bemächtigt. Vor dem Kuchentiſch ſtand ein junger, wunderſchöner, ſchwarzlockiger Menſch und vertilgte Bonbon. Graziane blickte zufällig hin und rief empört:

„Aber Robert, laß doch für Emerenz etwas übrig! ... Emerenz, er verſchlingt allen chocolat praliné — das Beſte, was es im Bonbonfach gibt."

„Eben darum!" rief lachend Robert, „das Beſte iſt für uns!"

„Ich gönne es Dir," ſagte Emerenz; „aber ich frage, wer ſind dieſe „uns".

„Uns Männern!" gab er ſtolz zur Antwort.

„Wenn Ihr Männer Euch auf chocolat praliné als auf das Beſte, worauf Ihr Anſpruch machen könnt, beſchränkt, ſo ſei es Euch von Herzen gegönnt;" ſagte ſie und lachte herzlich.

„Papa!" rief Robert; „Miß Mac Allan! Mademoiſelle Gournay! bemerkt denn Niemand, wie ſchlecht dieſe Emerenz erzogen iſt! ... ſie iſt übermüthig, ſie macht ſich luſtig über uns, ſie will ſich über uns ſtellen."

„Das läßt ſie fein bleiben!" fiel Emerenz ihm in's Wort; „nicht über Euch, nicht unter Euch ... aber neben Euch."

„Gib den Kampf auf, Robert, bevor Du Dich für beſiegt erklären mußt," ſagte Veldegg ſcherzend.

„Ich thue es um ſo lieber," entgegnete Robert, „als ich das Beſte erobert habe."

„O Du Böſewicht!" rief Graziane und eilte zum Kuchentiſch, in der Abſicht, Hab und Gut ihrer Schweſter zu vertheidigen. Robert aber umfaßte ſie, walzte ſo lange mit ihr im Salon umher, rechts und links ſie

drehend, bis ſie außer Athem war, dann ſprang er von dannen, indem er fröhlich rief:

„Jetzt verklage mich!“

„Du haſt Recht, Graziane, der Robert iſt ein Böſewicht,“ ſagte Veldegg lachend, ſtand auf und fügte hinzu: „Richte Dich ſo ein, Emerenz, daß Du um zwei Uhr zu mir kommſt.“

„Punkt zwei Uhr, gewiß!“ erwiederte ſie, küßte ſeine Hand und dankte ihm zärtlich für all die ſchönen Geſchenke.

Als ſie ſich zur beſtimmten Stunde zu ihm begeben hatte, trat Mademoiſelle Gournay bei Graziane ein und fragte freundlich:

„Nicht wahr, Graziane, Sie begleiten uns, Miß Mac Allan und mich?“

„Wohin?“ ſagte Graziane flüchtig erröthend.

„In den Nachmittags-Gottesdienſt . . . ſo eben wird geläutet. Trotz des hohen Feſtes Mariä Himmelfahrt waren Sie heute wegen des Geburtstages nicht in der Meſſe.“

„Nicht deshalb,“ ſagte Graziane.

„Was war es denn, das Sie zurückhielt?“

„Ich gehe höchſt ungern ohne Emerenz in die Meſſe . . . ich falle dadurch in der Kirche auf . . . das macht mich verlegen . . . und dann denke ich auch, daß Papa es lieber hat, wenn ich nicht gehe.“

„Sie irren, Graziane! er hat es ſeinen Kindern

völlig frei gestellt, in diesem Punkt ganz nach eigenem Ermessen zu handeln. Da Sie das Gebot der Kirche kennen, so dürfen Sie nicht verlegen sein, wenn Sie es erfüllen. Kommen Sie, wir wollen recht herzlich für Ihre Schwester beten."

Graziane nahm ihren Blumenkranz ab und setzte den Hut auf, um in die Kirche zu gehen. Sie war ein kleines, feines, zartes Wesen, gar nicht schön von Zügen, doch sympathisch und interessant mit ihren großen braunen, dunkelumwimperten Augen, schlichtem glänzendschwarzen Haar und dem weichen farblosen Colorit, das häufig mit diesem Haar verbunden ist. Veldegg nannte sie seine Mondscheintochter und Emerenz schlug vor, sie in Selene umzutaufen — wogegen Graziane energisch protestirte: sie wolle nicht den Namen einer heidnischen Göttin tragen.

Emerenz trat bei ihrem Vater ein, stralend von Jugend und Schönheit, mit ihrem Kranz im Haar und ihrem bänderreichen weißen Kleide, wie zu einem hohen Fest geschmückt. Er betrachtete sie einen Augenblick mit Wehmuth und sagte dann ruhig:

„Emerenz . . . ein Heirathsvorschlag."

„Es ist genug, Papa, ich danke."

„Du weißt ja gar nicht, von wem die Rede ist."

„Ich will es auch nicht wissen! ich will in voller Unbefangenheit bleiben. Wer er auch sei — ich habe keine Neigung für ihn; denn wenn ich sie hätte, so

würde ich wiſſen, wer er iſt. Ohne Neigung heirathe ich aber nicht . . . wie ich ſchon mehrmals ſagte und wie Du damit einverſtanden biſt."

„Ja, aber ich ſtelle meinerſeits vier Bedingungen" . . . —

„O ich weiß ſie, Papa: guter Ruf, guter Charakter, gute Familie, gute Geſundheit . . . und dazu mache ich die fünfte . . . ich muß eine lebhafte Zuneigung fühlen. Bleibt ſie aus, ſo heirathe ich nicht."

„Zuweilen, Emerenz, kommen Ehen dadurch zu Stande, daß ein Mann erfährt, ein junges Mädchen habe im Stillen eine Neigung für ihn. Jetzt erſt beachtet er ſie und findet Liebenswürdigkeiten und gute Eigenſchaften, die er nicht geahnt hat. Es könnte Dir umgekehrt vielleicht ebenſo gehen, wenn Du wüßteſt, wer der Mann iſt, der ſich um Dich bewirbt, und der, wie mir ſcheint, dazu gemacht iſt, eine lebhafte Neigung einzuflößen."

„Verſchone mich, lieber Papa," bat Emerenz mit aufgehobenen Händen, „und geſtatte mir, friedlich wie bisher hier bei Dir zu leben. Ich trage nicht das mindeſte Verlangen meine Lage zu verändern, und was ich von der Welt geſehen habe, Menſchen und Dinge, lockt mich nicht."

„In einigen Jahren wirſt Du anders denken."

„Hältſt Du mich für unbeſtändig?"

„Jene Veränderung muß nothwendig eintreten,

wenn ein junges Mädchen nach und nach zum Bewußtsein kommt über den Beruf des Weibes und daß das Vaterhaus nicht die Stelle ist, auf welcher es all' seine Tugenden und Gaben entfalten kann."

„Ich bin gewiß, daß es Ausnahmen gibt, Papa."

„Ja . . . allein ich bin gewiß, daß Du nicht zu ihnen gehörst."

„Nun, Papa, so laß uns warten, bis ich zum Bewußtsein über meinen Beruf komme. Vor der Hand kann ich mir kein glücklicheres und angenehmeres Leben vorstellen, als hier in Deggenrain, und ich wünsche durchaus nicht eine Neigung zu empfinden, in deren Folge ich mich von Dir und von hier trennen müßte."

„Wohlan, Emerenz, ich schweige. Doch der Tag wird kommen, wo Du anders sprechen wirst."

„Und wenn ich dann wirklich glücklicher werden könnte, als ich jetzt bin, so hast Du nichts dagegen, Papa!"

„Gewiß nicht! obgleich es mir immer bitter weh thun wird, mich von meiner Emerenz zu trennen."

„Und mir!" sagte sie mit gepreßter Stimme, küßte Veldegg's Hand und entfernte sich rasch, um die hervorbrechenden Thränen nicht sehen zu lassen; denn sie fühlte im Geist voraus, wie öde dem Vater ein Haus erscheinen werde, wo seine Emerenz nicht war — und dann trat immer das Bild ihrer unglücklichen Mutter vor ihre Seele.

Veldegg ſah ihr nach und ſprach für ſich: Ihren Stürmen des Gefühls gegenüber wäre eben dieſer Mann der rechte geweſen und ſein ernſter Geiſt hätte den ihren zu würdigen und zu leiten verſtanden. Es ſollte nicht ſein! — —

Die ſchmerzlich erſchütternde Zuſammenkunft mit ihrer Mutter hatte auf lange Zeit einen Trauerflor über Emerenz geworfen. Dieſes furchtbare Schickſal, welches eine ganze Familie traf, indem die Mutter ihrem Kreiſe auf eine Weiſe entriſſen wurde, die bitterer war als der Tod, trübte ihr ganzes Weſen und nagte dermaßen an ihrem Herzen, daß man für ihre Geſundheit fürchtete. Der Arzt rieth Zerſtreuung an, Veränderung des Ortes, Alpenluft, Meeresluft — all' dieſe angenehmen Mittel, welche für reiche Leute erfunden ſind. Ein Winter in Italien, ein Sommer in den Pyrenäen werde vollſtändige Geneſung bringen — ſo hieß es. Veldegg war zu Allem bereit, was das Wohl ſeiner Kinder betraf; doch Emerenz weigerte ſich ſtandhaft und ſagte:

„Ich bin nicht krank, Herr Doctor. Mein Herz thut mir weh. Nicht der Fleiſchklumpen, den die Anatomen Herz nennen, ſondern mein ſeeliſches Herz, mein innerſtes Gefühl ... und ich begreife nicht, wie man es durch einen zweiten Schmerz curiren will! Was hat dieſe Sorte von Herz damit zu thun, daß in Italien die Sonne wärmer ſcheint als hier, daß in den Pyre-

näen die Berge höher sind, als hier unsere Hügel. Ich würde immer das Heimweh nach Deggenrain haben."

Der Arzt fand Emerenz eigensinnig, gab jedoch zu, daß sie sich auch in Deggenrain erholen könne. Veldegg, der es schrecklich fand mit jungen Mädchen umher zu reisen, um ihnen die Welt — und sie der Welt zu zeigen, war sehr froh, daß Emerenz auf die Vorschläge des Arztes nicht einging. Er sagte:

„Die Jugend empfängt sehr lebhaft Eindrücke des Augenblicks. Das Kind lacht und weint in derselben Minute. Das junge Herz ist so frisch, so offen, so bereitwillig für neue Eindrücke und so umgeben von Dingen die ihm neu sind, daß es wenig der äußeren Veränderungen bedarf, um einen allzu heftigen Eindruck zu überwinden. Emerenz ist noch in dieser Jugendknospe. In der Jugendblüte kann es freilich ganz anders sein."

Eugenia hatte ihm vorgeschlagen, den Winter in der Residenz zuzubringen. Sie sagte:

„Sie haben Ihr bequemes vollständig eingerichtetes Haus. Wenn Sie sich auf einige Monate bei uns niederließen, würden wir Alle eine wahre Freude haben und Sie wären des lästigen Hin- und Herfahrens wegen der Kammersitzungen überhoben. Emerenz könnte hie und da auf einem Balle erscheinen und diese Freuden ihrer Jahre genießen."

Doch Veldegg ging nicht darauf ein und Emerenz

wurde wirklich ohne Carneval und ohne Reisen wieder munter und lebhaft, nur mit einem gewissen ernsten Anhauch, der ihr Wesen, ihre ganze schöne Erscheinung noch anziehender machte.

Eugenia kam im Frühling nach Grafenthurm und brachte fortan den größten Theil des Jahres dort zu, immer umgeben von einem Theil ihrer zahlreichen Verwandtschaft und von vielen Freunden und Bekannten, die abwechselnd kamen und gingen, bald länger blieben, während sie zwei Nichten beständig bei sich hatte.

Emerenz hatte eine geheime Abneigung gegen Baronin Erting, obschon diese sie mit Freundlichkeit überhäufte und obschon sie sah, daß ihr Vater, der sonst in allen Dingen maßgebend für sie war, Eugenia sehr hoch stellte. Deshalb suchte sie auch diese Antipathie nach Kräften zu unterdrücken, aber es wurde ihr schwer. Das kommt wahrscheinlich daher, sprach sie nachdenkend zu sich selbst, weil sie die Mutter dieses unausstehlichen Ignaz ist ... und nur dadurch wird sie bei mir gerettet, daß sie die Tante Feodora's und Charlottens ist. — —

Durch den lebhaften Verkehr mit Grafenthurm nahmen auch die geselligen Beziehungen von Deggenrain sehr zu, und Veldegg war ganz damit einverstanden, daß Emerenz das kennen lerne, was man die Freuden der Jugend nennt — nur nicht in dem Tumult und dem Wirrwarr der großen Stadt. Die Haupttriebfeder,

weshalb heutzutag junge Mädchen in diesen Tumult, zuweilen schon bei siebenzehn Jahren geführt werden, ist: um sie so bald wie möglich zu verheirathen.

Dieser Beweggrund lag Veldegg gänzlich fern. Er wünschte freilich, mit der Zeit Emerenz glücklich verheirathet zu sehen; da sie aber bisher keine Lust dazu bezeigte und sich fort und fort sehr glücklich im Vaterhause fühlte, so war er im innersten Herzen froh, wenn sie einen Heirathsantrag ablehnte. Der, welcher ihr eben jetzt gemacht wurde, schien ihm in jeder Beziehung so vortheilhaft, daß er einen Augenblick ihre Ablehnung bedauerte; doch in sie zu dringen vermochte er nicht, und er mochte sich auch wohl eingestehen, daß dies bei Emerenz nichts fruchten würde.

In diesem Sommer war es viel stiller als früher in Grafenthurm gewesen. Der Krieg von 1866 lastete schwer auf allen Gemüthern. Eugenia's Brüder und Neffen mußten fast Alle ihn mitmachen. Auch Charlottens Verlobter. Die Hochzeit hatte im Sommer in Grafenthurm stattfinden sollen; jetzt war sie in's Unbestimmte verschoben, und der Gedanke, ob sie überhaupt jemals stattfinden werde, lag nahe. Angst, Sorge, Kummer, sowohl um persönliche als um allgemeine Interessen, verbreiteten eine niedergeschlagene Stimmung, die durch den Gram um den Bruderkrieg und dessen unvermeidliche Folgen in Herzen von wahrhaft deutscher Gesinnung zum bittern Schmerz wurde.

Veldegg empfand ihn tief. Die liberalen Ideen seiner Jugend, die auf's Engste mit seiner ganzen innern Richtung zusammenhingen und die in jeder Beziehung die selbstgeschaffene Autorität als höchstes Ziel der Menschheit hinstellten und zu verwirklichen strebten, hatten sich keineswegs zu der Blüte entfaltet, die er ihnen einst anträumte. Ja, — man redete und redete in ganz Europa im Uebermaß in den Kammern; ja, man schrieb und schrieb allüberall im Uebermaß für die Presse; ja, Telegraph, Eisenbahnen und Börsenspeculationen nahmen riesige Verhältnisse an; — doch wohin führte das Alles? — — Er sah es in dem Lande, welches der Fahne liberaler Ideen am längsten, am entschiedensten gefolgt war; er sah es in Frankreich, das sclavisch zu Füßen des dritten Napoleon lag. Freiheit der Rede, Freiheit der Presse, Freiheit zu speculiren, zu organisiren, zu combiniren, zu spioniren — genug und übergenug! — und in Folge davon Despotie mit ihrem unzertrennlichen und blutigen Trabanten: dem Krieg. Und Deutschland? ... er schloß die Augen nach der Seite von Deutschland.

Ein jammervoller Friedensschluß folgte auf den jammervollen Bruderkrieg, ein Friede, der in jedem deutschen Herzen eine blutende Wunde zurückließ. Aber die Welt ging ihren Gang. Sie begrub ihre Todten und lebte weiter.

In Grafenthurm war großer Jubel. Charlottens

Verlobter kam gesund und frisch aus allen Gefahren zurück; im November sollte die Hochzeit sein, und tausend festliche Vorbereitungen ließen den Gedanken keine Zeit bei der trüben Vergangenheit zu verweilen, um so weniger, als es in der Bernbach'schen Familie zwar Verwundete, doch keine Todte gab.

Unter den Gästen, die zur Hochzeit sich einfanden, war auch Ignaz, eine seltene Erscheinung in Grafenthurm. Sein Leben war eine unausgesetzte Vergeudung aller Güter des Lebens, und da er fand, daß er dies am genußreichsten in Paris treiben könne, so lebte er in Paris. Einmal im Jahr machte er seiner Mutter einen kurzen Besuch, aber in der Residenz; denn das Landleben fand er odios, und der Gedanke, daß sie geglaubt habe, er werde sich dort niederlassen und in der Ehe sein Glück finden, machte ihn — wenn nicht lachen, doch lächeln. Ein frisches fröhliches Lachen lag ihm überhaupt ganz fern. Alles, was das Gepräge und den Ausdruck von Jugend trug, war von ihm gewichen. Er sah gelangweilt, abgespannt und unbeschreiblich gleichgültig aus und seine feinen schönen Züge machten diesen Ausdruck noch auffallender; denn man sagte sich, daß er, mit einem andern Ausdruck, wirklich schön sein konnte. Ein gewisser Anflug von Melancholie war das einzige, was mit diesem Antlitz versöhnte. Seine Mutter konnte sich keiner Täuschung über seine Gegenwart hingeben; desto mehr that sie es in Beziehung auf seine

Zukunft. Jetzt war er freilich dem jugendlichen Leichtsinn verfallen; doch diese Epoche währe nicht lange, und da sie früh für ihn begonnen habe, werde sie auch früh zu Ende gehen; man müsse Nachsicht mit ihm haben und geduldig den Sieg seiner bessern Natur abwarten. Daß dieser Sieg zweifelhaft sei, weil Ignaz sich nie im Kampf geübt hatte, fiel ihr nicht ein.

Jetzt wandelte er wie ein Abgeschiedener zwischen den muntern jungen Leuten umher. Es wurde getanzt, musicirt, gescherzt, gelacht: das Alles ging ihn nichts an. Einmal sagte Veldegg halb erzürnt, halb mitleidig, indem er ihn bei den Schultern faßte und rüttelte:

„Aber, Mensch, schläfst Du? bist Du somnambül? wach auf!“

„Das Leben ist ein Traum und ich verträume es in der Weise, die mir am meisten zusagt,“ versetzte Ignaz.

„Es hat doch seine reelle und gar nicht traumhafte Aufgabe.“

„Welche Aufgabe kann ein Schatten haben? ... er schwindet dahin,“ sagte Ignaz und entzog sich Veldegg's Händen. Nur Einmal schien er etwas angeregt zu werden.

Die ganze Grafenthurmer Gesellschaft war in Deggenrain bei einem Feste, welches Veldegg zu Ehren des jungen Ehepaares gab. Emerenz hatte versprochen die Zeit, die zwischen dem Diner und dem Ball lag, durch

ihre mimisch-plastischen Darstellungen auszufüllen, damit keine langweilige Lücke entstehe. Dies ging vor in einem der Säle des Schlosses zwischen ein Paar Wandschirmen. Doctor Zweiger las die Erklärung des Bildes oder der Scene vor, welche Emerenz in ihrer Weise darstellte, und Mademoiselle Gournay, eine vortreffliche Pianistin, begleitete mit Talent und Verständniß auf dem Flügel die Darstellung. Die letzte war „Das Mädchen aus der Fremde". Herr Zweiger las das Gedicht, während Emerenz erschien, mit Blumen im Haar und einem Blumenkorb im Arm. So stand sie da wie eine Frühlingsgöttin, denn die Poesie ist in der Menschheit ein ewiger Frühling, der von einem Geschlecht auf das andere übergeht. Der zweite Moment war: sie reicht dem Jüngling ein Lorbeerreis; der dritte: dem Greise einen Palmzweig; und bei dem vierten trat sie hervor und gab an Charlotte von Bernbach, die seit einigen Tagen Frau von Heldern war — eine Rose. Der entzückte und bewundernde Beifall war so groß, daß von allen Seiten die Bitte um Wiederholung des Mädchens aus der Fremde erschallte, und eine der dringendsten Stimmen war die von Ignaz. Emerenz war auch sogleich dazu bereit. Am Schluß aber trat sie nicht hervor, sondern sie ging in spielenden graziösen Muthwillen über, nahm die Rose wie einen Ball in die Hand und warf sie in den Saal hinein, um auf diese Weise durch einen Scherz den Sturm der Bewunderung

zu brechen. Es griffen zwanzig Hände nach der Rose. Graf Hellmuth von Tengenberg fing sie auf. Als Emerenz auf dem Ball gewahr wurde, daß er sie im Knopfloch trage, erröthete sie vor heimlicher Freude. Das war ihr noch nie geschehen. Sie vermied es mit Graf Tengenberg zu tanzen, erwiederte mehrmals sie sei schon versagt; bis sie endlich, am Schluß des Balles nicht mehr ausweichen konnte.

„Heute war ich der Glücklichste!" sagte Tengenberg, indem er auf die Rose deutete, die noch immer im Knopfloch saß.

„Das ist ein geringes Glück, durch Zufall in den Besitz einer welken Blume zu kommen," entgegnete Emerenz mit einer ihr ganz unerklärlichen, weil ungewohnten Verlegenheit.

Als Brautführer seines Freundes Heldern war Graf Tengenberg nach Grafenthurm gekommen, und da Emerenz Charlottens Brautführerin war, konnte er sich, ohne aufzufallen, so viel wie möglich in der Nähe dieses lieblichen Wesens halten, das ihn unwiderstehlich anzog. Er hatte bis jetzt nie anders an die Ehe gedacht, als bis er Oberst sein und das große Loos in irgend einer Lotterie gewonnen haben werde. Er war Rittmeister, achtundzwanzig Jahre alt und hatte ein geringes Vermögen. Daß Emerenz schon einige Bewerbungen ausschlug, hörte er in Grafenthurm. Dennoch war er genug unter dem Zauber, um Alles was gegen ihn war,

ſammt ſeinen alten Vorſätzen zu vergeſſen und zu ſich ſelbſt zu ſagen: Das iſt lauter Unſinn! vom großen Loos gar nicht zu ſprechen!... Bis ich Oberſt bin, iſt ſie längſt verheirathet! .. hätte ſie nur ein Fünkchen von Zuneigung für mich, ſo würde gewiß nicht der Mangel an glänzenden Verhältniſſen ihr edles Herz von mir entfernen .... aber! aber! die Zuneigung, die Liebe .... kann ich ſie gewinnen ... ſie verdienen?

Und doch — er gewann ſie. Wodurch? — wer kann das ſagen! wer kennt das Geheimniß, weshalb ſich ein Herz zu einem andern Herzen neigt, um die Ueberfülle der Empfindung darin auszugießen; um zu nehmen, indem es gibt, um durch dieſen Austauſch reicher zu werden. Dieſe tiefe Sympathie kommt leicht in Mißcredit, weil allzu oft Leichtſinn und Oberflächlichkeit der Jugend einem Gebilde, das der Regſamkeit der Phantaſie und den roſigen Wellen des Blutes entſpringt, jenen Namen geben. Und ſie verdient es auch nicht beſſer, wenn ſie nicht verſteht wie Pſyche dem Amor die Flügel zu binden; — wenn nicht das höhere Leben der Seele die Herzensempfindung ergreift, durchgeiſtet und ihr jene Richtung auf das Unvergängliche und Himmliſche gibt, in welcher die Seele ihre Heimat hat.

Die Hochzeitsfeſte von Grafenthurm, die ſich auf die ganze Nachbarſchaft erſtreckt und in ſie verpflanzt

hatten, waren vorüber. In tiefer Nacht kam Emerenz von dem letzten Ball zurück. In ihrem Zimmer wurde sie von ihrer schlaftrunkenen Kammerjungfer empfangen, die ihr den Mantel und die Hüllen von Kopf und Nacken nahm und ganz kläglich dabei seufzte:

„O wie zerdrückt ist das reizende Florkleid! . . . gar nicht mehr zu brauchen! . . Hier fehlt eine Blume . . . ach! und hier sind Falten zerrissen . . . hier hängt eine Bandschleife nur noch am letzten Fädchen, sonst wäre auch die verloren gegangen! . . . und wie hat die Capuze die wunderschönen Blumen zugerichtet! . . . man kann es gar nicht ohne Jammer sehen."

„Winseln Sie doch nicht um den Plunder," sagte Emerenz gelassen und entließ das Mädchen. Dann betrachtete sie die zerknickten Blumen und sagte halblaut: Der Dichter hat Recht! . . . „Es erloschen die festlichen Kerzen — Und was uns bleibt von dem Glanz und dem Schimmer — Das sind Wunden und Schmerzen — Und was wir davon haben in unserm Herzen." — Aber was habe ich in meinem Herzen . . . Eine namenlose Leere, als hätte ich die Welt besessen und verloren, und einen namenlosen Druck, als laste die Wucht des Erdballs auf mir. — —

Zweites Kapitel.

Der Abſchied von ihrer Freundin Charlotte ſchien Emerenz tief zu betrüben. Sie war ſtill und in ſich gekehrt und ſagte, es ſei gar nicht ſchön eine Hochzeit mit ſo viel Luſtbarkeit zu umgeben, denn hinterher mache ſich die Leere nur um ſo fühlbarer, wenn all' der Tumult verrauſcht und mit ihm die junge Frau verſchwunden ſei.

„Gut!“ ſagte Graziane neckend, „auf Deiner Hochzeit, Emerenz, ſoll es mäuschenſtill hergehen.“

„O, ich! ... ich heirathe nicht!“ ſagte Emerenz höchſt ernſthaft.

„Das müſſen wir erſt erleben!“ rief Graziane; „ich wette, Du heiratheſt. Laß uns wetten.“

„Nein, wetten mag ich nicht.“

„Aha! Du gibſt ſchon nach.“

„Das nicht! ... ich mag aber weder verlieren, noch gewinnen.“

„Wüßte ich nur wie viel Körbe Du ſchon ausgetheilt haſt, Emerenz.“

„Keinen einzigen, Du neugieriges Kind.“

„Ich glaube ... drei — und jetzt, da Papa's Jagden beginnen, wird sich die Veranlassung dazu wohl wieder einstellen.“

„Du bist unerträglich naseweis, Graziane!“ rief Emerenz unmuthig, setzte sich an den Flügel und spielte Beethoven's wunderschönen Trauermarsch bei dem Tode eines Helden.

Da trat ein Diener ein mit der Meldung, daß der Herr Baron sie zu sprechen wünsche.

Was wird das sein, dachte Emerenz, während sie zum Vater ging ... vielleicht ein Antrag ... o Himmel! von wem? — — Sie ging so langsam, als wären ihre Füße gefesselt, ihre Glieder von Blei. Ganz blaß und verwirrt erschien sie bei ihrem Vater.

„Da Du die Marotte hast, Emerenz,“ sagte er liebreich wie immer, „nicht wissen zu wollen wer die Männer sind, die sich um Dich bewerben, so sage ich Dir jetzt nur, daß Jemand mich gebeten hat, unter dem Vorwand der Theilnahme an den Jagden herkommen zu dürfen, damit Du ihn besser kennen lernen mögest. Was soll ich ihm antworten? wünschest Du Jemand näher kennen zu lernen?“

„Ja ... Einen,“ sagte sie in größter Verwirrung.

„Ja?!“ rief Veldegg nicht angenehm überrascht. „Ja?! und eben diesen Einen?“

„Ja ... wenn es ist“ ... — sie stockte.

„Graf Hellmuth von Tengenberg," ergänzte Veldegg.

„Ja," sagte Emerenz kaum hörbar. Dann schöpfte sie Athem, als sei ihr eine schwere Last vom Herzen gefallen.

„Ich kann mich nicht über diese Wahl freuen, Emerenz. Du hättest bessere Heirathen eingehen können. Graf Tengenberg hat wenig Vermögen und Du bist verwöhnt. Er lebt in seiner Garnisonstadt und ich bin nicht reich genug, um Dir dort das Leben von Deggenrain zu verschaffen."

„Das ist ja dort gar nicht nöthig, lieber Papa; die Verhältnisse fordern es nicht."

„Er ist Soldat, Emerenz, und der Soldat, der Offizier, lebt mehr und minder in seiner Caserne, wenigstens dem Geiste nach. In keinem andern Stande wird ein junger Mann mehr von seiner Familie getrennt und zwar absichtlich. Die Kameradschaft soll ihm werther sein als das Familienleben, esprit de corps ihm mehr gelten als Familiensinn. Dadurch wird er eines Mittels beraubt, das wesentlich die geistige und sittliche Bildung fördert, und Dressur und Reglement sollen den äußern Mantel für den innern Mangel abgeben. Eitelkeit, Prahlerei, Aufgeblasenheit und noch Schlimmeres gedeihen trefflich unter diesem Mantel, und ein falsches Ehrgefühl, das den Soldatenstand zur Axe der Welt und unantastbar von der gewöhnlichen Ord-

nung der Dinge macht, fügt nicht selten zur Verkehrtheit die Lächerlichkeit."

„Aber Papa, Graf Tengenberg hat, wie ich in Grafenthurm hörte, Wunder von Tapferkeit in diesem mörderischen Kriege gethan und ist durch Bravour Rittmeister geworden," wendete Emerenz schüchtern ein.

„Bestes Kind! hätte der Offizier nicht seine Bravour im Kriege — was hätte er dann? ... Schießübungen, Wachparaden, Manöver ꝛc. ꝛc. Ich sage indessen dies Alles nicht direct gegen Graf Tengenberg dessen Persönlichkeit mir nicht mißfällt; ich habe nur seinen Stand, seine Verhältnisse im Auge. Er schreibt in einem recht bescheidenen Ton und bittet um Erlaubniß, unter der Aegide des General Bernbach kommen zu dürfen — es sei denn, daß ein entschiedenes Nein ihn sogleich jeder Hoffnung beraube."

„Das kann ich nicht, Papa," sagte Emerenz entschieden.

Vierzehn Tage später herrschte ein munteres Jägerleben auf Deggenrain. Veldegg's Cousine, die verwittwete Gräfin Dorn, vertrat wie früher so auch jetzt die Stelle der Frau vom Hause, und mit General Bernbach kam Graf Tengenberg. Veldegg empfing ihn höflich aber kühl, Emerenz begrüßte ihn schüchtern. Er fand die Situation unerträglich, weil zweifelhaft und er zürnte mit sich selbst, daß er sie hervorgerufen habe, anstatt frischweg seinen Antrag zu stellen. Doch das wäre

allzu vermeſſen geweſen, ſprach er dazwiſchen beruhigend zu ſich ſelbſt, in den acht Tagen des Grafenthurmer Getümmels hat ſie mich vielleicht kaum beachtet ... jetzt ſchaut ſie mich vielleicht mit anderen Augen an ... und mit welchen Augen! ... Wenn nur das Vielleicht ein überwundener Standpunkt wäre. — —

Zaghaft wie noch nie erſchien Graf Tengenberg in Deggenrain. Emerenz ihrerſeits war ganz verwirrt und daher äußerſt ſchüchtern. Wie lange war es denn her, daß ihr jeder Gedanke an eine Ehe unerträglich war, und jetzt ſtand es urplötzlich ganz anders. Und weshalb? ... Warum machte eben dieſer eine Mann einen ganz andern Eindruck? Sollte das Liebe ſein? .... War denn aber Liebe nicht ein beſeligendes, wonniges Gefühl? Wurde das nicht in tauſend Gedichten geſagt und geſungen? ... Davon verſpürte ſie nichts ... ſie hätte lieber geweint — ſo ſchwer war ihr Herz. Und ſie mußte geſprächig und munter ſein! Gräfin Dorn hatte zwei Enkelinnen, die eben aus der Erziehungsanſtalt entlaſſen waren, mitgebracht, und Veldegg hatte der Gräfin zur Geſellſchaft für die Jagdzeit Eugenia nach Deggenrain eingeladen, ſo daß auch Feodora Bernbach da war. Emerenz fand, was ſie noch nie gefunden hatte, die Unterhaltung mit dieſen jungen Mädchen ungeheuer mühſam, ihre Geſpräche langweilig über die Maßen, und gleichfalls ganz gegen ihre Gewohnheit erſehnte ſie die Speiſeſtunde, welche die Jäger in's Schloß

zurückführte. Dann war die Unterhaltung allgemeiner und laut und lebhaft genug, um ihr ein wenig Schweigsamkeit zu gönnen. Setzten sich nach der Tafel die älteren Herren an den Whisttisch, so sagte Gräfin Dorn:

„Musik, Emerenz Musik! ohne Musik kein Leben."

Dann opferte sich bald diese und bald jene Person auf, setzte sich an den Flügel — und der erste Akkord war kaum angeschlagen, so waren auch schon alle Gespräche im Gang.

Zwei Tage waren verflossen, und Graf Tengenberg hatte kaum zehn Worte mit Emerenz gesprochen. Sie schien ihm ganz verändert seit Grafenthurm; viel ernster, viel sinnender; ohne Zweifel war sie wenig geneigt auf seine Bewerbung einzugehen, und wollte ihm dies durch ihre Haltung zu verstehen geben. Am dritten Abend hatte sie mit Mademoiselle Gournay Beethoven's Ouvertüre zum Egmont vierhändig gespielt. Als sie sich vom Flügel erhob, trat Tengenberg rasch auf sie zu und sagte:

„Mit dieser Musik müßte man in die Schlacht geführt werden. Sie reißt hin zum Siege."

„Nicht wahr," versetzte Emerenz, „diese Jubelfanfaren, welche die Todtenklage übertönen, bilden etwas so Heroisches und so Tragisches, daß ich begreife, wie man mit ihnen in den Tod gehen möchte?"

„Gehen könnte, habe ich gesagt, gnädiges Fräulein,

nicht aber gehen möchte. Niemand mag sterben und am wenigsten in einer Schlacht, sobald man weiß, wie es da zugeht."

„Gräßlich? nicht wahr?"

„Ueber die Maßen gräßlich! Der Reiter ist vom Pferde gestürzt mit einer tödtlichen Wunde, und jetzt sausen ganze Regimenter, mögen es Freunde oder Feinde sein, über den blutigen Körper dahin, oder das schwere Geschütz rollt wie Donner heran und zermalmend hinweg über den Sterbenden. Das ist ein gräßlicher Tod . . . und so stirbt nicht Einer nur, nicht Hundert nur, Tausend nur — sondern viele, viele Tausende."

„Und Sie wählten eine Carriere, die ein solches Ende bringen kann!" sagte Emerenz fast mit Vorwurf im Ton.

„Die Gefahr hat ihren Reiz — und ist sie vorüber, so erscheint das Leben um so schöner."

„Ja, wenn es schön ist."

„Oder wenn es schön werden könnte. Und sollte dazu keine Hoffnung sein . . . für mich?"

Emerenz verstummte. Namenlose Beklommenheit erfüllte ihre Brust. Von dem Wort, das sie jetzt sagen werde, hing ihre Zukunft ab; das fühlte sie. Die ernsten Worte ihres Vaters fielen ihr ein. Die Frage, ob sie Tengenberg liebe, tauchte wieder in ihrer Seele auf. Sie fand kein Wort; sie blieb stumm.

„Sie schweigen!“ sagte er drängend; „o ich beschwöre Sie — reden Sie, sprechen Sie.“

„Man sagt so wenig, wenn man spricht,“ erwiederte sie schüchtern.

„Das Allerwenigste wäre mir das Allerliebste. Entweder Ja oder Nein als Antwort auf meine Frage, ob ich hoffen dürfe.“

„Sie haben Recht,“ versetzte sie entschlossen; „ich sage Ja! . . . aber reden Sie mit meinem Vater.“

Rasch wendete sie sich ab, setzte sich an den Flügel und spielte eine Polka.

Der Abend ging munter zu Ende. Emerenz fühlte sich erlöst vom Unbehagen, das innere Unsicherheit mit sich bringt — und Tengenberg beseligt. Nachdem man sich getrennt hatte, ging Emerenz zu ihrem Vater, warf sich in seine Arme und gestand ihm, was sie gethan.

„So schnell!“ entgegnete Veldegg traurig. „Es handelt sich um eine lange, lange Zukunft voll Glück oder voll Elend.“

„Lieber Papa, ich glaube das Glück zu finden und er glaubt es auch, denn es besteht zwischen uns der geheimnißvolle Zug, den man Liebe nennt und der mir bis jetzt vollkommen unbekannt war . . Die vier Eigenschaften, welche Du von einem Schwiegersohne begehrst, besitzt er. Mir scheint, das genügt. Warum

ſollten wir weniger glücklich ſein wie Andere, wie z. B. Mimi Sternfels."

„Wenn das Leben ſo ruhig ſich abſpielte, wie eine gut einſtudirte Sonate auf dem Flügel! . . . Aber was treten da nicht für Wechſelfälle ein."

Emerenz dachte an ihre arme Mutter. Zärtlich umarmte ſie Veldegg und ſagte mit thränenfeuchten Augen:

„O lieber Papa, ein ſolcher oder ein ähnlicher Kummer wiederholt ſich nicht in einer und derſelben Familie. Du haſt durch den unſäglichen Schmerz Deines Lebens gewiß eine glückliche Zukunft für Deine Kinder erkauft. Du kannſt jetzt, nachdem Du mir eine gute Erziehung gegeben haſt, nichts weiter für mich thun, als mir den Weg ebnen, auf dem ich mein Glück zu finden hoffe."

„Mögeſt Du es finden," ſagte er bewegt; „der Mann, der meine Emerenz glücklich macht, ſoll mir ein lieber Sohn ſein."

In demſelben Sinn ſprach er am nächſten Morgen mit Tengenberg, ſetzte jedoch hinzu:

„Vor der Hand iſt aber von einer Verlobung keine Rede. Sie ſind frei und meine Tochter iſt frei bis zum nächſten Frühling. Ich werde dieſen Winter mit meiner Familie in der Reſidenz zubringen. Bisher kennt meine Tochter von der Welt und der Geſellſchaft nichts weiter, als das, was ſechs Stunden in der

Runde um Deggenrain liegt, unsere Nachbarn, Verwandte, Freunde, zwischen denen sie aufgewachsen ist. Größere Kreise, fremde Menschen sind ihr neu. Sie soll von diesen mindestens einen Ueberblick haben. Beharrt sie dann noch — und sind Sie dann gleichfalls noch so gesinnt wie jetzt, so werde ich keine Einwendung erheben."

Tengenberg sagte niedergeschlagen:

„Ich sehe, Herr Baron, daß Sie meinen Wünschen abhold sind; denn Fräulein Emerenz wird ohne Zweifel in diesem Winter Männer sehen, die ganz andere Vorzüge haben als ich, und die mich in tiefen Schatten stellen werden."

„Wenn das der Fall sein sollte, bester Graf, wenn die Neigung meiner Tochter nicht diese kurze Prüfung überdauern würde, so müßten wir Alle, und Sie besonders, sehr froh sein, daß sie überhaupt angestellt wurde. Was verlange ich denn? — vier Monate zur Besinnung und Ueberlegung. Wir sind jetzt Ende November. Gleich nach Neujahr werde ich mich nach der Residenz begeben und bis Ende März dort verweilen. Wir kehren dann hieher zurück und ich werde Ihnen den Entschluß meiner Tochter mittheilen, wenn ich nicht zuvor die Mittheilung von Ihnen erhielt, daß Sie Ihre Bewerbung aufgeben."

Tengenberg versuchte noch diese und jene Einwendung zu machen; allein Veldegg blieb unerschütterlich

Die Vorstellung, wie wenig er dieser herrlichen Emerenz zu bieten habe — diesem schönen, glänzend begabten, reichen Mädchen — bekümmerte ihn tief; mehr aber noch die Besorgniß, von wie viel Huldigungen sie umgeben und umworben sein werde. Etwas Trost fand er darin, daß Emerenz von jetzt an heiterer und zugänglicher war. Bis dahin schien eine Wolke auf ihrem innern Wesen zu ruhen; sie war verschwunden und ein sonniger Himmel stralte aus ihrem wundervollen, tiefblauen Diamantauge, lachte auf ihren feinen schalkhaften Lippen. Sie schien ihm zu sagen: Fürchte nichts, ich weiß was ich will. Auf diese stumme Sprache beschränkte sie sich, weil Veldegg durchaus verlangte, daß kein bindendes Wort zwischen ihnen gewechselt werde.

Die übrigen Tage vergingen munter und lebhaft. Die Jagden waren ausgezeichnet; jeder Jäger hielt sich für einen Schützen erster Ordnung. Die Tafel war vortrefflich, die Unterhaltung am Abend sehr belebt — und das Wetter so günstig, daß die Damen Vormittags zu dem Punkte hinfahren konnten, wo die Jäger ein Frühstück nahmen. Die jungen Mädchen sahen allerliebst im grau und grünen Jagdanzug aus und die Herren, ein Paar wüthende Jäger ausgenommen, verzögerten gern den Aufbruch um ein Viertelstündchen. Am wenigsten entzückt von diesen Partien und von den Fahrten in der Break auf holperigen Waldwegen,

war Gräfin Dorn, die in Begleitung von Miß Mac Allan die kleine Bande am Zügel führte.

„Es ist merkwürdig," sagte sie zu dieser, „wie die Jugend im Grunde nichts weiter braucht, um sich zu unterhalten, als Bewegung. Lasse man sie tanzen, laufen, singen, im Freien sich herumtreiben — und sie ist seelenvergnügt."

„Der Ernst taucht doch zuweilen dazwischen auf," versetzte Miß Mac Allan, „und dann tritt eine gewisse Reaction ein, als ob man zum Bewußtsein käme, daß dies Alles doch nur sehr oberflächliche und sehr vergängliche Freude sei."

„Meine kleinen Enkeljinnen sind noch nicht so weit. Die schauen mit ihren siebenzehnjährigen Kinderaugen in die Welt hinein, wie in ein wunderschönes Bilderbuch, das sie Blatt für Blatt umwenden und dabei nichts als Vergnügen genießen. Emerenz wird schon anders sein. Ein Paar Jahre machen einen gewaltigen Unterschied."

Gräfin Dorn hatte ganz Recht. Emerenz that und trieb alles das, was die Uebrigen thaten und trieben, doch tausendmal dachte sie dabei im Stillen: Glück — ist das Alles nicht! . . . ich weiß was Glück ist: lieben und geliebt werden. Lieben ohne der Gegenliebe gewiß zu sein, ist eine namenlose Qual . . . ich habe sie empfunden . . . ich wußte damals nicht wie und was das sei — aber sowie die Gewißheit der Gegen-

liebe mir aufging . . . o, da wurde es klar in mir: lieben und geliebt werden ist seliges Glück, und ein Leben, das von diesem Glück erfüllt, durchflutet ist, ist ein seliges Leben . . . und das wird mein Leben mit ihm sein. —

Drittes Kapitel.

„Die schönen Tage in Aranjuez sind nun zu Ende," sagte General Bernbach ganz altmodisch und geziert am Morgen seiner Abreise zu Emerenz.

„Abwechselung ist auch nicht übel; jetzt kommt der Winter und man läuft Schlittschuh," entgegnete sie lachend.

Der General konnte sich gar nicht trösten, daß Ignaz Erting nicht die Jagden in Deggenrain mitmachte, und er überhäufte seine Schwester mit Vorwürfen.

„So viel Autorität hättest Du doch haben müssen, um ihn für diese Zeit festzuhalten," behauptete er.

„Kann ich einen Menschen von vierundzwanzig Jahren wie ein Kind einsperren!" sagte sie verstimmt, wie sie das immer war, wenn man direct oder indirect Ignaz und ihr mütterliches Verhältniß zu ihm tadelte, weil dieser Tadel die geheime Wunde berührte, welche sie wegen Ignaz im Herzen trug.

„Einsperren! Unsinn!" murrte der General; „scharf

Vorstellungen ihm machen, damit er sein verrücktes Leben in Paris aufgebe, herkomme, Brautschau halte und — wenn auch nicht die reizende Emerenz, doch eines von den Dornröschen oder sonst ein hübsches Mädchen heirathe. Das hättest Du ihm klar machen müssen, und daß sein Standpunkt nach gerade der eines vernünftigen Menschen sein müsse. Man ist ja recht gern nachsichtig mit dem Leichtsinn der Jugend — es hat aber Beides seine Grenzen, und ich habe haarsträubende Dinge von Ignaz gehört, die, wenn er so fortfährt, unwiederbringlich sein Vermögen, seinen Ruf, seinen Charakter, seine Jugend ruiniren und es ihm unmöglich machen werden, in anständiger Gesellschaft zu erscheinen."

„Welche ungeheuere Uebertreibung," erwiederte Eugenia.

„Willst Du Thatsachen hören?"

„Nein. Erstens halte ich sie für übertrieben, und zweitens, mögen sie wahr oder falsch sein, mir steht kein Mittel zu Gebot, um ihn, der über sein Vermögen verfügen kann, hier bei uns zu fesseln. Wir müssen warten, bis er der Existenz in Paris, überhaupt der Frivolität überdrüssig ist und sich nach einem geordneten Leben sehnt."

„Je länger er in der Unordnung verbleibt, desto schwächer wird nicht nur das Verlangen nach Ordnung, sondern auch die Kraft, sich in der Ordnung zu erhal-

ten, sogar wenn man es wünscht. Dies sieht man nur zu häufig, meine beste Eugenia. Bei der schlaffen Natur und der gänzlichen Unthätigkeit Deines Sohnes ist seine Rückkehr zum Besseren mit jedem Jahr zweifelhafter und schwieriger."

Eugenia fand dies Urtheil über Ignaz empörend und sagte:

„Mein Sohn hat, als er seine Studien anfing, Deinen Julius nicht als einen Tugendspiegel kennen gelernt."

„Das weiß ich! sie haben manche Bowle mit einander geleert und hätten es bleiben lassen sollen — aber so arg wie Ignaz es jetzt treibt, haben sie es damals keineswegs getrieben — und Julius ist ein sehr gesetzter, vernünftiger Mensch geworden."

„Da Julius sechs Jahre älter ist als Ignaz, so kann dieser bei dreißig Jahren ebenfalls ein höchst gesetzter und vernünftiger Mensch sein — und ich finde es viel gerathener, einem jungen Mann Zeit zu lassen zur Besinnung zu kommen, als voreilig den Stab über ihn zu brechen."

Eugenia sagte dies in einem Ton, welcher verrieth, daß sie dies Kapitel für abgeschlossen halte, und der General schwieg.

Im Grunde ihres Herzens war sie trostlos, daß ihr heißester Wunsch nicht in Erfüllung ging. Vielleicht war ihr Wunsch, Baronin Veldegg zu werden, da-

mals, da Hildegund erkrankte, noch heißer gewesen; die Verhältnisse waren ihr aber durchaus entgegen, in jeder Richtung und in jeder Beziehung; und so wendete sie sich der Hoffnung zu, daß Emerenz Baronin Exting werde. Der Ankauf von Grafenthurm hing mit diesem Wunsche zusammen, doch er wurde vereitelt durch die entschiedene Abneigung, die Emerenz gegen Ignaz an den Tag legte. Freilich war es eine Frage, ob Veldegg diese Heirath genehmigt hätte, da die Welt bei der Geburt ihres Sohnes allerhand Zweifel und Fragen aufwarf, die Veldegg so gut kannte wie sie. Doch wenn Emerenz gewollt und sich mit ihr zu demselben Ziel vereinigt hätte, so würde Veldegg nachgegeben haben. Die Schuld lag an Emerenz. Anstatt Ignaz anzuziehen, stieß sie ihn ab, und tiefer in einen Kreis hinein, wo man ihn zuvorkommend behandelte.

So war es in der That. Bei Charlottens Hochzeit hatte Emerenz einen Augenblick sein verwelktes Herz belebt. Ja, als sie die Rose schelmisch in den Saal hinein warf, hatte er sich darauf ertappt, seine Hand nach ihr auszustrecken. Doch Tengenberg fing die Rose auf und trug sie im Knopfloch, und Ignaz lächelte kühl und sprach bei sich selbst: Mit solchen Kindereien kann man sich nicht mehr befassen, wenn man die Realität des Lebens kennen gelernt hat.

Diese Rose, verwelkt und entfärbt, trug Tengenberg in einem Saffiantäschchen bei sich. Er zeigte sie

am Morgen seiner Abreise an Emerenz und sagte beklommen:

„Ich würde leichteren Herzens fortgehen, wenn ich hoffen dürfte, daß Sie mir im nächsten Frühling statt der welken Rose eine blühende geben werden."

„Nein, das dürfen Sie nicht hoffen," sagte Emerenz und schlug die Augen nieder.

„Nicht? . . . nicht hoffen!" rief er stürmisch.

Sie gebot ihm Schweigen mit der Hand, sah ihn lächelnd an und sagte:

„Nein . . . hoffen nicht! sicher sein." Dann wendete sie sich rasch von ihm ab und Tengenberg verließ beseligt Deggenrain und Emerenz blieb beseligt zurück.

Einige Wochen später war das Schloß zum ersten Mal seit einer langen Reihe von Jahren gänzlich verödet und das Veldegg'sche Haus in der Residenz überfüllt. Veldegg wähnte das Beste und das Klügste für Emerenz zu thun, indem er sie in den Tumult der großen Gesellschaft einführte. Dort sollte sie vergleichen und überlegen lernen, bevor sie eine Entscheidung über ihre Zukunft traf. Gefiel ein anderer Mann ihr besser, sagte eine andere Lage ihr mehr zu, so war ihr die Wahl frei; die ganze Prüfung stand auf dem Boden der Aeußerlichkeit und bewegte sich in deren Sphäre.

Hildegund's Cousine, Gräfin Sternfels, führte ihre jüngste Tochter in diesem Winter zum ersten Mal in die

Welt, und ihr vertraute Veldegg seine Emerenz an. Sie vertrat auch die Hausfrau bei dem Ball und bei den Diners, die er gab. Ihr ältester Sohn bemühte sich lebhaft um Emerenz, und seine Eltern sowie ihr Vater wünschten und begünstigten diese Annäherung. Harald Sternfels war ein vortrefflicher, liebenswürdiger junger Mann, voll Geist und Bildung. Er hatte Emerenz nicht gesehen seit jenen Tagen, da sie der kleine Tausendsassa in Walldorf war. Er war bezaubert von ihr und sagte zu seiner Mutter:

„Hie und da gibt's ein junges Mädchen, das anziehend ist. Seltener ist sie einnehmend, so daß man in Gedanken oder in der Wirklichkeit bei ihr verweilt. Aber fesselnd, Mama, o fesselnd, daß man sich gar nicht von ihr losmachen kann — das ist ganz ungeheuer selten . . . und so ist diese Emerenz beschaffen."

„Ist die Fessel gegenseitig, so freuet sie mich," entgegnete Gräfin Sternfels; „einseitig getragen — verwerfe ich sie."

„Bis jetzt ist sie ganz einseitig. Da Emerenz sich jedoch ganz gleichmäßig gegen alle jungen Männer benimmt, so ist ihr Herz frei, und vielleicht ist Harald Sternfels der Glückliche, der es gewinnt."

Dem war aber nicht so. Der Winter war vorüber; verschiedene Verlobungen hatten statt gefunden, auch die von Tini Sternfels. Ueber Emerenz verlautete nichts. Hatten sich Bewerber gefunden, so waren sie nicht er-

hört worden. Ende März kehrte Veldegg nach Deggenrain zurück, und es machte gewaltiges Aufsehen, als Ende Mai sein Portezettel die Vermälung seiner Tochter Emerenz mit dem Grafen Hellmuth von Tengenberg bekannt machte.

Das erste Wort, das Emerenz zu ihrem Vater sagte, nachdem ihr Fuß die Schwelle von Deggenrain überschritt, war:

„Jetzt, mein süßer Papa, wirst Du an Graf Tengenberg schreiben, nicht wahr, daß meine Gesinnung im Frühling ist, wie sie im Spätjahr war."

Veldegg mußte Wort halten. Er schrieb so, wie Emerenz es wünschte. Tengenberg säumte keinen Augenblick zu kommen. Das Schicksal von zwei Menschen war für immer entschieden und verkettet.

Veldegg wünschte die Vermälung hinaus zu schieben, ein Jahr, zwei Jahre, so lange wie möglich. Tengenberg wünschte das Gegentheil und sagte:

„Wozu soll dieser Aufschub dienen? Ich kann nur äußerst selten auf wenige Tage, wie eben jetzt, Urlaub bekommen; folglich würden wir in einem flüchtigen Beisammensein keine Gelegenheit haben uns näher kennen zu lernen, wie das vielleicht Ihr Wunsch ist." Oder eine zweite Prüfung der Gesinnung soll die erste bestätigen. Dann wäre aber auch eine dritte möglich — und doch würde nur unsere Geduld auf die Probe ge-

stellt, nicht unsere Treue — und diese ist doch nur der Punkt, um den es sich handelt."

„Es wäre sehr hart, mein süßer Papa, und gar nicht Dir ähnlich, wenn Du jetzt eine Prüfung anstellen wolltest, von welcher ursprünglich keine Rede war," sagte Emerenz schmeichelnd.

Und die zwei Jahre des Aufschubs schrumpften zu zwei Monaten zusammen, die Tengenberg in seiner Garnison zubrachte. Dort mußte der häusliche Heerd eingerichtet werden, an welchem er sich mit Emerenz niederlassen wollte. Es war die Hauptstadt einer Provinz. Die Tengenbergs hatten in der Stadt ein großes, herrschaftliches Haus, und in der Provinz große Besitzungen, die ehemals den beiden Linien von Obertengenberg und Untertengenberg gehörten. Es hatte aber bereits der Vater des Grafen Hellmuth seine Herrschaft Untertengenberg an seinen Vetter von Obertengenberg verkauft, so daß dieser im Besitz der ganzen Herrschaft Tengenberg war. Nur das Haus in der Stadt gehörte beiden Vettern gemeinschaftlich, und Hellmuth hatte im Erdgeschoß, das der Antheil seiner Linie war, seine Wohnung behalten, nachdem seine Eltern gestorben waren. Selbstverständlich mußte Alles neu und vollständig eingerichtet werden, so daß er in athemloser Thätigkeit war und alle Handwerker zu einer ähnlichen antrieb.

Auch in Deggenrain war man sehr thätig. Veldegg wollte das Hochzeitfest seiner Emerenz und ihre Aus-

stattung so glänzend und großartig wie möglich haben. Um die letztere bekümmerte Emerenz sich wenig, denn Gräfin Dorn und Baronin Althausen waren von Veldegg mit diesem Geschäft betraut worden; — desto mehr aber um das erstere. Sie hätte die ganze Welt einladen mögen Zeuge ihres Glückes zu sein, und es war ihr leid, auf die Verwandtschaft, Freundschaft und Nachbarschaft sich beschränken zu müssen.

„Was stellen Sie sich denn eigentlich von der Ehe vor?“ fragte Miß Mac Allan ganz wehmüthig, als Emerenz eben ausgerechnet hatte, daß noch vierhundertachtzig Stunden bis zum Hochzeitstag zu durchleben waren.

„Eigentlich nur dreihundertvierzig,“ setzte sie hinzu, „denn einhundertvierzig verschlafe ich ungefähr . . . und das ist mir sehr lieb.“

Dann gab sie Miß Mac Allan zur Antwort:

„Was ich mir von der Ehe vorstelle? . . . genau kann ich es nicht sagen . . . aber so etwas wie ein kleines Paradies.“

„Vergessen Sie nur nicht, liebste Emerenz, daß im Paradiese Gott der Herr mit den Menschen sprach . . . und die Schlange.“

„Gewiß nicht, beste Miß! ich denke mir diese schöne Allegorie so, daß wir unser Herz mit edeln und hohen Gedanken und Bestrebungen erfüllen und uns von Allem was böse und niedrig ist fern halten sollen.“

„Um das zu können, muß man die Mittel anwenden, die uns Gott zu dieſem Zweck gegeben hat: das Gebet und den Empfang der heiligen Sacramente.“

„Beten iſt: das Herz erheben über alles Irdiſche hinauf zu etwas Idealem — zu einem höchſten Weſen, einer Gottheit, einem Gott.“

„Nein, liebe Emerenz! beten iſt mit demüthigem Herzen bitten, flehen, ſeufzen, daß der barmherzige Gott uns die Gnade gebe, unſern oft ſo rebelliſchen Willen mit ſeinem heiligen Willen zu vereinigen.“

„Auf die Worte kommt nicht viel an, beſte Miß.“

„Worte ſind der Ausdruck unſerer Geſinnung, liebe Emerenz. Das richtige Wort ſpricht die richtige Geſinnung aus und aus dieſer geht die richtige Handlungsweiſe hervor.“

„Es iſt ſehr hart an meiner guten Geſinnung zu zweifeln, weil ich nicht ſo bete, wie Miß Mac Allan es verlangt,“ ſagte Emerenz lebhaft.

„Ich zweifle nicht an Ihrem guten Wollen, nur an deſſen Ausführung, weil der Menſch nun einmal ſo beſchaffen iſt, daß er nichts vermag ohne die Gnade.“

„Iſt das höchſte Weſen ein gütiges Weſen, ſo muß es dem Menſchen die Gnade geben, die ihm nothwendig iſt, um ſein ideelles Ziel zu erreichen;“ verſetzte Emerenz.

„Daran läßt es Gott nicht fehlen. Der Menſch iſt umringt, umfloſſen von Gnade. Aber um ſie zu er-

greifen und sie sich zu eigen zu machen — dazu gehört ein Licht und eine Kraft, die erbetet, erfleht, errungen sein wollen."

Da umarmte Emerenz Miß Mac Allan und sagte: „Wir wollen hoffen, daß ich diese Gnade, wenn nicht erbeten, so doch erringen werde."

„Das Gebet ist ja gerade ein Ringen der Seele, um sich Gott näher zu bringen," entgegnete Miß Mac Allan.

„Sehen Sie!" rief Emerenz froh, „jetzt sagen Sie ungefähr dasselbe, was ich zu Anfang unseres Gesprächs sagte. Jeder Mensch hat Sehnsucht nach Idealen: ideales Glück, ideale Liebe, ideale Vollkommenheit möchte er erreichen, und zu diesen Idealen sucht er sich zu erschwingen."

„Ja! aber der Schöpfer, der diese Sehnsucht nach Idealen in das Wesen des Menschen legte, zeigte ihm zugleich den Weg, auf welchem er sie erstreben könne, nämlich an der Hand der christlichen Offenbarung. Wer ihr nicht folgt, weiß sich in den Conflicten, die früher oder später ihn heimsuchen werden, schwerlich auf dem Wege der Pflicht, der ja meistens sehr dornenvoll ist, zu erhalten. Wächterin und Lehrerin der Offenbarung ist die heilige Kirche, und je inniger wir uns ihr anschließen, ihr folgen, desto mehr dürfen wir hoffen zu unserem Ziele zu gelangen und uns nach den Gesetzen der ewigen Wahrheit und der ewigen Liebe zu bilden

— und das, liebste Emerenz, ist das Ideal, das unserer Seele trotz ihrer tausend Armseligkeiten vorschwebt."

„Ach, beste Miß!" sagte Emerenz sinnend und mit einem Anflug von Wehmuth, „ich würde vielleicht Ihre Ansichten, Ihre Ueberzeugungen theilen, glauben wie Sie, beten wie Sie — wenn nicht mein theurer, mein heiß geliebter Vater auf einem ganz andern, viel freieren Standpunkt sich befände. Er findet den Ihren zu beschränkt, zu einseitig ... und da mein Vater die höchste Autorität für mich ist, so folge ich ihm. Das dürfen Sie mir nicht übel nehmen."

„Gewiß nicht, meine arme liebe Emerenz," versetzte Miß Mac Allan zärtlich und mit Thränen im Auge; „wie die Dinge hier stehen, wäre es ein Wunder, wenn Sie anders dächten. Dennoch bleibt auch das gewiß: Wer einer Autorität huldigt, die von Gott getrennt ist, huldigt einem Idol — und da in der Idolatrie keine Wahrheit ist, gibt sie auch kein Licht und auf die Dauer keinen Frieden. Darauf müssen Sie sich gefaßt machen."

„Unglücksprophetin! lieben Sie mich so wenig!" rief Emerenz zürnend.

„Nicht doch! es wäre zu Ihrem Heil ... und ich liebe Sie so sehr, daß ich Ihnen die Wahrheit sage, auch dann, wenn sie Ihnen unwillkommen ist."

Eine solche Sprache verstand Emerenz allzu gut, um nicht mit zärtlicher Dankbarkeit an Miß Mac Allan zu hängen.

Vierzehn Tage vor der Hochzeit kam Baronin Althausen mit ihrem Mann, um die letzte Hand an alle Einrichtungen zu legen. Jetzt ließ sie sich auch von Emerenz genau erzählen, wie sich die Sache mit Graf Tengenberg gemacht habe, und mit nicht geringem Schreck erfuhr sie, wie wenig Emerenz ihn kenne.

„Bei der Hochzeit in Grafenthurm sah ich ihn einige Tage," sagte Emerenz, „und er fiel mir ganz merkwürdig auf."

„Wodurch?" fragte die Baronin.

„Ich wollte sagen, Tante, es sei merkwürdig gewesen, daß er mir überhaupt auffiel . . . denn das war noch nie geschehen. Bis dahin sah ich zwar junge Männer, aber ich bemerkte sie nicht; . . . ihn hingegen dermaßen, daß ich ihn gar nicht vergessen konnte und daß es fest bei mir stand, als Papa bald darauf von einer Bewerbung sprach: geht sie von ihm aus, so nehme ich sie an. Darauf hin kam er zu den Jagden und er gefiel mir noch viel mehr . . . und wie kein anderer Mensch."

„Was gefiel Dir denn so ungemein an Graf Tengenberg?"

„Er gefiel mir, Tante, nicht dies und nicht jenes an ihm . . . sondern er wie er ist — und als er sich erklärt hatte und ich seiner Zuneigung gewiß war . . . . da hätte Papa eine Probezeit von zehn Jahren festsetzen können — ich hätte sie bestanden. Dann kam

er zur Verlobung und war drei Tage hier, so daß wir ein wenig in Ruhe mit einander sprechen konnten. Da hat er mir gestanden, er sei höchst jähzornig und könne in einem solchen Anfall keinen Widerspruch leiden. Er wolle sich aber bessern. Einmal habe er in der Wuth einem Diener wegen eines kleinen Versehens den Arm zerschmettert und gar manchen Stuhl zertrümmert. Andere böse Sachen habe er nicht gethan, nicht gespielt, nicht getrunken, so daß er sagen dürfe, er sei ein recht braver, rechtschaffener, verständiger Mann."

„Und wie steht es mit seinem Glauben?"

„Das weiß ich nicht, Tante. Er hat nichts darüber gesagt. Er besitzt jedoch die Eigenschaften, die Papa von seinem Schwiegersohn begehrt .... und wir lieben einander von ganzem Herzen .... ja, ich glaube, daß er heftig in mich verliebt ist."

„Ich glaube, daß es Dir ebenso geht, Emerenz, und daß von ernster Prüfung, ob Ihr zu einander paßt, keine Rede war."

„Es haben sich schon drei oder vier Männer bei Papa um mich beworben, Tante, allein sie existirten gar nicht für mich. Da es jetzt ganz anders ist, kommt es ohne Zweifel daher, weil wir für einander passen und unser gegenseitiges Glück begründen werden."

Wie von einem Alp war die Baronin von dem Gedanken bedrückt, wie es mit dem Empfang der Sacramente, bezüglich Tengenberg's, gehen werde. Emerenz

war willig bereit, wenn der Vater nichts dawider habe. Baron Althausen sprach mit Veldegg und stellte ihm vor, wie schön es sei, wenn Emerenz so recht im vollen Glanz eines reinen Herzens die Ehe eingehe, und überdies sei sie dies Beispiel der ganzen Gemeinde schuldig; in ihrer Stellung, geliebt und geehrt wie sie sei, dürfe sie keinen Anstoß geben. Veldegg versetzte:

„Sobald Emerenz es gern thut, habe ich nichts dawider, bester Onkel. Nur darf kein Zwang, d. h. keine Gewissensbeängstigung angewendet werden. Was aber Tengenberg betrifft, so ist er mit Vorschlägen dieser Art zu verschonen. Geht ein solcher Wunsch von ihm aus — was ich sehr bezweifle — so würde sich natürlich die Sache anders stellen."

Die Baronin ging mit ihren schweren Sorgen zum Pfarrer und verlangte, er solle die Trauung nur in dem Fall vornehmen, daß Tengenberg zuvor die Sacramente der Buße und des Altars empfange.

„Ich bin nicht zu einer solchen Forderung berechtigt, gnädige Frau Baronin," gab er zur Antwort.

„Sie würden sie doch an den geringsten Tagelöhner von Deggenrain stellen, Herr Pfarrer."

„Doch nicht, Frau Baronin! auch bei ihm müßte ich mich auf Vorstellungen und Ermahnungen beschränken, denn das heilige Concil von Trident sagt mit nichten: es ist nothwendig, sondern nur: es ist wünschenswerth, daß die Brautleute, bevor sie das Sacra-

ment der Ehe empfangen, ihre Herzen durch das heilige Buß- und Altarssacrament heiligen."

Die Baronin war überrascht; sie hatte das nicht gewußt und gern hätte sie mit dieser großen Nachsicht gegrollt, wenn das einem Concilsbeschluß gegenüber möglich gewesen wäre. Um so dringender wünschte sie, der Pfarrer möge Graf Tengenberg dazu ermahnen. Aber auch dies Ansinnen lehnte der Pfarrer ab, indem er sagte, so etwas gezieme sich für einen vertrauten Seelsorger, nicht aber für ihn. Ueberdies treffe Graf Tengenberg erst am Vorabend des Hochzeitstages ein; es ergebe sich also gar keine Gelegenheit zu einer Besprechung mit ihm.

Die Baronin kehrte tief betrübt in das Schloß zurück. Sie fand Emerenz bei ihrem Mann, der seiner Frau entgegen rief:

„Sie bleibt auch als Gräfin Tengenberg immer ein wenig mein lieber kleiner Tausendsassa. Weißt Du noch, Emerenz, wie Du declamirtest „In seinem Löwengarten" — und bei der Stelle „Und schlägt mit dem Schweif — Einen gewaltigen Reif," ungeheure Schwingungen mit Deiner kleinen Hand machtest?"

Beide lachten und die Baronin sagte wehmüthig:

„Ihr lacht und mir ist zum Weinen."

„Warum, liebe Tante?" fragte Emerenz besorgt.

„Ich war eben bei dem Pfarrer, um die Stunde der Trauung festzusetzen ... und da muß ich fragen,

ob Du glaubst, Emerenz, daß Graf Tengenberg die heiligen Sacramente mit Dir empfangen werde."

„Nur das der Ehe," gab Emerenz unbefangen zur Antwort.

„Woher weißt Du das so gewiß!" rief die Baronin schreckenvoll.

„Bei seiner letzten Anwesenheit kamen wir auf die österliche Communion zu sprechen. Als ich ihm sagte, Miß Mac Allan halte streng darauf, daß ich sie alljährlich mache und Papa lege mir kein Hinderniß in den Weg, erwiederte er: Auch ich werde das nicht thun, denn das ist eine Gewohnheit, die ganz gut für das fromme Frauengeschlecht sich geziemt. Andacht und Unterwürfigkeit sind lieblich bei der Frau, läppisch bei dem Mann. Daraus entnahm ich, daß er in diesem Punkt Papa's Ansichten theilt — und das ist mir sehr lieb, ich würde nicht wissen, wem ich vertrauen, zu wem ich mich halten sollte, wenn ihre Ansichten aus einander gingen und dies würde mein Herz zerreißen."

„In kirchlichen Dingen muß man den Geboten der Kirche folgen, welche die Autorität von Gott erhielt und Gehorsam fordert."

„Aber doch nur von Dem, der das glaubt, nicht wahr, Tante? ... sonst gibt es Heuchler."

„Liebes Kind, wer so redet, der sucht einen Vorwand, um seine Gottlosigkeit zu beschönigen, und sagt, er fürchte die Heuchelei."

„Tante!“ rief Emerenz zürnend, „hältst Du Papa, den besten, den edelsten, dessen Leben eine Kette von Selbstverleugnung ist, für gottlos!“

„Gottlos — wie man einen Verbrecher, einen Böse-wicht zu nennen pflegt und zwar sehr tiefsinnig und richtig — ist Dein guter Vater sicher nicht; aber gott-los, d. h. ohne Gott ... ja, Emerenz, das ist er ... und das ist auch, wie es scheint, Graf Tengenberg.“

„Nenne es wie Du willst, Tante! sie sind Beide eines Sinnes — das macht mich glücklich. Ihre Tole-ranz für andere Gesinnungen beweist mir zugleich, wie gut, wie liebevoll sie sind.“

„Beste Emerenz, Gleichgültigkeit bezüglich jeder reli-giösen Ansicht verdient nicht den Namen Toleranz. Wer im Besitze der Wahrheit ist und mit dem Irrthum Nachsicht hat — der ist tolerant.“

„Nun, liebe Tante, findest Du, daß wir im Irr-thum sind, so habe Nachsicht mit uns, bis wir vielleicht einmal die Wahrheit, welche Du im Sinn hast, erken-nen,“ sagte Emerenz so zärtlich und so anmuthig, daß das Herz der Baronin immer schwerer wurde im Hinblick auf die Zukunft dieses liebenswürdigen Wesens.

Tengenberg's persönliche Bekanntschaft versöhnte sie etwas mit ihm. Er war eine schöne ritterliche Erschei-nung, ungezwungen im Benehmen, frisch und feurig in seiner ganzen Art und so hingerissen und bezaubert durch Emerenz, daß man hoffen durfte, diese werde

nicht allzu sehr unter seine Botmäßigkeit gerathen; — denn das war auch klar: die größere geistige Begabung war auf ihrer Seite.

Eine ganze Reihe von Festen folgte dem Hochzeitstage. Daß sie die Königin dieser Feste sei — davon schien Emerenz keine Ahnung zu haben, so liebenswürdig, so aufmerksam war sie für die zahlreiche Gesellschaft, welche sie umgab. Nächst Tengenberg war Niemand mehr von ihr entzückt, als ihr Vetter Harald Sternfels, und unverhohlen gab er diesem Entzücken Ausdruck.

Es gab am dritten Tage ein Volksfest für die Dorfbewohner von Deggenrain. Im äußeren Hof waren Zelte aufgeschlagen, unter denen geschmauft und getanzt wurde, während eine Kegelbahn zur Rechten und ein Carroussel zur Linken Abwechselung der Vergnügungen darbot; denn das Fest dauerte von zwölf Uhr Mittags bis nach Mitternacht, am Abend bei glänzender Beleuchtung des Hofes. Man kam truppweise aus dem Schloß, um an der Freude der Leute Theil zu nehmen, ja die niedlichen Comtessen konnten nicht dem Reiz widerstehen, ein wenig Carroussel zu fahren — während sich Emerenz mit den Leuten, unter denen sie zwanzig Jahre gelebt hatte, so theilnehmend unterhielt, daß jeder Einzelne denken durfte, sie wisse ganz genau, was ihm während dieser zwanzig Jahre an Leid oder Freude geschehen sei.

„Mensch! was sind Sie für ein bevorzugter Sterb-

licher!" rief Harald Sternfels und legte seine beiden Hände auf Tengenberg's Schultern.

„Wie so?" fragte dieser und trat mit ungeheuer frostiger Miene einen Schritt zurück.

„Das brauche ich Ihnen wahrhaftig nicht zu erklären," versetzte Harald und wendete sich sehr befremdet ab, indem er bei sich selbst dachte: Was ist das für eine bärenhafte Natur, die nicht begreift, welch' unvergleichliches Geschöpf ihm zu Theil wurde — oder ist er von Eitelkeit so aufgeblasen, daß er es nicht anerkennen will. —

Emerenz hatte versprochen, am Abend vor ihrer Abreise die Gesellschaft mit ihren mimisch plastischen Darstellungen zu unterhalten. Sie hatte im jüngstverflossenen Winter in der Residenz Kunstwerke des Pinsels und des Meißels gesehen, welche sie entzückten und ihr Talent anregten. Sie gab eine ganze Reihe von Darstellungen. Harald Sternfels hatte so etwas nie gesehen. Er konnte sich gar nicht fassen vor Entzücken und jammerte, daß kein Künstler anwesend sei, um diese allzu rasch verschwindenden Bilder festzuhalten, denn jetzt könne man gar nicht fassen, daß die hehre Urania und die fröhliche Terpsichore, die tragische Melpomene und die liebliche Erato ein und dieselbe Person sei. Ein großer Bildhauer müsse diese vier Statuen in Marmor meißeln und ein großer Maler vier Gemälde malen: die trostlose Hagar in der Wüste,

die stralende Aurora mit Rosen in den Händen, die geheimnißvolle Sibylla persica und — vielleicht das schönste von allen — die Melancholie.

Andere fanden andere Darstellungen schöner; man erörterte, man disputirte, Alle waren angeregt, wie das wahrhaft Schöne denn diese Wirkung zu haben pflegt, und als Emerenz schließen wollte, wurde sie einstimmig um „Das Mädchen aus der Fremde" gebeten. Sie war ganz bereit und erschien nach kurzer Zeit mit ihrem Korbe voll Blumen so holdselig, wie die Verkörperung der Poesie nur gedacht werden kann. Am Schluß aber, als sie aus den Wandschirmen unter die Zuschauer trat, sagte sie, indem sie die Rose in ihren Gürtel steckte:

„Diesmal behalte ich sie für mich."

Da stürzte Harald auf sie zu und rief:

„Ich flehe Sie an, geben Sie mir das Lorbeerreis."

„Gern," sagte Emerenz, und sogleich war sie umringt von allen jungen Mädchen und Männern, die zum Andenken an diesen unvergleichlich schönen Abend um eine Blume aus dem Korbe der Poesie baten. Emerenz vertheilte den Inhalt und Harald bekam das Lorbeerreis.

Ganz hinten im Saal mit verschränkten Armen an die Wand gelehnt, stand Tengenberg finster wie die Gewitternacht. Emerenz ging zu ihm und fragte:

„Nun, Hellmuth, wie gefalle ich denn Dir am beſten?“

„So wie Du jetzt biſt,“ gab er kurz zur Antwort.

„Das freut mich,“ entgegnete ſie unbefangen, „denn das iſt die wahre Emerenz.“

„Iſt Emerenz aber auch wahr?“ fragte er.

„Bis in's Herz hinein,“ erwiederte ſie, und ihre ſchönen Augen ſtralten ihn friedlich wie zwei blaue Sterne an.

Seine Starrheit ſchmolz dahin und er flüſterte:

„Ich glaube Dir.“ — —

Am andern Tage kam der für Emerenz namenlos ſchwere Abſchied von Deggenrain und ſomit von Allem, was bis jetzt ihre Liebe und ihr Glück geweſen war.

Gegen Abend fuhr die Kaleſche mit zwei brauſenden Eiſenſchimmeln vor, welche ſie zur Eiſenbahn bringen und dann, als ein Geſchenk ihres Vaters, nach ihrem künftigen Wohnſitz ihr folgen ſollten. Die ganze Geſellſchaft begleitete Emerenz, die am Arm ihres Vaters zum Portal ging, und der innere wie der äußere Schloßhof war voll Lieben, welche die junge Frau Gräfin bei ihrer Abreiſe noch einmal ſehen und grüßen wollten. Die Kaleſche war niedergeſchlagen und die ſchönſten Blumenſträuße lagen darin. Emerenz riß ſich von ihrem Vater los und ſtieg ein. Sie ſetzte ſich aber nicht; ſie legte eine Hand auf Tengenberg's Schulter um feſt zu ſtehen, nahm in die andere einen Blumenſtrauß, küßte ihn und grüßte mit ihm rings umher.

So blieb sie stehen, um länger zu sehen und gesehen zu werden. Fort rollte der Wagen. Ein lauter Hochruf folgte ihm und viele thränenfeuchte Augen blickten ihm nach, bis er jenseits des großen Thores den Blicken entschwand.

Veldegg, leichenblaß vor innerer Bewegung, dachte nicht blos an die scheidende Emerenz, sondern zwanzig Jahre zurück an Hildegund, die er auch so lieblich, so jugendfrisch, so lächelnd unter Thränen der Heimat ihrer Jugend entführt hatte. Mit einer so trostlosen Geberde legte er die Hand über die Augen, daß Graziane in Thränen schwimmend seine andere Hand ergriff, küßte und leise fragte:

„Hast Du Graziane nicht auch ein wenig lieb, Papa?"

Er küßte zärtlich ihre Stirn, sprechen konnte er nicht. Man zerstreute sich dahin und dorthin. Baronin Althausen und Miß Mac Allan begaben sich nach der Kirche; der Pfarrer begleitete sie.

„Wie wird die Zukunft unserer Emerenz sich gestalten," seufzte die Baronin; „ich habe kein Vertrauen zu ihrem dauernden Glück."

„Das ist es eben," sagte Miß Mac Allan, „das Glück der Welt hat keine Dauer."

„Ich denke," sagte der Pfarrer, „daß die junge Frau Gräfin sehr unglücklich werden kann oder sehr heilig — vielleicht beides ... doch sehr glücklich — das wohl nicht."

Er öffnete die Thür der Kirche. Sie traten ein. Die sinkende Sonne des Frühlingsabends umfloß den Tabernakel mit Rosenglut und das ewige Licht der Lampe schimmerte in dem rosigen Feuer wie ein blasser Stern. Die beiden Damen knieten nieder und beteten; der Pfarrer betete sein Brevier. Die Zeit verging. — —

Als sie die Kirche verließen, war die Sonne untergegangen, in der Kirche herrschte Dämmerung und das ewige Licht leuchtete jetzt wie ein heller Stern. Der Pfarrer sagte:

„So ist's im Leben, gnädige Baronin; wenn der irdische Glanz schwindet, gehen himmlische Gestirne auf."

Viertes Kapitel.

Das Tengenberg'ſche Haus, das Emerenz bewohnen ſollte, war ein alter ſtattlicher Bau, der über dem Erdgeſchoß ein Stockwerk und über dieſem ein hohes gebrochenes Dach mit Manſarden und ein Frontiſpice hatte, welches das Tengenberg'ſche Wappen in Stein gehauen trug. Das Haus ſchaute ſehr ariſtokratiſch das Treiben auf der Gaſſe gleichſam nur über die Schulter an, denn es lag nur mit einer Giebelſeite an der Straße. Die eine Langſeite mit Portal, Balkon und Frontiſpice ging in den Hof, der durch ein großes Gitterthor nach der Straße ſich öffnete; die andere Langſeite ging in den Garten, der für einen Stadtgarten ungewöhnlich groß war und einige Gruppen von ſchönen alten Kaſtanien-, Akazien- und Nußbäumen hatte. Die hohe Mauer, die ihn rings umgab, war dicht tapezirt mit wildem Wein, mit Epheu und mit Reben. Am Ende des Gartens, dem Hauſe gegenüber, lag ein kleines Gewächshaus, um ſeltene und zarte Pflanzen und Blumen theils zu überwintern, theils zu ziehen.

Das Erdgeschoß des Hauses gehörte dem Grafen Hellmuth; der erste Stock seinem Vetter, dem Grafen Andreas; die Mansarden und die Hofgebäude waren getheilt zwischen beiden. Graf Andreas lebte nicht hier; er war in der diplomatischen Laufbahn und kam nur zuweilen, um seine Mutter zu besuchen, für welche ein Theil des oberen Stockes eingerichtet war, den sie als Wittwe den größten Theil des Jahres bewohnte.

Im November des vergangenen Jahres, als die Hochzeitfeste in Grafenthurm stattfanden, saß die verwittwete Gräfin im Tengenberg'schen Hause in ihrem kleinen bequem eingerichteten Cabinet, dessen Fenster in den Garten ging. Sie war im tiefen Traueranzug, der im Einklang war mit dem Gram, der auf ihrem Antlitz lag. Sie hielt eine Arbeit in den Händen, doch diese lagen auf ihrem Schooß und ihr Auge schien ganz andere Dinge zu sehen, als ihre Tapisserie. Zuweilen fuhr sie aus dieser Versunkenheit auf; nahm sich zusammen, richtete sich aus ihrer gebeugten Stellung auf und blickte aus dem Fenster, um sich von ihren Gedanken abzuwenden. Allein der Garten bot keinen erheiternden Anblick. Der Blumenschmuck war dahin, der Rasen entfärbt, das Laub braun und todt, mehr auf der Erde, als an den kahlen Baumzweigen, die ganze Natur erstorben. — —

Gräfin Tengenberg betrauerte den Verlust ihrer einzigen Tochter, die vor drei Monaten starb und ihrem

Gatten sieben Kinder hinterließ. Einige Jahre zuvor war ihr ältester Sohn gestorben und Graf Andreas war jetzt ihr einziges Kind. Er war im Lande, war gekommen auf den Wunsch der langsam hinsiechenden Schwester, die mit heißer Liebe an ihm hing, war an ihrem Sterbebett und hielt sich darauf längere Zeit, theils zum Troste seiner Mutter und seines Schwagers, theils in eigenen Geschäften im Lande auf. Jetzt aber war er im Begriff abzureisen und zwar zur Gesandtschaft nach Madrid. Von Obertengenberg, wo er vierzehn Tage zwischen seinen Beamten und Geschäftsleuten verweilte, sollte er heute zurückkehren.

Ein Wagen rollte in den Hof. Er war es. Die Gräfin eilte ihm entgegen und schloß ihn weinend in ihre Arme, während sein ernstes sanftes Auge zärtlich auf sie herabschaute.

„Du kommst . . . um zu gehen, Andreas," sagte die Gräfin schmerzlich.

„Ich komme wieder, liebe Mama," entgegnete er tröstend.

„O sage das nicht, Andreas! . . . Johannes kommt nicht wieder . . . Susanna kommt nicht wieder . . . da verzagt das Herz bei jedem Abschied, der doch immer eine Mahnung an die letzte Trennung ist."

„Vielleicht verlangt Gott nicht mehr so schwere Opfer von Dir, theure Mama," sagte Andreas, setzte sich neben seine Mutter und berichtete mit gemüthlicher

Ausführlichkeit Alles, was er in Obertengenberg gesehen, gehört, gethan hatte.

Ihr Auge hing an ihm während er sprach, und ihr ganzes Herz war in ihrem Blick: ein Gemisch von Liebe, von Freude, von Wehmuth. Andreas war ein Mann von zweiunddreißig Jahren und nicht das, was man nennt ein schöner Mann. Er war nicht groß, er hatte nichts Frappantes in seinen Zügen, seiner Haltung; es war möglich, daß man in der Menge an ihm vorüber ging, ohne ihn zu bemerken. Hatte man ihn aber bemerkt, ihn in's Auge gefaßt, so war es schwer, ihn zu vergessen; schwer, andere schönere Männer mit ihm zu vergleichen — so edel sah er aus, so edel, als ob der innere Adel seine Züge gebildet habe, sein Antlitz durchleuchte. Doch waren ihm tobende Schmerzen und wilde Kämpfe durch die Seele gegangen; denn er war ein sterblicher Mensch, ein Sohn des Staubes, und als solcher mit dem Staube verwandt und von der Schlange angehaucht, die im Staube sich windet.

Vor zehn Jahren kam er als Botschafts-Attaché nach Paris. Er lernte dort eine Frau kennen, die jung wie er und durch eine Convenienzheirath mit einem Mann von sechszig Jahren verbunden war, den beständige Kränklichkeit noch älter machte und dessen Hinfälligkeit nur durch ärztliche Kunst und Hülfe gestützt wurde. Andreas war ein energischer Charakter, ein glühendes Herz; was er ergriff, das hielt er fest —

und was ihn ergriff, das setzte ihn in Flammen. Er verfiel in eine heftige Leidenschaft für jene Frau und sie wurde erwiedert. Beide träumten sich in die Seligkeit einer Ehe hinein, sobald diese durch einen Todesfall möglich gemacht werde. Das dauerte fünf Jahre. Da starb der Gatte. Andreas glaubte am Ziel zu sein. Aber die schöne Wittwe wurde immer kälter und kälter, denn der Verstorbene hatte ihr allerdings sein großes Vermögen hinterlassen, doch nur so lange sie seinen Namen führe. Verehelichte sie sich wieder, so wurde sie mit einer unbedeutenden Geldsumme abgefunden. Andreas hatte wenig Vermögen; — so hätte denn die schöne Wittwe sich in einer sehr beschränkten Lage zurecht finden müssen. Dies entsprach durchaus nicht ihrer Neigung und sie brach mit Andreas. Da es aber auch nicht ihrer Neigung entsprach Wittwe zu bleiben, so vermälte sie sich kurz nachher mit einem Mann der großen Finanz, der keinen andern Vorzug besaß, als den — Erzmillionär zu sein. Andreas war zerdonnert. Doch nur einen Augenblick. Ich habe es verdient, sprach er zu sich selbst. Da starb sein älterer Bruder, Graf Johannes, ganz unerwartet und unvermält und Andreas wurde sein Erbe und Herr auf Tengenberg. Da sprach er in tiefster Zerknirschung des Herzens zu sich selbst: Diese Fügung göttlicher Barmherzigkeit habe ich nicht verdient. Wäre mir diese Erbschaft vor vier Wochen zugefallen, so wäre ich jetzt

mit einer Frau verbunden, deren Gesinnung zu dem Niedrigsten gehört, was gedacht werden kann . . . mit einer Frau, deren Herz durch Geld zu gewinnen ist. Von diesem unerhörten Unglück hat göttliche Fügung mich befreit . . . und ich habe es nicht verdient! . . . —

Andreas ließ sein Herz von diesem Stral der Gnade demüthig durchleuchten, und die Täuschungen irdischer Nebelgebilde lösten sich mehr und mehr in ihr Nichts auf. In seinem äußern Leben änderte er nichts. In der Laufbahn die ihm zusagte verblieb er, nicht sowohl um eine große Carriere zu machen, viel weniger um sich in der großen Gesellschaft zu unterhalten, sondern um die Verhältnisse der Staaten Europa's und die Lage der Völker kennen zu lernen. Deshalb ließ er sich binnen fünf Jahren, welche auf jene Catastrophe seiner Liebe folgten, von Paris nach Stockholm und von dort nach London — jetzt nach Madrid versetzen. Seine Mutter sowie Verwandte und Freunde fanden dies Verfahren sehr verkehrt, weil weder eine höhere Stellung noch höherer Gehalt mit diesem Wechsel verbunden war; doch diesen hatte er nicht nöthig und jene lockte ihn nicht.

„Du könntest schon eine selbstständige Stellung haben, Andreas," sagte sein Vetter, Graf Hellmuth, „wenn Du Deinem diplomatischen Gastrollenspiel entsagen wolltest, und an einem kleinen Hof könntest Du eine hervorragende Persönlichkeit sein."

„Ich habe gar keine Lust in einem Krähwinkel hervorzuragen," versetzte Andreas lächelnd.

„Das ist keine hohe Gesinnung, Andreas! Julius Cäsar wollte lieber in einem Krähwinkel der Erste, als in Rom der Zweite sein."

„Jeder hat seine Marotte, Julius Cäsar so gut wie Andreas Tengenberg," entgegnete dieser höchst gleichmüthig.

Seine Mutter hatte ganz andere Wünsche. Er sollte sich vermälen und sich auf seinem herrlichen alten Schloß zu Obertengenberg niederlassen. Allein auch dazu hatte Andreas keine Lust. Er hatte eine allzu ernste Lehre bezüglich des schönen Geschlechts bekommen, um nicht auf seiner Hut zu sein, und er hatte es seiner Mutter offen gestanden, damit sie in seiner Weigerung keinen Eigensinn sehen möge.

Jetzt aber, nach dem Tode ihrer Tochter, steigerte sich der Wunsch der Gräfin mehr und mehr; und obwohl er im Begriff war abzureisen, drang sie nochmals lebhaft in ihn. Sie nahm zärtlich seine Hand in ihre Hände und sagte:

„Hättest Du doch während dieser Monate ein wenig an meinen Herzenswunsch gedacht, Andreas, dann wären wir jetzt gewiß nicht am Vorabend einer Trennung, die mir schwerer denn je wird und die mich so zu sagen kinderlos macht; . . . denn Spanien ist mir so fremd, so fern, daß mir scheint, meine Gedanken könnten gar nicht so weit reichen, gar nicht in dieser unbekannten Welt Dich finden. Wäre es nicht viel schöner

wenn Du, statt nach Madrid zu reisen, nach Obertengenberg zu Deiner liebenswürdigen Frau zurückkehrtest."

„Beste Mama, um eine liebenswürdige Frau zu gewinnen, müßte ich liebenswürdiger sein, als ich bin."

„Das ist leeres Gerede, Andreas; doch das ist richtig: Wenn Du Dich nach Deiner Weise gar nicht um junge Personen bekümmerst, so haben sie keine Gelegenheit Dich kennen zu lernen."

„Ich glaube, liebste Mama, daß Gott mich ganz und gar untauglich findet, ein guter Ehemann zu sein."

„Sprich keinen Unsinn, Andreas. Vor Jahren wäre das wahrscheinlich der Fall gewesen; denn die Axe der Pflicht, um die sich das Leben des Menschen bewegen soll, stand bei Dir nicht fest auf der Grundlage der Religion. Doch jetzt, da Du den ewigen Halt begriffen und ergriffen hast, jetzt würdest Du ein vortrefflicher Ehemann sein und würdest sehr gut verstehen, ein so unerfahrenes Wesen, wie eine junge Frau nun einmal ist, zu leiten."

„Beste Mama, ich habe nun einmal die Idee, daß Gott die Sache anders sieht. Was er nicht will, das geschieht nicht."

„Das klingt ja, als ob Du Dich dem Fatum unterworfen wähntest."

„Das nicht, Mama, wohl aber einer göttlichen, einer liebevollen Vorsehung."

Die Gräfin ſchwieg. Was hätte ſie dawider ſagen können. Andreas fuhr fort:

„Einſt hat mich ein Nebelbild in die Irre geführt; jetzt möchte ich ein Weſen finden, das mich dem Himmel näher bringt. Allein ich ſuche es nicht; denn wenn ich ſuchte, liefe ich Gefahr, meine Wünſche der Wirklichkeit zu unterſchieben. Ich glaube an Fügungen der göttlichen Vorſehung, welche das Heil meiner Seele für die Ewigkeit bezwecken. Dieſer Glaube ſteht, wie ich hoffe, feſt in mir, weil ich ihn mir unter den ſchwerſten Kämpfen errungen habe. Eine Frau nehmen, nur um eine Frau zu haben, beſte Mama, das kann ich nicht! . . . das widerſtrebt meinem Herzen und meiner Vernunft, die etwas Höheres begehren. Wird es mir nicht zu Theil, ſo muß ich Entſagung üben.“

Die Gräfin war gerührt und erbaut, vermochte es jedoch nicht zu ſchweigen und ſagte:

„Man hat auch Rückſichten auf die Familie zu nehmen, auf ihr Beſtehen, ihre Fortdauer.“

„Hellmuth iſt ja da und wird es ohne Zweifel mit Vergnügen übernehmen dafür zu ſorgen,“ entgegnete Andreas.

„Hellmuth iſt da . . . allerdings! ich habe jedoch unſere Linie im Auge.“

„Liebſte Mama, die Welt und die Zeit kommt mir nicht ſchön genug vor, um mich zu dem Verlangen zu

beseelen, meine Nachkommen möchten ihre Herrlichkeit genießen. Die großen Prinzipien, die dem Leben Inhalt, Stütze und Würde geben, sind vielfach vermorscht, und folglich werden auch die Charaktere vielfach morsch, so daß sie vor schweren Prüfungen erliegen müssen. Man kann nicht mit freudiger Zuversicht in eine solche Welt hinein seine Nachkommen schicken."

„Ach, Andreas!" rief die Gräfin ungeduldig, „wenn Viele so dächten, würde die Welt bald aussterben."

„Nun, Mama, das ist vor der Hand nicht zu besorgen," erwiederte Andreas lachend; „Hellmuth ist auf einer Hochzeit. Wer weiß, ob ihm das nicht Lust gibt, bald Hochzeit zu halten."

„Er muß eine reiche Braut finden, und in unserm Stande sind reiche Mädchen selten. In der Nähe von Grafenthurm sind die Veldegg'schen Töchter, und die sind vermögend durch ihre Mutter. Doch so viel ich weiß, lebt die arme irrsinnige Frau noch immer . . . und es gehört auch Muth dazu, die Tochter einer Geisteskranken zu heirathen. Uebrigens sagt man, die Emerenz Veldegg sei ein reizendes Geschöpf, klug, schön und vortrefflich erzogen."

Wollte die Gräfin ihren Sohn neugierig machen dies reizende Geschöpf kennen zu lernen, so mißlang ihre Absicht, denn Andreas ging auf Geschäftssachen über und sagte:

„Ich muß Dir noch mittheilen, Mama, daß ich vor

einigen Tagen einen höchst zufriedenen Brief von meinem Schwager erhielt, der über die Ausgleichung des gefürchteten Prozesses mit Gräfin Dorn ganz selig ist und mich den geschicktesten Diplomaten Europa's nennt, weil ich in drei Tagen persönlicher Besprechung mit der Gräfin die Ausgleichung zu Stande brachte, die dem Advokaten seit drei Jahren nicht gelang."

„Das freut mich für Dich und für den guten Constantin," sagte die Gräfin, und ihren Hauptgedanken wieder aufnehmend, setzte sie hinzu: „Nicht wahr, Du hast damals bei Gräfin Dorn ihre beiden Enkelinnen gesehen, die sogenannten Dornröschen Rosemund und Rosalie?"

„Gesehen — ja, beachtet — nein!" versetzte Andreas seiner Mutter die Hand küssend.

Vierundzwanzig Stunden später war er auf dem Wege nach Madrid.

Als Emerenz im nächsten Frühling in das Tengenberg'sche Haus als Hellmuth's Gattin einzog, konnte sich die Gräfin nicht enthalten für sich zu seufzen: O wäre doch dies reizende Geschöpf meine Schwiegertochter.

Emerenz war selig in ihrer neuen Behausung. Das alte stattliche Haus mit seiner Steinmetzarbeit, zwischen Hof und Garten liegend, machte einen ernsten aber vornehmen Eindruck schon von Außen. Dem entsprechend war das Innere. Die breite bequeme Treppe, die

großen Flügelthüren, die hohe Lambris in den geräumigen Zimmern, die Fensterrahmen — Alles von Eichenholz, welches durch die Zeit dunkelbraun gefärbt war — waren lauter Dinge, die man in modernen Häusern nicht findet, die aber einen gewissen historischen, angeerbten Stempel trugen, welcher sie, wenn auch nur im Kleinen, an Deggenrain erinnerte. Die Einrichtung der Zimmer war freilich im Geschmack der Neuzeit, jedoch so gehalten, daß die ernsten Gemächer freundlich und behaglich waren. Daß ihre Zimmer in den Garten sahen, daß sich das eine durch eine große Fensterthür unmittelbar in den Garten öffnete, daß in der Mitte eines frischen Rasenplatzes ein Springbrunnen von Wasserpflanzen umgeben, mit goldenen Kugeln spielte, daß in den alten dicht belaubten Bäumen die Vögel ihr Morgen- und Abendlied sangen: jedes Einzelne und Alles zusammen überraschte und beglückte Emerenz; weil sie nicht erwartet hatte, ein wenig Ländlichkeit mitten in der Stadt zu finden. Nachdem sie einige Tage gebraucht hatte, um sich in ihren neuen Verhältnissen zu orientiren, beschrieb sie in einem bogenlangen Brief ihrem Vater Alles so genau wie möglich und schloß mit den Worten:

„Mein Reich ist nicht groß, beschränkt sich auf die Hälfte eines Hauses und auf einen Garten; doch keine Königin kann in ihren großen Staaten glücklicher sein als ich; — als wir! Ja, wir sind so glücklich, daß

wir die Stunden des Schlafes bedauern, weil wir dann unseres Glückes nicht bewußt sind."

Ein anderes Mal schrieb sie:

„Es freut mich, lieber Papa, Dir sagen zu können, daß Hellmuth sich selbst verleumdete, als er mir von seiner furiosen Heftigkeit sprach. Wahr ist's — im Hause hat er kaum Veranlassung dazu. Ich meide Alles, was ihn reizen könnte, bin so nachgiebig, daß Miß Mac Allan angenehm überrascht sein würde, und kommt eine kleine Unannehmlichkeit durch Dienstboten oder sonst wie vor, so begütige ich oder scherze darüber. Von Außen her berührt uns nichts. Nachdem die nothwendigen Pflicht- und Anstandsbesuche gemacht und erwiedert sind, leben wir ganz zurückgezogen, um so mehr, als der gesellige Kreis sehr klein ist, da gar Manche, wie auch die Tante Tengenberg, fünf bis sechs Monate auf dem Lande zubringen. Wir begehren durchaus keine Geselligkeit. Ich habe Hellmuth und er hat Emerenz, und das genügt uns."

Auch im Winter war von Geselligkeit keine Rede, denn Emerenz sah ihrer Niederkunft entgegen und war sehr leidend. Gräfin Tengenberg war ungemein für sie eingenommen und nahm sich ganz mütterlich ihrer an. Sie schrieb ihrem Sohn nach Madrid:

„Durch diese Emerenz ist Leben und Interesse in mein armes einsames Dasein gekommen. Sie ist nicht nur ein reizendes, sondern auch ein liebes Geschöpf, ob-

ſchon ich mit Kummer ſagen muß, daß ſie blutwenig Religion hat, und was ſie etwa hat, wird ohne Zweifel bei und durch Hellmuth verſchwinden, denn ſie iſt ſehr in ihn verliebt. Bis jetzt geht die ganze Häuslichkeit ſo glatt wie auf Schienen. Mögen keine Stürme kommen."

Als Andreas dieſe Zeilen las, ſprach er zu ſich ſelbſt: Wie man ſich täuſchen kann! eine Frau, die mit Hellmuth glücklich iſt, muß ſehr oberflächlich oder ſehr unbedeutend ſein.

Als Veldegg ſeine Tochter beſuchte, um die Bekanntſchaft ſeiner kleinen Enkelin zu machen, ſagte Emerenz ganz durchſtralt von Freude und Zufriedenheit:

„Das nächſte Mal, lieber Papa, wirſt Du einen Enkel finden . . . und dann fehlt uns nichts zu unſerm Glück." —

Gewittertage.

Erstes Kapitel.

Emerenz saß am Flügel und ließ ihre Finger auf den Tasten umherirren, bis die verschlungenen Modulationen und kreischenden Dissonanzen den harmonischen Accord fanden, in welchem sie sich auflösten, wie wilde Wolkenzüge im Licht des aufgehenden Mondes. Auch durch ihre Brust gingen Wolkenzüge. Sie war im zweiten Jahr ihrer Ehe. Es hatte damit begonnen, einen Trauerflor über den Schluß des ersten zu werfen: sie hatte ihre kleine Tochter verloren und sie nahm eine gewisse Leere in ihrem Leben wahr. Liebesglück, Mutterhoffnung, Mutterfreude hatten bis jetzt nichts der Art aufkommen lassen. Als sie das Kind verlor, das sie selbst nährte, das während drei Monaten Tag und Nacht der Gegenstand ihrer zärtlichsten Sorgfalt war, that sich eine Lücke auf; — war es in ihr — war es um sie her — sie wußte es nicht! aber sie wußte auch nicht sie auszufüllen; sie fühlte nur eine große unbestimmte Entbehrung. In dem zahlreichen häuslichen Kreise von Deggenrain war sie an ein reges

geistiges Leben gewöhnt. Das Streben ihres Vaters ging ja dahin, seinen Kindern eine ernste gründliche Bildung zu geben; demnach umgab er sie mit Persönlichkeiten, welche — jede in ihrer Art — auf dies Ziel hin arbeiteten. Man interessirte sich für Wissenschaft, Kunst, Literatur; man machte Musik; es wurde vorgelesen; zur Abwechselung wurde Flur und Wald durchstreift, oder ein munterer Ritt gemacht, oder Schlittschuh gelaufen; — genug, Emerenz hatte die Langweil bisher nur als Wort, nicht als Wirklichkeit gekannt. Jetzt machte sie diese unerfreuliche persönliche Bekanntschaft. Ihr Mann hatte jene Interessen nicht. Er hatte seine Fachwissenschaften so weit getrieben, wie es eben nöthig war, um ein Examen gut zu bestehen; als er es abgethan hatte, beschäftigte er sich wiederum nur nach vorgeschriebener Pflicht mit Kriegswissenschaft. Er fand, daß der Soldat zum Einhauen da sei; verstehe er gut zu reiten und sei er muthig, so genüge das. Jede Lectüre war ihm zuwider.

„Wozu der gedruckte Plunder?“ fragte er unbefangen; „was in den Zeitungen steht, erleben wir, was in Romanen steht, sehen wir oder thun wir und was in Reisebeschreibungen steht — das sind entweder Lügen oder die gleichgültigsten Dinge von der Welt: ein Mischmasch von schönen Gegenden, von unbekannten Leuten, von abgeschmackten Sitten ꝛc. ꝛc., ein Mischmasch, der für uns von gar keinem Gewicht ist.“

Emerenz ſchlug ihm vor, die Lebensbeſchreibungen großer Männer des Alterthums mit ihr zu leſen; unter ihren Büchern ſei der Plutarch. Er rief:

„Um keinen Preis, lieber Engel. Das paßte für Euer Univerſitätsleben zu Deggenrain, wo die Studien ganz merkwürdig florirten. Du haſt aber jetzt die Schuljahre hinter Dir . . . Du mußt nur das üben, was Du gelernt haſt. Auf die Praxis kommt Alles an.“

Da aber in ſämmtlichen Büchern der armen Emerenz kein Wort davon ſtand, wie man einen Gemahl zu unterhalten habe, der ungemein ſchwer zu unterhalten war, ſo mußte ſie ſich erſt dieſe Praxis erdenken, bevor ſie an deren Ausübung ging.

„Setze Dich zu mir und erzähle mir etwas . . . . was Du willſt! das iſt meine liebſte Unterhaltung,“ ſagte Hellmuth fort und fort.

Zuerſt war Emerenz ganz entzückt von dieſer Geſinnung und ſie erzählte Alles, was ſie ſeit ihrer erſten Kindheit bis zu ihrer Verheirathung in ihrem Gedächtniß fand. Nach und nach erſchöpfte ſich aber der Stoff, den ſie Tag für Tag ausbeuten mußte; ja er gab Veranlaſſung zu einem ſtürmiſchen Auftritt.

Emerenz erwähnte unbefangen der Bewerbungen um ihre Hand. Mit zornſprühenden Augen rief Hellmuth:

„Wer waren dieſe Frechen!“

„Ich weiß es nicht, lieber Hellmuth.“

„Das ist unmöglich! ... Du mußt es wissen ... und ich will es wissen.“

„Ich wiederhole Dir, ich weiß es nicht. Man hat sich immer an Papa mit der Anfrage gewendet. Da ich, bevor ich Dich kennen lernte, nie die mindeste Neigung für irgend Jemand, noch auch für die Ehe spürte, so war mir die Bewerbung höchst gleichgültig und immer bat ich Papa mir keinen Namen zu nennen, damit ich jenen Bewerbern gegenüber in meiner vollen Unbefangenheit verbleiben könne.“

„Du ahnst aber doch, wer sie waren — also sprich.“

„Es schickt sich nicht von den Körben zu sprechen, die man austheilt,“ sagte Emerenz scherzend.

„Also weißt Du die Namen und verschweigst sie mir!“ rief er heftig. „Ich dulde keine Heimlichkeiten!“

„Und ich habe keine Heimlichkeiten,“ sagte sie kalt.

„So schwöre mir, daß Du die Namen nicht weißt.“

„Ich weiß sie nicht, Hellmuth. Es zu beschwören fällt mir nicht ein. Der Eid ist eine heilige Sache und ist nicht dazu bestimmt, einer kindischen Anforderung Genüge zu thun.“

„O Falschheit der Weiber!“ rief Hellmuth wüthend und überstürzte Emerenz mit einem solchen Strom von Vorwürfen, daß sie schließlich in Thränen ausbrach.

„Spare Deine Krokodilsthränen,“ rief Hellmuth außer sich vor Zorn, nahm die Tasse, die vor ihr stand und schleuderte sie gegen den Ofen, so daß sie

in tausend Scherben zersprang und verließ in Wuth das Zimmer.

Emerenz sammelte weinend die Scherben der schönen Tasse auf, die zu einem wunderhübschen Theegeschirr gehörte, welches Baron Althausen mit Ansichten von Walldorf, Hainau und Deggenrain eigens für sie zum Hochzeitsgeschenk hatte malen lassen.

Mit der zerschmetterten Tasse brach sich Hellmuth's Zorn. Er kam nach einiger Zeit wieder, bat um Vergebung, versprach eine neue Tasse malen zu lassen — und von der Streitfrage war nicht mehr die Rede.

Ein anderes Mal kam wiederum Das zum Vorschein, was Emerenz den launenhaften Jähzorn ihres Mannes nannte. Er war am liebsten mit ihr allein.

„Deine Gesellschaft genügt mir, und das muß gegenseitig sein," hatte er von Anfang an gesagt.

Emerenz fand das zuerst ganz in der Ordnung, nach und nach aber nicht durchzuführen. Hellmuth's Verhältnisse ließen keine totale Absperrung zu, und hatte man die Einladung der Frau des Generals angenommen, so erforderte es die Höflichkeit, daß die Einladung der Frau des Oberst nicht ausgeschlagen werde. Diese Frau, ein paar Jahre älter als Emerenz, war sehr angenehm, sehr gebildet, Mutter von zwei kleinen Kindern, so daß zwischen ihr und Emerenz eine ganze Reihe von Anknüpfungspunkten lag, durch welche sympathische Gefühle bei den jungen Frauen geweckt wurden

und eine Annäherung hervorriefen. Dies fand Hellmuth empörend.

„Wie ich diese Intimität, diese Freundschaft zwischen Weibern hasse!“ sagte er verstimmt.

„Sie ist doch sehr unschuldig,“ wendete Emerenz ruhig ein.

„Mit nichten! . . . sie läuft darauf hinaus, daß über die Ehemänner geklagt wird.“

„Keine von uns Beiden hat Veranlassung zu solchen Klagen. Hätten wir sie aber auch, so müßtest Du uns doch genug Zartgefühl zutrauen, um darüber zu schweigen.“

„Geheimnißkrämerei ist immer dabei im Spiel .... und diese ist Vorläuferin der Intrigue . . . dieser Wonne der Weiber.“

„Hellmuth! Hellmuth!“

„Ja, sage nur Hellmuth! Hellmuth! .... Hellmuth hat Recht, wenn er wiederholt: die Wonne der Weiber.“

„Ich habe Dir keine Ursache zu einer solchen Behauptung gegeben und eben so wenig — das ist meine Ueberzeugung — die gute Ida Versen.“

„Ida Versen! schrecklich! Ida!“

„Was hast Du gegen den armen kleinen Namen, der in der ungeheuern Menge von Worten ein so geringes Plätzchen einnimmt?“ fragte Emerenz scherzend.

„Ah bah! an dem Namen liegt mir nichts! . . .

allein ich haſſe dieſe Vertraulichkeit. Nenne Gräfin Verſen wie es ſich ziemt Gräfin Verſen."

„Du nennſt Deine Kameraden, wenn Du mit mir ſprichſt, keineswegs Graf A. und Prinz B., warum ſoll ich eine Freundin nicht bei dem Namen nennen, unter welchem ſie mir lieb iſt."

„Du ſollſt keine Freundin haben, wiederhole ich!" verſetzte Hellmuth blaß vor Zorn; „ich muß Dein Eines und Alles ſein .... Dein Freund, Dein Vertrauter, Dein Rathgeber. Bin ich das nicht, ſo zerſtörſt Du die Einigkeit, das Glück unſerer Ehe und machſt uns Beide grenzenlos elend."

Emerenz wollte etwas erwiedern, doch er ließ ſie nicht dazu kommen, ſondern ſprach fort und fort in ſtets erhöhtem Ton und mit ſtets verſtärkten Ausdrücken. Dabei rannte er im Zimmer hin und her mit ſo wüthenden Geberden, daß ſich Emerenz in ihrer Sophaecke ganz klein zuſammendrückte, um ſeine Evolutionen nicht zu beeinträchtigen. Schließlich ſtürmte er hinaus. Sie ſchöpfte Athem und weinte bittere Thränen. Den eigentlichen Grund ſeines Zornes verſtand ſie nicht; ſie fühlte nur, daß Hellmuth ihr das Leben furchtbar ſchwer mache. Er wollte ihr Eines und Alles ſein, allein er bot ihr weiter nichts als Das, was er ſeine raſende Liebe nannte, keine Unterhaltung, keine geiſtige Anregung, kein Intereſſe für ernſte Fragen, keinen Verkehr mit Perſonen, die ihr zuſagten. Er wiederholte beſtändig

„Ich bin für Dich da und Du bist für mich da. Das genügt uns.“ Es genügte ihr aber keineswegs, und wenn sie auch nicht dies Gefühl aufkommen lassen wollte, so fragte sie sich doch zuweilen im Stillen sehr niedergeschlagen: Also dies ist eine Liebe? ... Dies ist ein Glück? — Nach dem frühen Tode ihrer kleinen Tochter trat die wehmüthige Stimmung auch im Aeußern hervor, und Hellmuth äußerte darüber sein entschiedenes Mißfallen.

„Ein Kind von drei Monaten ist Dir lieber, als Dein Mann,“ sagte er.

„Warum thust Du mir weh, Hellmuth?“ fragte sie sanft.

Dann brach er gewöhnlich in einen Sturm von Zärtlichkeit aus, überhäufte sie mit Liebesworten und mit Liebkosungen. Zuweilen jedoch blieb er dabei.

„Wäre ich, wie es sein soll, Dein Eines und Alles, so würde der Tod des Kindes Dir nicht so zu Herzen gehen.“

„Ich weiß nicht, was ich darauf antworten soll,“ entgegnete sie; „aber das weiß ich, Hellmuth: eine Entschuldigung wäre hier so wenig am Platz, wie eine Liebesversicherung.“

„Aber ich werde nicht müde Dir Liebesversicherungen auszusprechen!“ brauste er auf.

„Ja ... das ist so Deine Art, doch nicht die meine.“ — —

Gräfin Tengenberg war sehr liebevoll für Emerenz und diese schloß sich ihr herzlich an; indessen bestand doch zwischen ihnen eine zwiefache Schranke; die eine war das taktvolle Schweigen, das Emerenz bezüglich Hellmuth's gegen die Tante beobachtete; die andere war ihr Mangel an Religiosität. Im ersten Winter hatte die Gräfin einmal gesagt:

„Liebe Emerenz, Du wirst ohne Zweifel vor Deiner Niederkunft die heiligen Sacramente empfangen wollen. Der Pfarrer von St. Florian und Caplan Burgel am Hochstift sind zwei vortreffliche, hochgeachtete Geistliche. Es gibt deren noch viele Andere; ich nenne nur diese, weil ich seit Jahren sie kenne und schätze."

„Tausend Dank, liebe Tante, ich will es mit Hellmuth besprechen," gab Emerenz zur Antwort.

Sie that es. Er versetzte kurz:

„Das ist ganz überflüssig! Hast Du Etwas gethan, was Dein Gewissen beschwert, so sage es mir und damit basta." — —

Später schrieb Miß Mac Allan und erinnerte an die österliche Pflicht. Emerenz sagte zu Hellmuth:

„Ich habe diese Vorschrift immer beobachtet. Miß Mac Allan hielt es für unerläßlich . . . schon des Beispiels wegen."

„Dieser Grund fällt hier weg und einen andern gibt es nicht!" versetzte Hellmuth verstimmt; „die Heim-

lichkeitskrämerei zwiſchen einem Geiſtlichen und Dir dulde ich nun einmal durchaus nicht."

Damit war die Sache abgethan und kam nicht wieder zur Sprache, auch nicht von Seiten der Gräfin Tengenberg, denn ſie ſah, daß es ganz umſonſt war. — —

Jetzt im zweiten Winter, da Emerenz in der Geſellſchaft Fuß gefaßt hatte, konnte Hellmuth unmöglich ihr Abſperrungsſyſtem, wie die Tante es ſcherzend nannte, inne halten. Dadurch hatte ſie denn Unterhaltung und Zerſtreuung, doch keine leichtere häusliche Exiſtenz. Hellmuth tadelte ſie unaufhörlich. Sie hatte zu viel getanzt, zu viel geſprochen, zu viel gelacht — — nach ſeiner Meinung, während Frauen von maßgebendem Urtheil, wie Gräfin Verſen und Gräfin Tengenberg übereinkamen, ſelten ſei ſo viel Takt, ſo viel Grazie und ſo viel Lebhaftigkeit in einer jungen Frau vereinigt zu finden.

Als Emerenz am Flügel ſaß und den Schlußaccord ihrer Phantaſien gefunden hatte, ließ ſie die Hände ſinken und ſprach halblaut: „Dann erloſchen die feſtlichen Kerzen — Und was uns bleibt von dem Glanz und dem Schimmer — Das ſind nur Wunden und ſind nur Schmerzen." — — Nein! Nein! ſetzte ſie energiſch hinzu, erhob ſich und trat an das Fenſter. Der Garten lag unter dem Leichentuch des Schnees. Jetzt iſt es Winter, dachte Emerenz; es kommt aber auch der Frühling wieder ... auf ihn will ich hoffen. — —

Hellmuth stürmte herein wie ein Ungewitter und rief:

„Harald Sternfels ist eben gekommen, ist hieher versetzt und bleibt folglich hier. Ist es Dir sehr lieb?"

„Es ist mir lieb. Harald ist ein guter und angenehmer Mensch."

„Er war aber rasend in Dich verliebt und hatte dessen kein Hehl."

„Davon weiß ich nichts. Wir sind verwandt und er ist Tini's Bruder. Dies begründet unsere freundlichen Beziehungen und ich hoffe, daß er Dir gefallen wird. Er singt wunderschön . . wir werden Musik machen und das hast Du ja gern."

„Ja . . . von Dir allein und für mich allein . . . aber nicht mit diesem Harald."

„Was hast Du gegen Harald?"

„Was ich gegen alle Männer, gegen alle Menschen, gegen alle Dinge habe, die Dich interessiren, mit denen Du Dich beschäftigst, die Dich von mir abziehen."

„Aber Hellmuth, das ist ja wahnsinnige Eifersucht."

„Eifersucht — ja! wahnsinnig — nein! Eifersucht gehört zur Liebe."

„O nein! sie ist eine Krankheit der Liebe."

„Genug, meine Liebe ist unzertrennlich von Eifersucht."

„Und die meine ist unzertrennlich von Vertrauen, lieber Hellmuth."

„Gleichgültigkeit und ein kaltes Herz kennen keine Eifersucht.“

„Habe ich ein kaltes Herz!“ rief Emerenz und ihre schönen Augen strahlten ihn vorwurfsvoll an.

„O!“ seufzte er, „ich liebe Dich zu sehr ... buchstäblich zu sehr .... denn ich bin dadurch unglücklich.“

„Nicht durch die Liebe, Hellmuth, sondern durch das Mißtrauen, das Du gegen mich hegst und wozu ich Dir nie Veranlassung gab,“ sagte Emerenz traurig.

„So ist's! ... ich kann's nichts ändern.“

„O Hellmuth! welch furchtbares Leben bereitest Du mir, wenn sich Deine Eifersucht mit Deinem Jähzorn verbindet,“ seufzte Emerenz.

„Sprich nicht so!“ rief er und schloß sie mit stürmischer Zärtlichkeit in seine Arme; „ich liebe Dich so unaussprechlich, so namenlos, daß mir eine solche Aeußerung ein Dolchstich ist. Denn ich möchte Dein Leben selig ... ja überselig machen! ... ich meine, Du würdest es sein, wenn Du mich liebtest, wie ich Dich liebe ... und dann kommt eine solche Aeußerung, die mir beweist, daß Du an meiner Seite Dich elend fühlst! Begreifst Du denn nicht, Emerenz, daß mich das in Verzweiflung stürzt.“

„Deine Chimären machen Dich elend, Hellmuth und durch sie werde ich unglücklich. Gib sie auf, laß diese thörichte Eifersucht fahren und wir leben glücklich und zufrieden. Aber unter dem ewigen Druck Deines Miß-

trauens zu existiren und dennoch froh zu sein — dies übersteigt meine Kräfte."

Er hatte sich allmälig durch ihre Ruhe beruhigen lassen und ihr zugestanden, daß seine Chimären die Todfeindinnen des Glücks in jeder Ehe sein müßten; dennoch war sein letztes Wort:

„Lieber wär' es mir doch, dieser Harald Sternfels wäre nicht hieher versetzt worden." — — —

Jetzt wußte also Emerenz wie es mit ihrem Mann stehe, und daß Eifersucht der eigentliche Grund einer Launenhaftigkeit sei, welche ihr bis dahin ganz unbegreiflich gewesen war. Sie hoffte ihn zu heilen durch Anwendung von zwei Mitteln: Vorsicht und Unbefangenheit. Ließ sie sich durch seine Verkehrtheit nicht einschüchtern, weder ängstlich noch traurig machen, so mußte er sich ja nach und nach von seiner Thorheit überzeugen. Aus dieser Hoffnung schöpfte sie Muth, und die heitere Seite ihres Charakters kam wieder zur Geltung. Die Gesellschaft war in diesem Winter sehr belebt; man tanzte, man unterhielt sich durch alle Veranstaltungen, die einen Fasching munter machen, und Emerenz Tengenberg war die allgemein Gefeierte und zugleich — was keineswegs immer Hand in Hand geht — die allgemein Beliebte.

Hellmuth hatte seiner Frau streng untersagt in ihrem Zimmer Besuch zu empfangen, und nur für einige wenige Damen hatte er dies Interdict aufgehoben.

In jenen Vormittagsstunden, welche in der Gesellschaft für Besuche festgesetzt sind, befand sich Emerenz, wenn sie selbst keine zu machen hatte, in ihrem Salon und las oder machte Musik.

Sie war eines Morgens in eine Arbeit vertieft, welche ihr viel Vergnügen machte. Sie war eine geschickte Holzschnitzerin und schnitt nach Zeichnungen, welche sie selbst entwarf, Kästchen, Bilderrahmen und tausend Kleinigkeiten in Lindenholz aus. Jetzt war sie mit dem Korbe für einen Blumentisch beschäftigt, hatte eine große Schürze vorgebunden und starke Handschuhe an, um mit den Werkzeugen nicht den Händen wehe zu thun.

Graf Sternfels wurde gemeldet und Harald trat in den Salon, der vor ihrem Zimmer lag. Die Verbindungsthüre war offen und die Portiere zurückgeschlagen: so stand er auf der Schwelle des Zimmers, bevor sich Emerenz ihrer Schürze und Handschuhe entledigt hatte. Er trat ein, sah sich um und sagte:

„Es heißt, ein Zimmer gebe Aufschluß über den Charakter seines Bewohners. Hier sieht es ja aus wie in einer Schreinerwerkstatt und nichts Olympisches verräth, daß hier ein Götterkind wohnt."

„Bitte, Harald, sprechen Sie nicht solchen Unsinn," erwiederte Emerenz, „und sagen Sie mir, welche von diesen Zeichnungen Ihnen als Rahmen um einen ovalen Toilettespiegel am Besten gefällt."

Sie führte ihn zu einem Tisch, der mit allerhand Apparat zum Zeichnen bedeckt war. Harald nahm einige Zeichnungen in die Hand und fragte:

„Eigene Composition?"

„Größtentheils! Die Composition ist der Hauptspaß."

„Ja, ja! das Götterkind ist zugleich eine geniale Künstlerin."

„Wer ist das Götterkind und die geniale Künstlerin?" ließ Hellmuth sich vernehmen, der inzwischen eingetreten war und hinter Beiden stand.

„Hier ist es!" rief Harald; „leider bin ich es nicht, der diese Benennung für meine schöne Cousine erfunden hat. Die ganze Gesellschaft nennt sie einstimmig das Götterkind und beneidet Sie, den glücklichen Sterblichen, zu welchem es sich herabgelassen hat."

Alle Welt kannte Hellmuth's eifersüchtige Neigung, und die Männer machten sich unter einander über ihn lustig und suchten ihn zu necken, so weit es mit Rücksicht auf seine Frau möglich war. Harald war überzeugt, daß Hellmuth jetzt in stiller Wuth sei, und da er dies im höchsten Grade unvernünftig fand, sagte er so gemüthlich wie möglich zu Emerenz:

„Jetzt muß ich mir mit Ihrer Erlaubniß, die Behausung des Götterkindes im Einzelnen betrachten und dann genau an Tini berichten, die sich da unten im Banat als Nachbarin der Türken, in einem Bauernhause zurechtfinden muß."

„Sie werden hier gar nichts finden, was der hohen Abkunft des Götterkindes entſpricht," entgegnete Emerenz munter.

Harald beſah und beſprach Alles.

„Sie haben zu viel Geräth auf Ihrem Schreibtiſch und allerhand geſchmackloſe Sachen: Marmor, Bronce, Porzellan durcheinander; räumen Sie etwas auf, denn es macht ſich wie eine Boutique von bric-à-brac."

„Daraus wird nichts, mein Herr Couſin! es ſind Geſchenke, es ſind Andenken, die ich gern vor Augen habe."

„Sie werden doch nicht ſentimental ſein, meine ſchöne Couſine.... — Was iſt denn aber das?"

Er war zu einem Tiſch gegangen, auf welchem ein Bäumchen in Lindenholz geſchnitzt ſtand, in deſſen Zweigen Photographien in kleinen Rahmen von Epheu hingen.

„Die Arbeit iſt wunderhübſch ... das Ganze ſcheint mir aber doch ein wenig ſchwerfällig."

„Das findet Hellmuth auch," verſetzte Emerenz.

„Das iſt aber etwas ganz Exquiſites!" rief Harald vor einem dritten Tiſch, auf welchem zwiſchen verſchiedenen Körbchen und Käſtchen eine Truhe von Schildkrot mit der feinſten eingelegten Arbeit von Silber ſich befand. „Das iſt ein Kunſtwerk ... das iſt wirklich etwas Schönes."

„Nicht wahr? es gefällt auch und über Alles. Hellmuth hat es mir zum Geburtstag geſchenkt."

„Wo fanden Sie diese kleine kostbare Truhe?“ fragte Harald zu Hellmuth gewendet.

„Weiß nicht! meine Tante besorgte sie,“ murrte Hellmuth aus dem Lehnstuhl heraus, in den er sich vergraben hatte.

„Darf ich Ihre Bücher ansehen?“ fragte Harald und öffnete ohne Umstände den Bücherschrank. Dann las er die Titel: „Die Odyssee ... die Ilias ... Sophocles' Tragödien ... Plutarch's Lebensbeschreibungen ... Ganz in der Ordnung! Das Götterkind lebt in der antiken Welt der Götter und Heroen. Jetzt kommen pflichtschuldigst Goethe's und Schiller's Werke an die Reihe ... Aha! Johannes von Müller's Weltgeschichte! Die ist voll Leben und Kraft, ohne Parteifarbe; ...— lauter ernste Bücher ... Bücher, bei denen man sich nicht langweilt, wenn man sie wieder zur Hand nimmt ... desto mehr hier: französisches, englisches, italienisches Wörterbuch, nebst entsprechender Grammatik ... eine Rubrik, ganz unwürdig des Götterkindes“ ... —

„Ihm sehr nothwendig!“ rief Emerenz lachend.

„Diese Entdeckung ernüchtert mich etwas ... ich werde sie gegen Tini verschweigen. — Also auf Wiedersehen heute Abend bei Gräfin Versen und morgen bei dem Salonengel!“

„Bei wem?“

„Bei Baronin Elkhof, die mit ihren Mienen und

Geberden à la Sainte Nitouche zum Salonengel wird."

„Ah, Sie sind jetzt entlarvt! Sie sind der Böse-wicht, der den Leuten Spitznamen gibt! ich hörte noch nie etwas von einem Salonengel!" rief Emerenz; „Du vielleicht, Hellmuth?"

„Weiß nicht!" murrte er aus seinem Lehnstuhl heraus.

„Adieu, Sie bevorzugter Sterblicher!" warf Harald ihm zu und entfernte sich.

Jetzt brach ein solcher Sturm von Vorwürfen über Emerenz ein, daß sie weder eine Erklärung, noch eine Vertheidigung versuchte, bis endlich Hellmuth ganz heiser vor Zorn mit den Worten schloß:

„Heute Abend gehen wir nicht zu Gräfin Versen. Du sollst für mich leben, nicht für die Gesellschaft und am wenigsten für solche Gecken, wie Harald Stern-fels, dessen Insolenz alle Begriffe übersteigt."

Emerenz hatte schweigend wieder zu ihren Werk-zeugen gegriffen.

„Findest Du das nicht?" fragte Hellmuth und stellte sich drohend vor sie hin.

„Nein," sagte sie trocken; „er ist ein munterer, un-befangener Mensch, und unser Verkehr ist immer auf diesem Fuß gewesen."

„Schlimm genug für ein junges Mädchen, schlimmer für eine Frau."

„Lieber Hellmuth, wenn auf der Welt nichts Schlimmeres vorfiele, so stände es gut mit ihr.“

„Es ist der Weg zum Schlimmsten.“

„Höre auf mich zu kränken, Hellmuth . . . Du machst mir das Leben unerträglich!“ brach Emerenz heftig aus; „ich bin nicht an eine solche Behandlung gewöhnt und bin auch nicht gesonnen, mich an sie zu gewöhnen. Ein Mann, der seine Gattin nicht achtet, verdient keine Achtung, und am wenigsten von ihr.“

Dieser hohe Ton machte ihn betroffen. Er fühlte, daß er zu weit gegangen sei und der Strom von Vorwürfen ging in einen Strom von Liebesversicherungen über, der freilich für den Augenblick seine Sinnesänderung aussprach, jedoch keine Bürgschaft für gründliche Besserung gewährte. Selbstverständlich hob Hellmuth das Interdict gegen die Soiree bei Gräfin Versen auf, und Emerenz erschien munter wie immer, anmuthig wie keine Andere. Hellmuth sah es. Freute es ihn oder schmerzte es ihn? „O, wenn außer mir Niemand sie sehen würde . . . dann wäre ich glücklich,“ seufzte er.

Zweites Kapitel.

Mehr als zwei Jahre waren seit ihrer Heirath verstrichen und Emerenz war noch nicht wieder in Deggenrain gewesen. Ihr Vater hatte sie zweimal besucht: zuerst allein, dann mit ihren Geschwistern. Jetzt endlich konnte Hellmuth nicht länger ausweichen; er wollte Urlaub nehmen und einige Wochen des Spätsommers mit ihr in Deggenrain zubringen. Je weniger Emerenz in ihrer Ehe jene Befriedigung gefunden hatte, welche sie in ihrer Unkenntniß des Wechsels und Wandels alles Menschlichen einst träumte — je ferner es ihr lag dies Reich irdischer Unvollkommenheit durch das Reich der Gnade zu unterbauen und zu erheben: desto mehr trug sie Verlangen nach der Heimat ihrer Jugend, nach dem frischen freien Leben im Vaterhause. Hellmuth faßte diese Sehnsucht in seiner Weise als eine Kränkung auf und ging verstimmt, wie Emerenz jubilirend, nach Deggenrain. Er wurde aber so liebevoll, so ganz als Sohn empfangen und behandelt — in Allem was geschah, wurde er als so unzertrennlich

von Emerenz betrachtet, daß nach und nach die Ueberzeugung sich in ihm Bahn brach, in Deggenrain suche Niemand Emerenz ihm abspenstig zu machen.

„Bist Du denn noch immer recht glücklich, meine Emerenz?“ fragte ihr Vater in der ersten stillen Stunde, die er mit ihr hatte.

„O gewiß, mein lieber Papa,“ entgegnete sie und ihr Auge schimmerte von Thränen der Rührung und Wehmuth; „nur ganz anders, als ich es mir vorgestellt hatte.“ — Und um keine betrübende Deutung im Vaterherzen zuzulassen, setzte sie hinzu: „O wenn jetzt meine kleine Hildegund mit uns wäre!“ —

Auf diese Weise waren die Wolken von Schwermuth motivirt, die Veldegg zuweilen wahrnahm. Er durfte hoffen, daß sie Ersatz für den Verlust der Kleinen finden werde und berührte nicht wieder die Herzenswunde, die doch eigentlich einen andern Grund hatte. Da Hellmuth sich sehr beherrschte, um seine eifersüchtige Neigung nicht aufkommen zu lassen, so ging Emerenz mit einem Scherz, wenn sie doch einmal durchbrach, über sie hinweg, und da seine Liebe zu Emerenz unverkennbar war, so konnte man diese Ehe für eine recht glückliche halten.

Emerenz fand Deggenrain außerordentlich verändert. Das Schloß, der Garten, der Hof, die Zimmer, die Tagesordnung — das Alles war wie früher; aber es lebte hier nicht mehr derselbe frische Geist. Robert war

fort und mit ihm, als Begleiter, Herr Knapp. Mademoiselle Gournay war fort, weil sie ihr Musiktalent nicht länger hier verwerthen konnte, denn Graziane war nicht musikalisch. Sie war überhaupt ein stilles Wesen, sehr empfänglich, doch nicht anregend. Die guten alten Freunde Miß Mac Allan und Herr Zweiger waren freilich da, allein es fehlten ihnen die jungen Wesen, die sie bilden sollten, und die ihnen bis dahin Stoff genug für ihre Thätigkeit geboten hatten.

Nach der Heirath seiner ältesten Tochter hatte Veldegg eine Leere gespürt, welche seine beiden jüngeren Kinder nicht ausfüllten — sei es wegen ihrer Jugend oder wegen ihrer Charaktere: Robert war voll Trotz und Selbstzufriedenheit wegen seiner geistigen Fähigkeiten und wegen seines Wissens, Graziane war fügsam, doch so still, so verschlossen, daß man nicht klar in ihr Inneres sehen konnte. Beide waren durch diese Anlagen minder ansprechend, als Emerenz mit ihrer offenen, reichen, großartig angelegten Natur, und liebte Veldegg sie auch zärtlich, so fühlte er sich doch nicht so beglückt, so befriedigt durch sie, wie durch seine unvergleichliche Emerenz.

Die Baronin Erting war den ganzen Sommer und bis gegen Weihnachten in Grafenthurm, und von Deggenrain konnte man zu Pferd oder im leichten Wagen Grafenthurm in einer halben Stunde erreichen.

„Die Stunden, in denen ich gewohnt war, Emerenz zu sehen, sind mir eine wahre Qual — dermaßen vermisse ich sie," hatte Veldegg niedergeschlagen zu Eugenia gesagt.

„Sie werden, glaube ich, leichter mit dieser Sehnsucht fertig," versetzte Eugenia, „wenn Sie jene Stunden nicht zu Hause zubringen. Grafenthurm ist ja so nahe."

„Treue Freundin!" erwiederte Veldegg und drückte dankbar ihre Hand.

„Gerade in solchen Augenblicken kann die Freundschaft wirklich wohlthuend sein — was ihr selten vergönnt ist," sagte Eugenia; „gewöhnlich nimmt sie im Leben der Menschen und im Reich der Empfindungen bescheiden den zweiten und dritten Platz ein. Die Freude ist groß, wenn sie einmal auf dem ersten erscheinen darf — und Sie dürfen versichert sein, daß Sie mir keinen Dank schuldig sind."

So machte es sich, daß Veldegg täglich die Abendstunden in Grafenthurm zubrachte.

„Warum bringen Sie nicht zuweilen Ihre Kinder mit?" fragte einmal Eugenia. „Ich bin überzeugt, daß die liebe kleine Graziane Sie gern begleitete."

„Graziane ist erst fünfzehn Jahre alt und noch nicht eigentlich gesellschaftsfähig," erwiederte Veldegg lächelnd.

„Ich meinte dies nicht für Zeiten wenn ich viel

Beſuch habe. Dazwiſchen gibt es aber doch gar manche ſtille Tage, in denen ich mit Feodora allein bin.“

„Würde ſich Fräulein Feodora zu meiner kleinen Graziane herablaſſen?“ wendete er ſich an dieſe.

„Wir kennen uns ja ſeit Jahren, und gegenüber der Schweſter meiner geliebten Emerenz, iſt von keiner Herablaſſung die Rede,“ ſagte Feodora ganz ſchwärmeriſch.

Graziane war von dieſer Einladung entzückt, wie ein Mädchen von fünfzehn Jahren es zu ſein pflegt, wenn es in ein Freundſchaftsverhältniß mit einer Zwanzigjährigen treten kann. Später ändert ſich das nicht ſelten, und die Zwanzigjährige zieht ſich zurück von einer Freundin, die inzwiſchen fünfundzwanzig Jahre alt wurde und die ſchon zu den Alten gezählt wird. Jetzt aber fühlte ſich Graziane ſehr geſchmeichelt durch ihren vertraulichen Umgang mit Feodora. Dieſe hatte große Neigung zu ſchwärmeriſchen Gefühlen. Lieben und geliebt werden — nämlich in Ekſtaſe ein Idol anbeten und als Idol angebetet werden — dieſe Sorte von Liebe war für Feodora die nothwendigſte Vorbedingung zur Ehe; war das Ideal, das ſie in traulichen Geſprächen Grazianen vor Augen ſtellte.

„Deine Schweſter,“ ſagte ſie, „hat wenigſtens eine Ahnung von dieſem Ideal, aber meine arme Schweſter... nicht die leiſeſte Spur! Es genügt ihr, daß der gute ldern ein rechtſchaffener kluger Mann iſt, den ſie

achten muß und zu dem sie Vertrauen haben kann. Das hält für's Leben vor, so meint sie; ich behaupte aber, Graziane, eine solche Ehe ist nicht werth, daß sie gelebt werde, und wir wollen eine solche nicht eingehen."

„Durchaus nicht!" rief Graziane begeistert.

Miß Mac Allan machte Veldegg aufmerksam, daß der intime Verkehr mit Feodora nicht heilsam für Graziane sei, die ihr kindliches einfaches Wesen mit Ueberspannung vertausche. Er nahm das sehr übel auf und erwiederte, Graziane könne nicht ewig Kind bleiben; sie sei in dem Alter einer Uebergangsepoche; da stelle sich nicht selten eine gewisse Ueberspannung ein, die mit der Zeit wieder verschwinde und der jungfräulichen Ruhe Platz mache. Dies war im Allgemeinen richtig und Miß Mac Allan schwieg.

Kaum war das Weihnachtsfest vorüber, so ging Veldegg mit seinem ganzen Hause in die Residenz, wo er vier Monate blieb und erst nach Deggenrain zurückkehrte, als Eugenia ihre Uebersiedelung nach Grafenthurm vornahm. Er hatte sich dermaßen an den ununterbrochenen Umgang mit ihr gewöhnt, daß es ihm ein Lebensbedürfniß war, sie täglich zu sehen. Seine Kinder fühlten sich nicht durch diese Neuerung beeinträchtigt. Graziane ging ganz auf sie ein, und Robert trieb mit Eifer seine Studien und widmete seine freie Zeit mit Leidenschaft der Jagd und den Pferden. Ein

wildes Pferd zu bändigen und zuzureiten war seine Glückseligkeit, und sein Vater freute sich über diese Liebhaberei, die allerdings etwas wagehalsig, doch für einen Jüngling minder gefährlich als manche andere sei.

Auf diese Weise war die Zeit verstrichen, bis Emerenz nach Deggenrain kam. Selbstverständlich wurde sie von einer großen Veränderung im häuslichen Leben sehr überrascht — und nichts weniger als angenehm. In den ersten Tagen, als auch Robert kam, war Veldegg so sehr in Anspruch genommen, daß Eugenia in den Hintergrund trat. Nachdem er aber von seinen Kindern umgeben einen muntern Ritt nach Grafenthurm gemacht hatte, wo die ganze Cavalcade von Eugenia mit der größten Liebenswürdigkeit empfangen wurde, war die alte Gewohnheit wieder angeknüpft und er ritt täglich nach Grafenthurm, wenn auch nur auf eine halbe Stunde. Eugenia wurde nicht müde, mit einer Begeisterung, die man selten an ihr wahrnahm, über Emerenz sich auszusprechen und dem Vater, dem Erzieher dieser unvergleichlichen Tochter, indirect die höchste Bewunderung zu zollen. Kein Wunder, daß Veldeg nicht müde wurde ihr zuzuhören — und so zog sich das Band zwischen ihnen immer fester. Emerenz hatte von jeher eine Abneigung gegen Eugenia gefühlt, die sie nicht zu erklären wußte. Mit tiefer geheimer Betrübniß nahm sie wahr, wie nicht nur ihr Vater, sondern auch Graziane, ganz und gar für die Baronin

Erting eingenommen war, und immer mehr drängte sich ihr die Besorgniß auf, Eugenia beabsichtige eine Ehe zwischen ihrem Sohn und Graziane. Sie wagte nicht, mit ihrem Vater diesen Punkt zu besprechen, doch der treuen Miß Mac Allan offenbarte sie ihre Sorgen und sagte:

„Es ist erstaunlich, wie eingenommen Graziane für Feodora, ja für ganz Grafenthurm und für Alles, was da lebt und webt, voll Theilnahme ist."

„Es kann kaum anders sein," versetzte Miß Mac Allan; „Graziane wird von der Baronin Erting mit Zärtlichkeit und von Fräulein Feodora mit schwämerischer Freundschaft überhäuft . . . Das gefällt ihr, und sie bemüht sich es zu erwiedern — so kommt sie in eine gewisse Schwärmerei hinein, die ich zu bekämpfen suche — was aber seine Schwierigkeiten hat, da Ihr Herr Vater sie darin bestärkt . . . wenn auch nicht gerade mit Worten."

„Papa wird wissen was er thut," sagte Emerenz leise seufzend; „ich, liebe Miß, zittere aber bei der Vorstellung, daß sich die schwärmerischen Gefühle meiner Schwester auf den Baron Ignaz erstrecken könnten. War er häufig in Grafenthurm?"

„Er kommt nie dahin. Er findet Grafenthurm und überhaupt das Landleben unausstehlich. Er besucht seine Mutter jeden Winter auf drei bis vier Wochen in der Residenz, wo sie dann ihm zu Ehren

einen glänzenden Ball gibt, und ſich bemüht, wie man ſagt, ihn zur Ehe zu bewegen. Bis jetzt vergeblich. Er erſcheint wie ein Komet, er verſchwindet wie ein ſolcher . . . um dann in Paris auf- oder eigentlich unterzugehen."

„Alſo den Eindruck macht er!"

„O, einen namenlos traurigen! In der großen Geſellſchaft mag er ſich zuſammen nehmen oder angeregt werden; wenn er aber mit uns ſpeiſte oder Abends eine kurze Erſcheinung machte, kam er mir vor, wie ein Menſch, der ſich ſeines Ruins bewußt iſt . . . wenn auch nicht klar, weil die Klarheit ihn antreiben würde ſich zu retten, mindeſtens es zu verſuchen."

„Wie äußert ſich Graziane über ihn?"

„Leider beſitze ich nicht ihr Vertrauen! Sie iſt ein verſchloſſenes Buch, das ſich nur von Fräulein Feodora leſen läßt."

„Aber Feodora, — deſſen müſſen Sie ſich entſinnen, liebe Miß — war früher gar nicht ſchwärmeriſch. Ich glaube ſie wäre ganz bereit geweſen, jeden braven Mann zu heirathen, der ſich um ſie beworben hätte, und unſere Freundſchaft beſtand in einem fröhlichen Verkehr junger Mädchen, die mit einander ſcherzen und lachen, ſingen und tanzen und dazwiſchen auch einmal ein ernſtes Wort, einen guten Gedanken zum Beſten geben."

„Ja, liebe Gräfin, damals gab Emerenz Veldegg

den Ton an. Das kann Graziane nicht. Gefühlsmenschen sind meistens passive Naturen."

„O ich habe auch Gefühl!" rief Emerenz.

„Gewiß!" versetzte Miß Mac Allan lächelnd; „Sie haben aber noch Anderes. Sie haben Initiative, die anregt, Sie haben Energie, die beherrscht; — und was Fräulein Feodora betrifft, so ist meine Ansicht diese: Fände sich ein Freier, so ließe sie ihre Schwärmerei fallen; bis sich aber einer findet, treibt sie ihr Spiel mit rosigen und goldenen Gefühlsseifenblasen, welche den Bund der Herzen umschweben und verherrlichen sollen — zugleich aber auch die Festigkeit und die Dauer von Edelsteinen haben sollen."

„Jugendträume, liebe Miß," gab Emerenz fast schmerzlich zur Antwort.

„Als flüchtige Träume kann man sie der Jugend gern gönnen; nicht aber um ein Leben darauf zu gründen, das so ungeheuer folgenschwer ist wie die Ehe. Davon würde auch Feodora gleichsam den Instinkt haben — und mit ihr eine Menge junger Mädchen. Ein ernster Antrag eines achtbaren Mannes hat schon zahllose Seifenblasen platzen lassen."

„Vielleicht widerfährt dies auch Grazianen! Es scheint mir wenigstens unmöglich, den Baron Ignaz in rosige Träume hinein zu weben."

„Wäre Graziane nur nicht als halbes Kind in diese Richtung gerathen," sagte Miß Mac Allan.

Emerenz schöpfte keinen besondern Trost aus diesem Gespräch, und daß sie gar nicht auf einen gewissen traulichen Fuß mit ihrer Schwester kam, that ihr weh. Graziane war bei siebenzehn Jahren ganz anders, als sie in dem Alter gewesen war, viel abgeschlossener, viel fertiger; so daß es den Anschein hatte, als habe sie sich ihren Lebensplan schon festgestellt. Dies war aber bei ihrer Jugend nicht natürlich und nur durch einen fremden Einfluß möglich — und dieser kam von Grafenthurm.

An einem schönen September-Nachmittag gingen Robert und Hellmuth auf die Jagd, Veldegg ritt nach Grafenthurm und Emerenz lehnte es ab ihn zu begleiten, weil sie mit Graziane einen weiten Spaziergang im Wald machen wolle. Arm in Arm wandelten die Schwestern durch die langen Alleen des Parks dem Eichengehölz zu, hinter welchem ein munterer Bach dessen Grenze bildete. Eine ländliche Brücke führte auf eine kleine Wiese, und jenseits derselben lag der schöne stille Wald mit vielfach verschlungenen Wegen.

„Ist es Dir nicht leid, Graziane, daß Papa im Grunde ein häusliches Leben mehr in Grafenthurm zu finden scheint, als hier?“ fragte Emerenz.

„Mir scheint es recht natürlich,“ antwortete Graziane; „jetzt freilich, da Ihr Alle hier seid, geht es munter genug in Deggenrain zu; sind wir aber allein, so ist es sehr still; wir sind gar wenig Personen, und Papa,

der früher an einen größeren und belebteren Kreis gewöhnt war, langweilt sich und begehrt eine Unterbrechung der Stille. Da ich ihn immer begleite, so ist es ja einerlei, ob wir hier oder dort beisammen sind."

„Wäre es zu meiner Zeit so hergegangen . . . ich wäre trostlos gewesen."

„Du warst nicht so befreundet mit Feodora, wie ich es bin."

„Ich hatte sie und Charlotte sehr gern und freute mich immer sie zu sehen."

„Ja, aber eine exclusive Freundschaft, eine unbeschränkte Intimität, ein Bund für die Ewigkeit war es nicht."

„Was die Ewigkeit betrifft," rief Emerenz lachend, „so ist der Zeitpunkt, wo Eine von Euch sich verheirathet, wahrscheinlich ihr Ende. Ist die Intimität mit einem Gatten vollständig, so bleibt für exclusive Freundschaft wenig Zeit, wenig Raum, wenig Neigung."

„Nun, dann bringt man ein großes Opfer, und das ist ja das Schönste und Glücklichste was man thun kann."

„Vergiß nicht beizufügen — das Schwerste."

„Liebt man, so ist Alles leicht."

„Du hast ja noch keine Ahnung, was das ist: ein Opfer."

„Ich habe noch kein wahres Opfer bringen können, aber eine Ahnung habe ich doch, worin es besteht."

„Und worin? . . . nach Deiner Meinung.“

„In der Hingebung unſeres ganzen Weſens, mit allen unſeren Gedanken, Handlungen, Beſtrebungen und Gefühlen — an und für Jemand, der dieſe Hingebung nicht in demſelben Maße erwiedert.“

„Und das kommt Dir leicht vor?“

„Wenn ich dieſen Jemand liebe — ja! und ganz beſonders, wenn ich hoffen darf, ihn dadurch zu veredeln, zu beſſern . . . oder gar von Irrwegen zu retten. Schöneres kann ich mir nicht vorſtellen, und da die höchſte Schönheit die höchſte Vollkommenheit in ſich ſchließt, ſo bin ich auf dem richtigen Standpunkt, wenn dies mein Ideal von Liebe und von Glück iſt.“

„Es mag ſo ſein,“ verſetzte Emerenz ernſt; „aber ſei nur nicht ſo vermeſſen Dir einzubilden, daß Du dies Ideal leicht verwirklichen könnteſt. In Dir ſelbſt ſowohl, wie in dem Gegenſtand für den Du Dich opferſt, wirſt Du ſo rebelliſche Elemente finden, daß Dir nichs gewiſſer iſt, als ſchwere Kämpfe . . . um ſo ſchwerer, als das Ideal hoch iſt.“

„Es heben die Götter verlorene Kinder — Mit feurigen Armen zum Himmel empor“ — ſo ſpricht der Dichter,“ ſagte Graziane ſchwärmeriſch.

„Die Götter mögen feurige Arme haben,“ entgegnete Emerenz lächelnd, „Du, meine Graziane, haſt ſchwache menſchliche Arme, denen leicht die Kraft fehlen

dürfte, das Götterwerk auszuführen — und dann brichst Du entmuthigt zusammen unter dem Uebermaß der Anstrengung. Und sollte etwa Alles das, was Du eben geäußert hast, Dich bei der Wahl eines Gatten leiten, so beschwöre ich Dich, Deine Kräfte genau zu prüfen, sie nicht zu überschätzen, Dich nicht täuschen zu lassen — Du könntest sonst sehr elend werden."

„Emerenz ich finde Dich ungeheuer prosaisch."

„Da siehst Du die Folgen des Ehestandes," sagte Emerenz lachend.

„Die stellen sich aber gar früh ein. Du bist verheirathet — laß mich zählen wie lange! — zwei Jahre, drei Monat und drei Wochen, und Du redest, als hättest Du bereits die silberne Hochzeit hinter Dir. Bist Du denn gar nicht glücklich? ... und Hellmuth liebt Dich so sehr! ... was kannst Du mehr verlangen?"

„O nichts ... gar nichts, liebe Graziane! es ist und bleibt aber schwer, daß sich die Eigenthümlichkeiten von zwei Charakteren genug abschleifen, um die größtmögliche Verschmelzung Beider zu einer Einheit zu bewerkstelligen. Dies ist nun selbstverständlich keine geringe Arbeit — und ich bin nun einmal so beschaffen, daß ich mich über die Dinge ausspreche, wie ich sie verstehe. Um glücklich zu sein, ist es nicht nöthig das Glück in so excentrischer Weise aufzufassen, wie Du und wie wir Alle es nur zu gern in den Ehestand verlegen, während uns das alte Sprichwort warnen sollte: Ehestand, Wehestand."

„Du könntest mir die Ehe verleiden, Emerenz! Es ist gut, daß ich noch gar nicht ernstlich an sie denke.“

„Du wirst aber im nächsten Winter in die Welt gehen und vielleicht ernstliche Gedanken bekommen. Denke dann auch ein wenig an Das, was ich Dir heute gesagt habe.“

Graziane versprach es. Als sie am nächsten Tage Feodora sah, erzählte sie ihr das ganze Gespräch mit Emerenz und Feodora antwortete:

„Für mich ist und bleibt Ideal des Glücks zu leiden aus Liebe, durch Liebe, für Liebe. Hat Emerenz nicht diesen Schwung des Gefühls, so ist sie für mich und Dich — denn Du hast ihn auch — nicht maßgebend.“

Damit war Graziane einverstanden.

Drittes Kapitel.

Emerenz erhielt einen tiefbetrübten Brief von Gräfin Tengenberg, die ihr den Tod ihres Schwiegersohnes anzeigte. Ihre sieben Enkel, Kinder von drei bis fünfzehn Jahren, waren nun ohne Vater, wie sie seit drei Jahren schon ohne Mutter gewesen waren. Die unvermälte vortreffliche Schwester des Verstorbenen, die nach dem Tode seiner Frau dem Hause vorstand, sei freilich bereit dies Opferleben fortzuführen; — werde es aber nicht ihre Kräfte übersteigen?

„Hellmuth!“ rief Emerenz, als sie zusammen den Brief lasen, „laß uns das jüngste Kind, die kleine Susanna, zu uns nehmen. Es würde die arme Tante beglücken das Kind im Hause zu haben.“

„Wenn es sie beglückt, so kann sie sich dies Glück bereiten,“ versetzte er trocken.

„Nein, Hellmuth! eine Großmutter, die so viel Gram und Schmerz hatte wie die arme Tante, und überdies von schwacher Gesundheit ist, ist nicht mehr kräftig genug, um die Erziehung einer so jungen Enkelin durchzuführen. Wir aber“ ... —

„Ich bitte Dich, rede nicht weiter davon! Du bist bereits durch tausend Interessen dermaßen in Anspruch genommen, daß ich fast nichts von Dir habe. Wie würde es sein, wenn der letzte Rest durch dies fremde Kind beansprucht würde."

„Ich weiß von keinen Interessen, Hellmuth, die Dich irgendwie beeinträchtigen."

„Du musizirst, Du liest, Du schreibst, Du zeichnest, Du machst eine Million von Handarbeiten."

„Jetzt fehlt weiter nichts, als daß Du sagst: Du denkst!" fiel Emerenz lachend ein.

„Das sage ich auch und gar nicht zum Spaß; denn all' diese Dinge erfüllen Deine Gedanken ... und was bleibt für mich übrig? ... ich frage!"

„Ich, Hellmuth, ich! Emerenz wie sie leibt und lebt. Jene Beschäftigungen unterhalten mich, freuen mich, füllen in angemessener Weise meine Zeit aus — das kann unmöglich eine Störung zwischen Dir und mir hervorrufen."

„Wenn ich mich aber doch beeinträchtigt fühle!"

„So hat das einen andern Grund, den Du kennst, Hellmuth," sagte sie traurig.

„O meine süße Emerenz, betrübe Dich nicht ... Du weißt ja, daß ich Dich nur aus Uebermaß der Liebe quäle ... vergib mir und liebe mich trotz meiner Verkehrtheit, die nun einmal zu meinem Wesen gehört, welches in Dir den Inbegriff seines Glückes

umfaßt, und daher Anſpruch macht auf jeden Blick, jedes Wort, jede Regung, jeden Gedanken. Mag ſie übertrieben genannt werden, — meine Liebe iſt nun einmal ſo beſchaffen! der Menſch kann ſein Herz ſo wenig ändern wie ſeine äußere Geſtalt, kann nicht vom Rieſen zum Zwerge einſchrumpfen."

Hellmuth hatte dies Alles mit jener leidenſchaftlichen Zärtlichkeit heraus gebrauſt, durch welche er ſeine Frau entwaffnete, denn Vorwürfe konnte ſie ihm dann nicht machen und für vernünftige Vorſtellungen war er in dieſem Punkt unzugänglich. Von der kleinen Suſanna war natürlich nicht mehr die Rede.

Ein anderer Todesfall, der die ganze Familie ſchmerzlich berührte, war der des Baron Althauſen. Die Nachricht traf ein, als Emerenz den Brief ſchrieb, durch welchen ſie ſich und ihren Mann in Walldorf anmeldete. Jetzt war allgemeiner Aufbruch zur Beiſetzung, und die Tage von Deggenrain gingen für Emerenz zu Ende wie das Leben — vor einem Sarge.

Die Baronin Althauſen war in tiefſter Traurigkeit. Nach fünfzig Jahren einer Ehe, in welcher Mann und Frau gleichſam mit einander verwachſen, in einander verſchmolzen waren, kam ihr die Trennung ganz widernatürlich vor. Sie ſagte in Thränen:

„Gott muß mein Herz ſtill machen. Es möchte beſtändig aufſchreien vor Weh."

„Schau, Emerenz, das iſt Liebe," ſagte Hellmuth

„Ja . . . sie war gegründet auf unbedingtes gegenseitiges Vertrauen," erwiederte Emerenz.

Daß diese so wie jede zufriedene Ehe eine übernatürliche Grundlage habe in der Pflichterfüllung, die auf Gottesfurcht beruht und aus ihr Kraft und Segen schöpft, konnte Emerenz nicht sagen, denn sie wußte es nicht. Sie wähnte, es ließe sich mit natürlich guten Gaben, guten Eigenschaften, gutem Willen, das schwierigste Verhältniß andauernd glücklich gestalten, das unter Menschen besteht: die Ehe.

Das Grauen, das Emerenz früher vor ihrer armen Mutter gehabt, hatte sich verloren; nicht nur durch die Wirkung der Zeit, sondern auch weil sie inzwischen das Leiden besser — weil aus Erfahrung — kennen lernte. Wer nicht gelitten hat, versteht nichts, denn auf Leiden ist das Leben gegründet und die ganze Entwickelung des Menschen beruht auf der Weise, wie er das Leiden bald duldend, bald handelnd erträgt. Das Verständniß des Leidens war für Emerenz aufgegangen; freilich nur dämmernd, wie ein blasser Stern im rosigen Morgenhimmel. Sie fürchtete sich nicht mehr, ihre arme Mutter zu sehen, und sprach in Walldorf ihren Entschluß aus nach Hainau zu gehen und Graziane und Robert verlangten sie zu begleiten; auch ihr Mann, obschon er es anfangs um so weniger gut hieß, als Veldegg diesen Besuch nicht billigte, der den Kindern nur schmerzliche Eindrücke bereiten, an der Mutter spurlos vorüber

gehen werde, da sie die Anwesenheit ihrer Kinder nicht ahnen durfte. Ihre Menschenscheu hatte dermaßen sich gesteigert, daß sie in der letzten Zeit auch die Baronin Althausen nicht mehr vor sich ließ. Emerenz blieb aber bei ihrem Entschluß. Man traf die nöthige Verabredung mit Hildegund's Wärterinnen und die Geschwister fuhren in Hellmuth's Begleitung nach Hainau.

Grabesstille im Hof, Grabesstille im Hause, Grabesstille im Garten. Hier lebte und waltete kein Geist.

„Wäre es nicht heller Tag, so könnte man sich vor Gespenstern fürchten," flüsterte Graziane beklommen.

Hildegund war im Garten, wo sie täglich viele Stunden zubrachte und so ließen sich ihre Kinder zuerst ihre Zimmer zeigen, die noch genau so waren, wie Emerenz sie vor Jahren fand.

„Die Frau Baronin duldet nicht die mindeste Veränderung," sagte die Krankenschwester; „wie es war, so muß es bleiben, sonst geräth sie in Aufregung und der Herr Doctor sagt, das müsse verhütet werden, denn es kann sie in Tobsucht stürzen."

„Entsetzlich! furchtbar!" riefen die Geschwister und Hellmuth sagte erzürnt:

„Schweigen Sie, Schwester!"

Die gute Schwester sah ihn ganz erstaunt an. Für sie war die Tobsucht so gut eine Krankheit, wie die Wassersucht oder die Lungensucht.

„Da steht ja auch der Stickrahmen!“ rief Emerenz; „also setzt sie die Teppichstickerei fort!“

„Ja! doch der Fleiß nimmt ab. Sie setzt sich an den Rahmen, aber meistens ruhen die Hände.“

„Vielleicht läuft das Räderwerk ab, nachdem die Federkraft aus der Uhr geschwunden ist,“ sagte Robert.

„Sie können Recht haben, Herr Baron,“ versetzte die Schwester, „die Kräfte der Frau Baronin nehmen in jeder Richtung ab.“

Neben Hildegund's Schlafzimmer lag das der Schwestern. Dahin begab sich die betrübte Gesellschaft. Hinter den geschlossenen Vorhängen von dünnem Musselin konnte man ungesehen Hildegund genau beobachten. Diese Zimmer lagen im Erdgeschoß und vor den Fenstern war ein Blumengarten angelegt. Da stand Hildegund auf einen Rechen gestützt und starrte vor sich nieder. Sie trug wie früher ein graues Kleid und um den Kopf ein grauseidenes Band, welches ihr langes aufgelöstes über den Nacken herabfallendes Haar zusammenhielt, so daß es ihr weder durch den Wind, noch durch eine rasche Bewegung in's Gesicht fallen konnte. Dies Gesicht schien das Antlitz einer Sechszigjährigen zu sein, so welk, so schlaff waren die Züge. Ausdruck hatten sie nicht; eine gewisse erstarrte Verzerrung lag fest auf ihnen. Als sie sich nach geraumer Zeit zu besinnen schien, daß sie eine Arbeit zu besorgen habe, nahm sie den Rechen zur Hand, hackte die Wege zwischen den Blumen-

beeten, pflückte welke Blätter und entfärbte Blumen ab, warf sie in einen Korb und jätete mit einem Werkzeug das Unkraut aus. Dazwischen machte sie lange Pausen auf ihren Rechen sich stützend.

„Ist der Blick immer so leer?“ fragte Robert; „auch dann, wenn sie spricht?“

„Immer!“ sagte die Schwester.

„O ich bitte, gute Schwester, gehen Sie doch einmal zu ihr und sprechen Sie mit ihr, damit wir ihre Stimme hören,“ bat Graziane; „ich will das Fenster ganz vorsichtig ein klein wenig öffnen.“

„Nur um Himmelswillen kein Geräusch ... keinen Laut!“ erwiederte die Schwester, ging hinaus und sagte freundlich:

„Aber wie fleißig sind Frau Baronin! Der ganze Korb ist ja voll Unkraut.“

Hildegund versuchte zu lächeln. Jedes menschliche Angesicht wird durch das Lächeln, wenn es mit Bewußtsein verbunden ist, verschönert, denn es spiegelt ein seelisches Leben ab, das durch Freude, Liebe, Wohlwollen, Dankbarkeit oder eine andere schöne Empfindung erhöht ist. Doch bei der armen Hildegund war es nur eine entstellende Muskelbewegung des Mundes. Es lächelten nicht einmal ihre Lippen — was die unterste Stufe des Lächelns ist — viel weniger ihr Auge; dieses blieb seelenlos und unruhig, wie das Auge eines

Vogels, und mit einer Stimme, die so stumpf wie der Blick war, sagte sie:

„Wenn das Unkraut nur nicht immer wieder wachsen wollte .... und die Blätter werden auch gar zu oft wieder gelb."

Graziane drückte leise das Fenster zu. Beide Schwestern schwammen in Thränen und Robert war leichenblaß. Hellmuth drang auf die Heimfahrt. — — —

Tags darauf erfolgte ein allgemeiner Aufbruch, der neben einem kaum geschlossenen Grabe doppelt traurig war. Hellmuth kehrte mit Emerenz in seine Garnison, Veldegg mit Graziane nach Deggenrain, Robert auf die Universität zurück. Clementine Sternfels wollte noch so lange bei der vereinsamten Mutter in Walldorf bleiben, als ihr kränklicher Gemahl ihr Urlaub gab. Von ihren sechs Kindern konnten nur die drei Söhne es möglich machen, zu den Exequien des Großvaters zu erscheinen. Die älteste Tochter lebte an der französischen Grenze, die zweite an der türkischen, die jüngste, kaum erwachsen, war bei dem Vater geblieben. So lösen die Lebenswege den Familienkreis äußerlich auf, und hält nicht Familiensinn und Anhänglichkeit an das Elternhaus ihn zusammen, so zerfällt er auch in den Herzen.

Mit sehr trüben und schmerzlichen Eindrücken betrat Emerenz wieder ihr stilles ernstes Haus. Die Veränderung in Deggenrain, der jammervolle Zustand der Mutter, der Tod des Onkels — Alles preßte ihr Herz

zusammen. Wie froh, wie leicht hatte es damals geschlagen, als sie zum ersten Mal diese Schwelle überschritt! wie war es dem Leben entgegen geflogen! ... Und was war denn seitdem verändert? ... Nichts! ... Nichts? ...

So sprach Emerenz mit sich selbst am Abend ihrer Ankunft, nachdem sie Alles wieder in die alte Ordnung gelegt, gestellt, gerückt hatte, wie das nach einer Abwesenheit zu geschehen pflegt. Sie saß im Fenster und blickte in den Garten, der ihr sehr eng vorkam, weil die spärliche Belaubung des Spätjahrs überall die umgebende Mauer wahrnehmen ließ.

Da flog die Thür auf, Hellmuth trat ein, setzte sich zu Emerenz, umschlang sie mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit und sagte:

„Jetzt endlich! endlich! endlich! nach sechs ewig langen Wochen, jetzt gehörst Du wieder mir ... mir allein."

Hellmuth war der alte ... und sie war es ja auch. Warum sagte sie denn in der Stille fragend, zweifelnd zu sich selbst: Ist dies Liebe? ... ist dies Glück?

Als Velldegg am Tage nach seiner Heimkehr Eugenia besuchte, fand er sie ungewöhnlich froh gestimmt.

„Während ich trübe Tage hatte, ist Ihnen etwas Angenehmes begegnet, nicht wahr?" sagte er theilnehmend; „ich kenne Sie zu genau, um das nicht zu bemerken und mich darüber zu freuen."

„Ja, mein treuer Freund," versetzte Eugenia, „es scheint, als wolle sich die schwarze Wolke lichten, die schon so lange mein Leben verdüstert hat."

„Kommt Ignaz zur Besinnung?"

„Ich wage einer gegründeten Hoffnung Raum zu geben, denn zum ersten Mal spricht er sich mit Entschiedenheit für eine Heirath aus, als für das Mittel, auf immer mit einer Lebensweise zu brechen, die er mehr und mehr verabscheue und von der er sich lossagen wolle. Um mir zu beweisen, wie ernst er es mit diesem Bruch meine, wolle er den ganzen Winter bei mir zubringen. Ich möge ihm schreiben, wann ich den Aufenthalt in Grafenthurm mit dem in der Stadt vertausche: dann wolle er gleich kommen. Sie können sich vorstellen, wie diese Aussicht mich beglückt, und ich will Grafenthurm Mitte November verlassen."

„Schon so früh!" rief Veldegg.

„Ich denke, Sie folgen mir bald in die Stadt. Träumte es mir oder haben Sie es einmal flüchtig geäußert: Nachdem Robert, Ihr wilder Jäger fort sei, wollten Sie keine großen Jagden mehr geben."

„Ich habe es nicht geäußert und Sie haben es nicht geträumt. Aber Sie ahnen das, was ich denke, wie das zuweilen der Fall ist zwischen Personen, die in langer Intimität lebten. Ich gehe ganz gern hin und wieder auf die Jagd, doch für mich allein habe ich keine Freude an einer großen Jagdgesellschaft. Zu

einer ſolchen gehört es weſentlich, daß man muntere junge Leute im Hauſe habe."

„Deſto beſſer! es ſteht alſo Ihrer frühen Ueberſiedelung in die Stadt nichts im Wege — und möge dort der Wirrwarr der Geſellſchaft noch ſo groß ſein, wir bleiben unſerer Gewohnheit treu und finden täglich eine ruhige Stunde, die uns Beiden, nicht wahr? mehr und mehr zum Bedürfniß wird. In der Jugend lebt man in der Phantaſie und findet es charmant, Freunde auf der andern Hemiſphäre zu haben. Je älter und verſtändiger man wird, ſchließt man mit derartigen Schwärmereien ab, und man fühlt ſich glücklich, möglichſt wenig von ſeinen Freunden getrennt zu ſein."

Da Veldegg dies Gefühl theilte, ſo war nicht nur Grafenthurm, ſondern auch Deggenrain Mitte November verödet. Clementine Sternfels, in tiefer Trauer um ihren Vater, blieb den ganzen Winter auf dem Lande. Ob Gräfin Dorn kommen werde, war ganz ungewiß wegen Geſundheitsrückſichten; ſo machte es ſich ganz einfach, daß Veldegg Eugenia bat, Graziane in der Geſellſchaft, ſo weit es nöthig ſei, unter ihre Obhut zu nehmen.

Viertes Kapitel.

„Wer war der dunkele Mann, der am Schluß unſeres Conzerts kam und meinem Flügel gegenüber, auf eine Conſole geſtützt, ſtehen blieb?“ fragte Emerenz, als ſie mit ihrem Mann aus einer Abendgeſellſchaft nach Hauſe fuhr.

„Wenn Du nicht mit einer lebendigen chineſiſchen Mauer umgeben geweſen wäreſt, ſo hätte ich ihn Dir vorgeſtellt,“ ſagte Hellmuth.

„Ja . . . aber wer iſt er?“

„Er war ſchon heute Nachmittag bei mir und ich wollte ihn zu Dir führen . . . doch Du warſt ausgegangen.“

„Ja, lieber Hellmuth . . . aber ich bitte, wer iſt es?“

„Andreas.“

„Richtig!“ rief Emerenz.

„Richtig? . . . wie ſo . . . weshalb . . . warum . . . in welcher Beziehung richtig.“

„Er kam mir bekannt vor, ſo gewiß verſchwommen . . . ich wußte ihn nicht unterzubringen. Jetzt fällt mir Alles ein.“

„Was fällt Dir ein?“

„Wo ich ihn sah. Im Sommer waren es drei Jahre ... bei der Tante Dorn. Es war sehr komisch.“

Der Wagen hielt. Emerenz wollte sogleich zu Gräfin Tengenberg hinauf gehen, die erst am Abend vom Lande gekommen war; doch Hellmuth hielt sie fest und sagte:

„Halt! erzähle mir zuvor Dein Zusammentreffen mit Andreas.“

Emerenz mußte sich ganz gemüthlich zurecht setzen und so ausführlich erzählen, wie Hellmuth es verlangte.

„Die Tante Dorn hatte mich von Papa auf einige Tage erbeten. Ihre Enkelinnen, die Zwillinge Rosalie und Rosemund, genannt die Dornröschen, waren aus der Erziehungsanstalt entlassen, in welcher sie nach dem Tode der Eltern, die an der Cholera starben, sechs volle Jahre zugebracht hatten. Die Großmutter hatte sie alljährlich besucht; herausgekommen waren sie nie. Jetzt war ihnen Alles so neu, so fremd, und das machte sie so menschenscheu und unbeholfen, daß die arme Tante Dorn mich zu Hülfe rief, um ihren Enkelinnen ein gutes Beispiel zu geben. Zum Namenstag der Tante, die Alfonsine heißt, brachte Miß Mac Allan mich hin. Ich fand die Dornröschen so, daß ich sie lieber Gänseblümchen genannt hätte. Sie wurden dunkelroth, wenn man sie anredete; sie stießen einander mit den Ellbogen an, und wenn ein junger Mann ihnen auf zehn Schritte

sich näherte, so hätten sie gern die Flucht ergriffen und flüsterten ängstlich: Was soll ich sagen? was soll ich thun? — Nur wenn man in den Garten ging, wurden sie belebt, und wie wilde Füllen stürzten sie sich in's Freie. Graf Tengenberg kam erst nach dem Namenstag; er hatte Geschäfte mit der Tante und blieb zwei Tage. Er bekümmerte sich wenig um uns. Er kam uns sehr ernst vor. Rosemund sagte einmal ganz beruhigt:

„Gott sei Dank! Graf Tengenberg ist so alt, daß er gewiß nicht an heirathen denkt."

„Denkst Du denn bei jedem Mann unter dreißig Jahren an's Heirathen?" fragte ich neckend. Sie wurde purpurroth — es war höchst komisch. Einige Monate später hast Du sie beide in der Jagdgesellschaft zu Deggenrain gesehen, wo sie aber wie unser eins waren. Jetzt ist Rosemund Braut und es heißt, Rosalie werde ihrem Beispiel folgen."

„Also das war Deine Begegnung mit Andreas," sagte Hellmuth beruhigt; „jetzt geh' zur Tante hinauf . . . ich folge Dir."

Emerenz begab sich zu Gräfin Tengenberg und ließ sich alle Umstände vom Tode des Schwiegersohnes und was darauf folgte, genau erzählen.

Graf Andreas war von seinem sterbenden Schwager zum Vormund der ganz verwaisten Kinder bestimmt worden. Eine mühsame Aufgabe, da sich zwei unbän-

dige Knaben unter ihnen befanden und die Vermögensverhältnisse weder glänzend noch gehörig geordnet waren. Gräfin Tengenberg beschwor ihren Sohn, die diplomatische Laufbahn zu verlassen, die in der Jetztzeit so unerfreulich wie möglich, allen Variationen revolutionärer Bewegung, allen Launen wechselnder Ministerien preisgegeben sei. Eine ernste Pflicht werde ihm von der göttlichen Vorsehung so nahe gelegt, daß es ihr bedenklich scheine sie nicht zu übernehmen. Er finde in der Heimat einen größeren und segensreicheren Wirkungskreis als in Spanien, wo Königin Isabella verjagt und Alles in Aufruhr oder in Aufregung sei. — Nach ernster Erwägung faßte Andreas den Entschluß, den die Pflicht zu fordern schien, er verlangte seinen Abschied, nahm einstweilen Urlaub und ging in die Heimat, wo er als ein rettender Engel empfangen wurde.

Die pecuniären Angelegenheiten zu ordnen, lag ihm nicht so am Herzen, als seine beiden Neffen, Knaben von vierzehn und fünfzehn Jahren, in Zucht zu halten. Sie waren ihrem schwachen Vater über den Kopf gewachsen, waren aus zwei Instituten entlaufen, in welche er sie gebracht hatte, und erklärten feierlich, sie würden nie die Schwelle eines dritten betreten. Auch dem Onkel. Eben so entschieden erklärte aber auch ihre Tante, sie wolle gern dem Hause und der Erziehung ihrer fünf Nichten vorstehen; es übersteige

aber ihre Kräfte, die Verantwortung für die unbotmäßigen Knaben zu übernehmen, die jetzt freilich einen vortrefflichen Präceptor hätten und sich brav hielten.

Graf Andreas brachte die Sache zur allgemeinen Zufriedenheit zu Ende. Er ließ sich im Tengenberg'schen Hause nieder und nahm seine Neffen mit deren Präceptor zu sich. Dort war er in der Mitte zwischen Obertengenberg und der Besitzung seines verstorbenen Schwagers, während seine Mutter als Hausfrau sorgte und waltete.

„Diese Wendung der Dinge ist für mich ein so unerwartetes glückliches Ereigniß," sagte sie schließlich zu Emerenz, „daß ich mich kaum über den Tod des armen guten Constantin betrüben kann. Hast Du nicht bei Ida Versen die Bekanntschaft meines guten Andreas gemacht? Ich schickte ihn hin, damit er nicht den unbehaglichen Abend der Ankunft, wo noch nichts in gehöriger Ordnung ist, bei mir zubringe."

„Ich sah ihn nur von ferne, liebe Tante," erwiederte Emerenz, „denn ich wollte gern diesen ersten Abend bei Dir zubringen, um ihn Dir etwas gemüthlich zu machen."

„Du liebes Herz!" sagte die Gräfin und setzte hinzu, als der Diener die Thür öffnete: „Da ist er ja!"

„Ein alter Bekannter . . . wenn auch vergessen — nicht wahr?" sagte Andreas und bot Emerenz die Hand.

„Nicht vergessen, nur dem Gedächtniß entrückt," entgegnete sie freundlich.

„Das ist ungefähr dasselbe! hat aber nichts zu sagen — wir werden schon bekannt werden," sagte er lächelnd.

Emerenz blickte erstaunt zu ihm auf. Sein ernstes, dunkles, etwas leidenvolles Auge nahm durch dies Lächeln einen ganz überraschenden Ausdruck von Wohlwollen an und sie fragte sich heimlich, ob er vor einigen Jahren denselben edelgeformten Kopf, dieselbe gedankenvolle Stirn, dieselben schönen Züge gehabt habe. Er muß damals ganz anders ausgesehen haben — sprach sie zu sich selbst. Aber Emerenz irrte sich. Andreas sah jetzt aus wie damals; sie sah ihn mit anderen Augen an. Doch sie wagte nicht ihre Ueberraschung ihrem Mann später auszusprechen; es hätte einen heftigen Auftritt von seiner Seite veranlaßt und sie war derselben herzlich müde. Um Ruhe zu haben, mußte sie die einfachsten Bemerkungen und Aeußerungen zurückhalten. Dadurch kam etwas Gezwungenes in ihr offenes Wesen, und weil das ganz und gar gegen ihre Eigenthümlichkeit war, fühlte sie sich bedrückt und beengt. Bald suchte sie diesen Druck abzuschütteln, nahm keine Rücksicht auf Hellmuth's Verkehrtheit, war froh und munter bei jeder Unterhaltung; bald versank sie in Schmerz über die furchtbare Dissonanz in ihrem ehelichen Leben, das sie voll harmonischer Seligkeit geträumt hatte.

In Hellmuth's Augen war die ganze Welt, Sonne, Mond und Sterne, Nebenbuhlerin seiner Liebe; denn Emerenz sah sie an. Gleichfalls war es die ganze Gesellschaft, Männer und Frauen, Junge und Alte, denn sie sahen Emerenz an. Als seine gefährlichsten Rivalen betrachtete er Gräfin Versen und Harald Sternfels, denn sie war eine spezielle Freundin und er war ein Vetter seiner Frau. Beide waren überdies sehr musikalisch und bestärkten Emerenz mehr und mehr in der Ausübung ihres musikalischen Talents.

Etwas so Unausstehliches, wie die Mittwochabende bei Gräfin Versen, sucht man vergebens auf dem ganzen Erdball!" sagte er an einem Mittwochmorgen zu Emerenz.

„Man ist hier anderer Ansicht, lieber Hellmuth. Es wird keine besondere Einladung zu diesen Abenden gemacht und dennoch sind die beiden großen Salons voll Menschen."

„Ja . . . weil es Ton ist."

„Nein, das ist ein sehr guter Ton, sollte ich meinen, wenn die Gesellschaft Freude an schöner Musik hat."

„Auch ohne Musik kann man sich unterhalten."

„Man kann es — aber der Stoff geht aus. Da die meisten Menschen nur über äußere Dinge sprechen mögen — oder sprechen können — so ist die Musik ein

willkommenes Thema und zugleich ein unschuldiges — und das ist auch Etwas!“ —

„Laß doch die Leute reden was sie wollen, oder mit einer Cigarre zwischen den Lippen gar nicht reden! Dir sind diese Musikabende angenehm, weil Du am Flügel sitzest und bewundert wirst, nachdem Du zuvor mit Harald und Gräfin Versen das Concert eingeübt hast.“

„Das Letztere macht mir mehr Vergnügen als das Erstere, lieber Hellmuth, und der Gedanke ist Dir vielleicht tröstlich, daß der größte Theil der Bewunderung auf Ida Versen und Harald fällt, denn sie sind Meister in ihrem Fach . . . ich nicht. Was aber Deine gräuliche Idee mit der Cigarre betrifft, so ist Ida Versen nicht die Frau, die darauf eingeht. Sie sagte mir noch kürzlich: Du bist zu jung und nicht in den Verhältnissen, um einen Salon zu haben. Kommt aber einmal die Reihe an Dich, so erkaufe ihn nicht um den Preis der Cigarre. Wo diese florirt fehlt nichts, um den Salon in eine Tabagie zu verwandeln, als daß die Weinflasche auf den Tisch gestellt werde — und diese Sorte von Geselligkeit schickt sich nicht für wohlerzogene Frauen.“

„Nein . . . diese Insolenz! und das hast Du ruhig hingenommen?“

„Es ist meine Ansicht, Hellmuth.“

„Sei es Deine Ansicht oder nicht! Es ist eine In-

solenz Dir Rathschläge zu geben, als ob Du einen Mann hättest, der nicht dazu befähigt wäre."

„Ein vernünftiger Mann wäre froh, wenn seine Frau von einer Ida Versen Rathschläge bekommen und annehmen würde. Du aber gehörst leider in eine andere Classe!" rief Emerenz übermannt von Ungeduld durch Hellmuth's quälende Thorheit.

Nun brach sein Zorn in den unsinnigsten, wüthendsten Vorwürfen aus, bis endlich Emerenz in Thränen sich in ihr Zimmer flüchtete. Dann eilte er ihr nach und bat:

„Habe Mitleid mit mir! ... Wenn ich Dich weniger liebte, würde ich anders sein. Es ist nur ein Uebermaß von Liebe, das Dich quält."

„O!" seufzte sie, „Marter spüre ich ... keine Liebe."

Gewöhnlich aber bat er nicht um Vergebung, sondern ließ die Sache fallen, nachdem er sich ausgetobt hatte; und Emerenz zog dies Verfahren vor, denn seine Liebesbetheuerungen machten ihr mehr und mehr einen peinlichen, ja abstoßenden Eindruck, denn sie sprach für sich: Von dieser Art Liebe fühle ich keine Spur in mir. Ich kann sie nicht erwiedern, also mag ich sie auch nicht einflößen ... aber o Himmel! was ist das für eine klägliche Ehe! ...

Mit den beiden Neffen des Grafen Andreas kam junges Leben in das ernste Tengenberg'sche Haus. Sie

waren glücklich, dem Institut entronnen und in der Familie geblieben zu sein, und versprachen aus Dankbarkeit dem Onkel Gehorsam und Fleiß. Er war überhäuft mit den complicirten Geschäften, welche die Vormundschaft mit sich brachte und nahm an der Geselligkeit einen höflichen, doch keinen eifrigen Antheil. Selbstverständlich blickten die Augen einiger Mütter und Töchter erwartungsvoll auf ihn, doch er beachtete es nicht. Die ersten Stunden der langen Winterabende brachte er regelmäßig bei seiner Mutter zu. Es waren die Stunden, in denen Emerenz es sich zur Pflicht gemacht hatte, täglich Gräfin Tengenberg zu besuchen. Da hatte sie häufig Veranlassung Graf Andreas aufrichtig zu bewundern. Denn die Gräfin war allerdings fromm und wohlwollend und stand im Ruf der Frömmigkeit und der Güte. Man sagte es ihr oft, und obschon sie es sich nicht eingestand, glaubte sie es doch ein wenig in der Stille ihres Herzens. Die Meinung, die sie von sich hatte, kam dadurch an den Tag, daß sie sehr gern und sehr häufig Rathschläge und Unterweisungen ertheilte und zuweilen hinzusetzte: sie thue es aus reinem Wohlwollen, aus herzlicher Theilnahme. Emerenz hatte immer die Rathschläge der Tante dankbar angenommen und sie praktisch gefunden, denn sie betrafen das Hauswesen und gesellschaftliche Verhältnisse; wenn aber Gräfin Tengenberg nicht müde wurde, ihrem Sohn Unterweisungen zu geben, wie die Knabe-

zu erziehen wären und wie der Hofmeister zu behandeln sei und wie man hier eine Rücksicht zu nehmen habe, dort auf seiner Hut sein müsse, so konnte Emerenz nicht anders, als die Tante langweilig und beschränkt — Graf Andreas aber bewundernswerth finden durch die liebenswürdige Gelassenheit, mit welcher er die breiten Auseinandersetzungen hinnahm. Dann nahm sie sich vor, ihren Mann mit einer ähnlichen Gelassenheit zu ertragen — es gelang ihr aber nicht. Freilich war dessen Quälerei auch ganz anders unerträglich.

Jetzt untersagte er streng den Besuch bei der Tante zwischen fünf und sieben Uhr.

„Aber diese Stunden sind ihr angenehm," versetzte Emerenz, „und mir auch. Später fehlt es ihr nicht an Besuch, und wir fahren in's Theater. Früher habe ich meine Beschäftigungen."

„Die Tante hat Deinen täglichen Besuch überhaupt nicht mehr nöthig. Als sie ganz allein lebte, mochtest Du diese Rücksicht für sie haben, die nunmehr wegfällt," sagte Hellmuth; „und das wird sie sehr gut begreifen."

Gräfin Tengenberg begriff es aber durchaus nicht und sah eine Vernachlässigung darin.

„Die alten Tanten müssen hinter den jungen Freundinnen zurückstehen; das ist der Welt Lauf," sagte sie ganz spitz zu Emerenz, als diese an drei Abenden nicht gekommen war und jetzt am Vormittag erschien.

„Das nicht, liebe Tante," entgegnete Emerenz unbefangen; „Hellmuth meinte nur, daß Du vielleicht lieber allein sein möchtest mit Graf Andreas."

„Das ist wieder ein verdrehter Hellmuth'scher Einfall, bestes Kind! Wäre Andreas auf vierzehn Tage hier — dann hätte es einen Sinn, das Beisammensein von Mutter und Sohn nicht zu stören. Unter den gegenwärtigen Umständen ist diese Furcht ein Unsinn. Sei so vernünftig keine Rücksicht auf seine Laune zu nehmen und in den ersten Abendstunden ganz wie sonst zu kommen. Geschieht das nicht, so komme ich mit Andreas zu Dir."

Selbstverständlich verfiel Hellmuth in den äußersten Zorn, als ihm Emerenz die Worte der Tante hinterbrachte.

„Thue was Du willst!" rief er schließlich ganz außer sich; „ich zähle ja doch nur für Null in Deinem Leben."

„Wäre das der Fall, so würde ich mich nicht namenlos unglücklich fühlen, sondern meinen Weg gehen," erwiederte sie empört.

„Nun, das freut mich, daß Du Dich unglücklich fühlst . . . dann stehen wir endlich auf derselben Stufe . . . und können wir nicht mit einander glücklich sein, so ist es in der Ordnung, daß wir zusammen elend sind."

„Nein!" rief Emerenz und ihre ganze Energie

bäumte ſich gegen dieſen Gedanken auf; „nein, ich will nicht elend ſein . . . will nicht in dieſer kläglichen Weiſe ein ganzes Leben hinbringen. Ich ſage ſo: Kann ich nicht durch Dich und mit Dir glücklich ſein — nun, ſo ſei es ohne Dich. Ich thue nichts Böſes und auf dieſem Wege will ich bleiben . . . aber in's Elend hineinquälen laſſe ich mich nicht! Vielleicht gelingt es mir endlich, Dich zu überzeugen, daß Du ein Thor biſt . . . ein raſender Thor."

Ihr Auge warf Stralen, ihre Wange glühte; ſie war ſo ſchön, daß Hellmuth ſchwankend zwiſchen ſeiner Befriedigung im Beſitz dieſes herrlichen Geſchöpfes zu ſein und zwiſchen ſeiner traurigen Leidenſchaft, aus ganzem Herzen und zum tauſendſten Mal ſeufzte:

„Du haſt Recht . . . ich bin ein Thor . . . aber ich liebe Dich nun einmal ſo!" — —

Seit dieſer Zeit ging Emerenz wieder zur altgewohnten Stunde zu Gräfin Tengenberg, nur nicht täglich; hingegen war es eine Neuerung, daß dann die Gräfin zu Emerenz kam, häufig in Begleitung ihres Sohnes. Hellmuth konnte dies unmöglich ändern, ja er mußte als wohlerzogener Mann ſeinen Unmuth vor der Tante verbergen. Mit Andreas unter demſelben Dach zu leben blieb aber ein ſcharfer Dorn, der fort und fort ſein Herz verwundete, und bald kam er dahin, Harald's auf Muſik gegründeten Verkehr mit Emerenz minder gefährlich zu finden, als die ernſten

Gespräche des Grafen Andreas. Gefährlich fand Emerenz sie gar nicht, diese Gespräche, nur sehr angenehm, wahrhaft unterhaltend. Sie hatte in dieser Beziehung gedarbt, denn Hellmuth hatte weder einen gebildeten Geist, noch trug er Verlangen nach Bildung. Im ersten Rausch ihres Eheglücks beachtete Emerenz nicht sonderlich diesen Mangel; doch mit der Ernüchterung trat allmälig die Erkenntniß ein, daß Hellmuth nicht Recht habe zu behaupten, der schlichte Menschenverstand reiche aus, um alle geistigen Lücken zu decken. Sie war ebenso bildungsfähig als bildungsbedürftig. Sie wollte Urtheile, Ansichten, Meinungen über Welt und Leben, über Menschen und Dinge vernehmen, um sie mit den ihren zu vergleichen oder sich nach ihnen zu bilden; denn sie war sich bewußt, wie eng ihr Horizont, wie gering ihre Erfahrung sei. Diesem Bedürfniß kam Andreas ungesucht entgegen. Er hatte so viel gesehen, gehört, gedacht, gelesen — er hatte so viel durchlebt, daß Emerenz, mochte sie fragen was sie wollte, immer. Antwort oder Auskunft erhielt. Ihm that die Wahrnehmung wohl, daß Emerenz nicht das oberflächliche Wesen sei, für das er sie, nach der Wahl ihres Gatten, gehalten habe, und daß es hingegen keine Täuschung blinder Leidenschaft, keine aufwallende Bezauberung war, als er einst aus ihrer Art und ihrem ganzen Sein den Schluß zog, reiche Keime der herrlichsten Entfaltung fähig, und die schönsten Anlagen, die n'

gereift zu werden brauchten, ruhten in ihr. Ob es jetzt mit ihr dahin kommen werde, als Hellmuth's Gattin in einer Ehe, welche sie, wie tausend Andere es thun, im jugendlichen Feuer eines aufbrausenden Liebebedürfnisses geschlossen hatte; das war freilich um so mehr die Frage, als das eigentliche, wahre, principielle Bildungsmittel ihr gänzlich abhanden gekommen war. Dadurch stand es für sie wie Tausend gegen Eins; die Stunde gewaltiger Leidenschaft werde ihr schlagen — und wo war dann ihr Halt? — — —

Hellmuth geleitete sehr höflich Gräfin Tengenberg bis zur Treppe ihres Stockwerks, wo sie den Arm des Grafen Andreas nahm — kehrte dann rasch in den Salon zurück und sagte:

„Nein, dieser Andreas! hat er nicht zwei Stunden geredet, wie ein Professor der Theologie! und Ihr hört ihm zu als predige er das Evangelium."

„Vielleicht thut er es," versetzte Emerenz nachdenkend.

„O ich bitte . . . nur keinen religiösen Humbug! Eile Dich, Emerenz! der Wagen fährt gleich vor. Bei Offenbach's deliziöser Musik muß ich mich von der Langweil dieser Stunden erholen und auffrischen."

„Wie kannst Du diese gemeine, rohe Musik deliziös nennen! Sie ist ein brutaler Ohrenkitzel . . . und ich habe gar nicht Lust, sie heute zu hören."

„Willst Du etwa ein Trio mit Harald und Gräfin Versen einüben?“

„O nein . . . ich möchte zu Hause bleiben.“

„Ganz allein?“

„Ganz allein.“

„Aber weshalb . . . warum . . . was soll das bedeuten?“

„Ich möchte mir Alles, was Graf Andreas gesagt hat, in's Gedächtniß rufen und niederschreiben.“

„Emerenz!“ sagte Hellmuth im drohenden Ton; nahm sich aber zusammen und setzte hinzu: „Ich werde schellen, daß die Lisette Deinen Pelz bringe.“

„Nein Hellmuth, ich bitte, laß mich zu Hause . . . fahre heute allein in's Theater . . . ich kann das fade Zeug nicht hören, nachdem ich das hörte.“

„Aber was, was, was hörtest Du?“ fragte er mit funkelnden Augen und bebenden Lippen.

Emerenz setzte sich in einen Lehnstuhl, stützte den Arm auf, legte die Stirn in die Hand, und ohne Hellmuth's Zorn zu beachten, sprach sie wie für sich:

„Die Furcht Gottes ist die einzig sichere Grundlage der Erziehung — aus der heiligen Furcht Denjenigen zu beleidigen, der uns erschaffen, uns erlöst hat, uns heilig und selig machen will, gehen die Tugenden hervor, die uns in den Kämpfen des Lebens die nothwendigsten sind: Wachsamkeit, Selbstbeherrschung, Opfersinn, Beharrlichkeit. Sage ich zu einem Kinde: Du

mußt immer gut und edel handeln, immer großmüthig sein: so findet das Kind in dieser Lehre keine nachhaltige Kraft, sondern eine geheime Nahrung für den menschlichen Hochmuth. Kommt es in späteren Jahren am Scheideweg an, da wo es heißt: Willst Du Gott dienen oder Deinem Ich? — dann kommt entweder die markloſe Schwäche zu Tage, welche wimmert: Es iſt allzu ſchwer Gott zu dienen — oder die hochmüthige Selbſtüberhebung, welche ſpricht: Ich bin gut und edel, und Alles was ich thue oder unterlaſſe, iſt daher auch edel und gut. Beide werden zu Grunde gehen. Iſt aber Gottesfurcht dem Menſchen eingeprägt, ſo wird er auf jene furchtbare Frage, deren Beantwortung keinem Sterblichen erlaſſen wird, erwiedern: Dir, o Gott, will ich dienen, aber gib mir die Kraft, daß ich es könne."

Hellmuth war auf und nieder gegangen; jetzt blieb er ſtehen, ſtampfte mit dem Fuß und rief:

„Emerenz, ich frage jetzt: Was in aller Welt geht das Dich an!"

„Es geht mich ſehr nahe an, beſter Hellmuth; denn ich bin ohne Gottesfurcht erzogen."

„Das iſt jetzt ganz gleichgültig! . . . So wie Du biſt — genau ſo liebe ich Dich. Jetzt nimm Deinen Mantel. Der Wagen iſt längſt vorgefahren."

Sie folgte ihm in's Theater; aber ſie hörte nichts, ſie ſah nichts; ihr Geiſt war in andere Dinge ver-

senkt, ihre Gedanken gingen andere Wege. So wie heute Andreas — das gestand sie sich ein — hatte früher Miß Mac Allan, hatte der Pfarrer von Deggenrain gesprochen; wenn es sich gerade so machte. Weshalb war das an ihr vorüber geglitten? hatte das Gegengewicht ihres Vaters die Wirkung aufgehoben? war sie zu unreif, zu oberflächlich gewesen, um einen starken Eindruck zu empfangen? — Und weshalb hatte ihr guter, kluger, zärtlicher Vater die Erziehung seiner Kinder nicht auf jene Grundlage gebaut, welche ohne Zweifel die wahre, die richtige war. Konnte ihm diese Erkenntniß fehlen? . . . Wie kam es denn, daß ihr urplötzlich die Einsicht kam. — — So saß sie da in sich versunken, sinnend, gedankenvoll. Sie wußte nicht, daß die Stunde der Gnade für sie geschlagen habe.

„Man wagt kaum Sie zu stören, gnädige Gräfin," sagte Prinz Arthur, als er in ihre Loge trat; „dermaßen hat die Bühne Ihre ganze Aufmerksamkeit gefesselt."

„Ja . . . es ist sehr interessant," entgegnete sie zerstreut.

„Ist's möglich! Sie finden dies Stück interessant?"

„Es ist interessant," sagte sie schnell sich fassend, „daß hier Hunderte von Menschen sitzen, die das Stück eben so langweilig finden wie Sie und wie ich, und die dennoch davor sitzen bleiben und wahrscheinlich ihren Gedanken nachhängen — was sie viel bequemer zu Hause hätten thun können. Führt die Langweil sie

her, oder die Gewohnheit, oder der Ton der Gesellschaft, oder Neugier, oder Schauluſt — oder was ſonſt?"

„Vergeſſen Sie nicht: ſehen und geſehen werden, gnädige Gräfin. Die kleinen Scenen in den Logen ſind zuweilen viel unterhaltender als das ganze Schauſpiel auf der Bühne."

„Die armen Schauſpieler!"

„Warum ſie bedauern? Sind ſie Künſtler, ſo genügt ihnen die Ausübung ihrer Kunſt; ſind ſie Handwerker, ſo iſt der Gehalt für ſie die Hauptſache. Uebrigens gibt es immer einige unverwüſtliche Theaterfreunde, die das Schauſpiel beſuchen um des Schauſpiels willen. Außerdem hat jeder Schauſpieler, wenn er nicht etwa unter aller Kritik iſt, ſeine Clique und ſeine Claque, und ſo kann ſich Ihr edles Herz beruhigen, meine gnädigſte Gräfin, über die kleine Vernachläſſigung der Schauſpieler. — Da tritt unſer nordiſcher Held in die Loge der Generalin."

„Wer iſt dieſer Held?" fragte Emerenz verwundert.

„Ihr Vetter, Graf Harald. Es iſt ſeine Liebhaberei, mehr oder minder verbindliche Spitznamen zu geben; da rächen wir uns und benutzen zu unſerer Rache ſeinen nordiſchen Namen. Jetzt wird er Sie gewahr, gnädige Gräfin. Ich mache dem Nordlandsrecken Platz."

Prinz Arthur verließ die Loge und Harald trat ein. So ging das fort. In beständiger Spielerei wirbelte die Zeit dahin und noch nie hatte Emerenz die Stunden im Theater so lang und so unerhört langweilig gefunden.

Am andern Morgen kam Gräfin Versen und fragte: „Nicht wahr, Du bist nicht ungeneigt, die Sonate von Bach für drei Pianos zu wiederholen? Graf Sternfels ist ganz dazu bereit."

„Ich auch . . . und mit Vergnügen," versetzte Emerenz; „aber wir müssen sie zuvor durchgehen."

Hellmuth war bei seiner Frau und er sagte verstimmt zu Gräfin Versen:

„Wie ist es möglich, an diese langweilige dürre Musik so viel Zeit und Mühe zu verschwenden."

„Sie sind kein Liebhaber der alten Musik, ich weiß es!" versetzte Gräfin Versen freundlich; „ich bin es aber und ich kann mich der Freude nicht erwehren, wenn Jemand meinen Geschmack theilt."

„Das ist gewiß selten, da in unseren Tagen Wagner und Offenbach floriren."

„Dieser Flor wird verblühen, bester Graf. Tumultuarische Tonmassen betäuben das Ohr; durch seelenloses Geklimper wird es einen Augenblick geschmeichelt. Befriedigt wird es weder durch dieses noch durch jene. Sie sind jetzt in der Mode und diese hängt mit der ganzen Richtung der Zeit eng zusammen — einer Zeit,

welche für die Kunst, d. h. für das Ideal ewiger Schönheit, in welcher Richtung es auch sei, kein Verständniß, keinen Sinn hat. Die Architektur beschäftigt sich mit riesigen Bahnhof- und Ausstellungsgebäuden; die Plastik mit Thonfabrikat; statt der Malerei besitzt man die Photographie. Diese Dinge können unmöglich den Kunstsinn bilden und den Geschmack veredeln. Ich weiß wohl, daß Leute, welche dieser Richtung, d. h. diesem Verfall der Künste huldigen, ihren Geschmack dadurch zu stützen und einzuführen suchen, daß sie ganz naiv sagen: wer ihn nicht theilt, versteht nichts von Kunst; — ich weiß auch, daß es Leute genug gibt, die ebenfalls höchst naiv solche Behauptung ohne Prüfung hinnehmen. Vielleicht gehören auch Sie, lieber Graf, zu diesen Leuten. Das Alles kann mich aber nicht bestimmen, das Princip aufzugeben, auf welchem die Kunst beruht — denn alle Künste sind im tiefsten Grunde zusammenhängend, sind die Kunst — und dies Princip ist die Versinnlichung von Idealen, von Urbildern, von göttlichen Ideen durch jenes Material und nach jenen Gesetzen, die jedem Kunstzweig eigenthümlich sind."

„Ich erlebte eine höchst unterhaltende Scene," sagte Emerenz; „als mein Vater hier war, besuchten wir die schönen alten Kirchen, welche der Ungeschmack der Neuzeit vielfach mit seinen Producten verunziert. Wir standen ganz bestürzt vor einem Fratzenbilde und fragten uns, was man durch diese Häßlichkeit bezwecke. Da

trat eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft herzu und eine Dame rief, auf das Bild deutend: „O wie gräulich!“ Da sprach ein Herr mit wichtiger Kunstkennermiene: „Es ist die christliche Auffassungsweise unserer Alten, die allerdings von der Schönheit des Heidenthums weit entfernt ist.“ — „Warum ist es aber gräulich?“ fragte die Dame. — „Es bedarf nicht der heidnischen Schönheit, wenn es fromm ist,“ lautete die Antwort. Ob die Dame noch weiter fragte, weiß ich nicht. Wir hatten genug, gingen unserer Wege und wunderten uns sehr, daß dieser Kunstkenner von „unseren Alten“ sprach, als von Künstlern, die nichts von Schönheit wußten, da schon ganz allein die Boisserée'sche Sammlung, die nur altdeutsche Bilder enthält, das Gegentheil bezeugt. Mein Vater besitzt die Sammlung in herrlicher Lithographie von Hanfstängl, und hundertmal haben wir diese edlen, ernsten, zarten und würdevollen Bilder bewundert. Vielleicht existirten zur Zeit der Völkerwanderung die „Alten“ dieses Kunstkenners.“

„Und dennoch hat er sein Auditorium!“ sagte lachend Gräfin Versen. „Genug, liebste Emerenz, wir nehmen unsern alten Bach wieder vor. Graf Andreas hat mich darum gebeten, weil er nur den letzten Satz gehört hat.“

„Graf Andreas!“ wiederholte Emerenz mit stillem Schreck.

„Auch ich war erstaunt,“ fuhr Gräfin Versen fort,

„da er aber sagte, er liebe Alles was ernst sei — und da ich sehr selten die Freude habe, durch eine Sonate von Bach Vergnügen zu bereiten, so gab ich schleunigst mein Jawort.“ — —

Kaum hatte Gräfin Versen sich entfernt, so brach Hellmuth's Empörung aus:

„Unerhört, diese Willfährigkeit ihm Freude zu machen! . . . Nie ist es ihr eingefallen mir ein Vergnügen zu machen . . . warum denn ihm! Und warum mußt Du dabei sein, Du, Emerenz!“

„Es macht sich so,“ erwiederte sie gelassen.

„Ha, ich sehe, Du bist entschlossen keine Rücksicht auf mich zu nehmen.“

„Auf Dich — immer; auf Deinen Wahnsin nicht, denn meine Nachgiebigkeit würde ihn steigern,“ entgegnete Emerenz und setzte sich an den Flügel.

So ging das fort. Die Geselligkeit war auch diesen Winter sehr belebt. Man tanzte, man musizirte, man ging in's Schauspiel, man empfing und erwiederte Besuche, man vergeudete die Zeit, als ob man über die Ewigkeit verfügen könne: und das Alles zusammen nannte man Unterhaltung, Vergnügen. Das that auch Emerenz; sie lebte ja im großen Wirbel der Gesellschaft. Zuweilen aber und gerade mitten im Tumult, regte sich in der Tiefe ihrer Seele eine namenlose unbestimmte Sehnsucht nach etwas Höherem — als ob sie Flügel habe und sie nicht zu brauchen verstehe; und

dann war es ihr ganz klar, daß eine Stunde des Gesprächs über ernste Dinge ihr lieber sei, als jede Weltfreude. Kam aber ein Ball oder ein Maskenscherz oder eine Schlittenfahrt an die Reihe, so war sie ganz dabei, die ernsten Gedanken zerstreuten sich und die Sehnsucht zog sich wie ein Frühlingsvogel, der zu früh den Lenz erwartet hat, schüchtern in das Nest des Herzens zurück.

Graf Andreas erkannte das Alles, und daß es nicht anders sein könne bei ihrer Jugend, ihrem unentwickelten inneren Leben, an der Seite ihres Mannes; und diese Hindernisse steigerten seine Theilnahme nur noch mehr.

„Ist das nicht ein Jammer mit der Emerenz!“ sagte Gräfin Tengenberg fast täglich zu ihrem Sohn; „ein so liebes Geschöpf . . . und ohne Religion! . . . Wie wird sie durch die böse Welt kommen, die ihr solche Huldigung darbringt. Prinz Arthur ist wie an sie verloren. Gestern sagte er mir: Welch' merkwürdiges Wesen ist Gräfin Emerenz! ihre Erscheinung macht mir den Eindruck, als ob das Morgenroth in die Welt hinein fliege.“

„Redensarten, Mama!“ gab Andreas mit einiger Ungeduld zur Antwort.

„Ja, für Dich, lieber Sohn! Eine bildschöne Frau von zweiundzwanzig Jahren könnte sie sehr leicht anders auffassen. Du mußt es als Deine Aufgabe betrachten, im entgegengesetzten Sinn auf sie zu wirken . . .

und Du kannst es, denn sie verehrt Dich; das leuchtet hervor."

„Nein, gute Mama, diese Aufgabe lehne ich ab! ich spreche unbefangen mit ihr und beantworte ihre Fragen so gut ich kann, denn ich sehe, daß sie Wahrheit verlangt. Bitte Gott, daß sie dadurch dem Glauben näher komme. Mich jedoch speciell damit beschäftigen sie in diese Richtung zu bringen — das unterlasse ich."

„Hilf Himmel! ein so gutes Werk unterlassen . . . und absichtlich!"

„Meinst Du, daß ich Gräfin Emerenz nicht bildschön, nicht fesselnd finde? . . . . dann bist Du im Irrthum."

Gräfin Tengenberg ließ den Zwicker, den sie zu ihrer Handarbeit brauchte, von der Nase fallen, starrte verblüfft ihren Sohn an und rief:

„Also Du bist auch in sie verliebt?"

„Nein Mama, allein ich könnte es werden."

„O, mein lieber Andreas! wie beglückt es mich zu vernehmen, daß Dein Herz noch einer lebhaften Neigung fähig ist. Auf Emerenz wirst Du diese Neigung nicht hinwenden . . . . davor bewahren Dich Deine Grundsätze, Deine Erfahrung. Du bist aber nicht ungeneigt mir eine Schwiegertochter zuzuführen."

„Nicht entfernt denke ich daran!" versetzte Andreas ernst.

Gleichwohl blieb Gräfin Tengenberg bei diesem ihr so wichtigen Thema, bis endlich Andreas etwas ermüdet sagte:

„Flößt mir ein weibliches Wesen die Zuversicht ein, daß ich in dieser Verbindung ein schönes, ein edles Glück finden werde — dann, nur dann, heirathe ich.“

Fünftes Kapitel.

Nicht blos für Gräfin Tengenberg war die Vermälung ihres Sohnes ein Anliegen von der äußersten Wichtigkeit, Baronin Erting faßte die Sache noch viel dringender auf.

Ignaz war gekommen mit dem Vorsatz, seinem bisherigen Leben gründlich zu entsagen und mit dem sehnlichen Wunsch sich zu verlieben, damit ihm jene Entsagung leichter werde; denn wenn auch die Lust ihn nicht mehr an jenes Leben fesselte, so fühlte er doch allzu klar, daß er die Fessel der Gewohnheit trage, und daß diese nur durch große Kraft zu brechen sei. Seiner Schwachheit sich bewußt, bedurfte und verlangte er Hülfe. Seine Mutter hatte ihn mit der größten Zärtlichkeit und Freude empfangen. Ignaz sah noch immer sehr gut aus, etwas schlaff, etwas kühl, aber die Züge waren fein, dunkles Haar und dunkle Augenbrauen hoben sie hervor, und der ihm eigenthümliche schwermüthige Ausdruck konnte ihn interessant erscheinen lassen. Seine Haltung, sein Anzug ließen nichts zu wünschen;

dazu sprach er alle Sprachen, die in der großen Welt gesprochen werden, geläufig und accentlos; genug, seine Mutter war von ihm entzückt und sagte:

„Ignaz! mit Deinen persönlichen Vorzügen und Deinem Vermögen wird es nur von Deinem Wunsch abhängen, jede Dir zusagende Heirath zu schließen. Unter den jungen Mädchen, die zum ersten Mal diesen Winter erscheinen, finde ich zwei ungemein reizend: die jüngste Tochter meiner Freundin Melanie und Graziane Veldegg; jene blond, diese schwarz, beide siebzehn Jahre alt und vortrefflich erzogen."

„Grazian eVeldegg hat mir keinen Eindruck gemacht, als ich sie zuletzt sah."

„Du wirst erstaunen, was ein Jahr aus ihr gemacht hat. Graziane sieht aus wie die Heldin einer spanischen Tragödie."

„Wahrscheinlich bist Du für diese Partie besonders eingenommen."

„Ich bin es, Ignaz, und ich würde es sein, wenn Graziane auch minder anziehend wäre. Ich freue mich auf Deine Ueberraschung."

Was Eugenia vorhersagte, traf ein. Ignaz sah Graziane zuerst auf einem Ball und erkannte sie kaum. Ungewöhnlich hoch und schlank gewachsen, mit glänzend schwarzem Haar und schwarzen orientalisch geschnittenen Augen, mit Zügen, die nicht regelmäßig, aber zart und anmuthig waren, mit einem weichen, marmorfarbenen

Colorit, schneeweiß gekleidet, mit einer einzigen Rose im Haar, stand sie unter den jugendlichen Schönheiten in erster Reihe. Ignaz war dermaßen überrascht, daß er mit ganz ungewöhnlicher Lebhaftigkeit auf sie zuging und fragte:

„Kennen Sie mich noch, gnädiges Fräulein?"

„Wie sollte ich nicht?" fragte sie sanft zurück.

„Verzeihen Sie die ungeschickte Frage. Sie haben sich so wunderbar verändert, daß mir schien, ich müßte Ihnen fremd geworden sein."

„Alte Bekannte bleiben einander nicht lange fremd," antwortete Graziane.

Ignaz, der sonst nie tanzte, bat Graziane um einen Tanz; — und dann tanzte er nicht mehr.

„Habe ich von Graziane zu viel gesagt?" fragte Eugenia nach dem Ball ihren Sohn.

„Es ist eine abgebrauchte Phrase, allein ich muß sie sagen: Zu wenig!" versetzte er.

„Nun, und die allerliebste Melanie?"

„Ja ja, Mama, ein hübsches Comtessechen, wie man sie zu Dutzenden sieht."

„Du bist ungerecht, Ignaz," sagte Eugenia mit Befriedigung.

„Und diese Ungerechtigkeit freut Dich, Mama! ... —. Graziane hat wunderbare Augen ... ihr Blick ist mehr ernst als freundlich, aber sanft wie Sammt und

das thut wohler als Freundlichkeit .... denn es ist nicht so alltäglich."

Baronin Erting war überglücklich. Sie wußte es einzurichten, daß Ignaz täglich Graziane sah, und täglich sagte sie zu Feodora in allen möglichen Variationen:

„Bemerkst Du, von welcher innigen Neigung für Graziane Ignaz erfüllt ist? Er kann nicht leben, wenn er sie nicht jeden Tag sieht. Ob sie diese Neigung erwiedert, weiß ich nicht .... es sollte mich wundern, wenn sie gleichgültig bliebe. Ueberdies wäre es eine herrliche Aufgabe für Graziane und zugleich sehr wohlthuend für das weibliche Selbstgefühl, einen jungen Mann dauernd zu fesseln, welcher dermaßen durch Frauen in der großen Welt verwöhnt wurde, daß er bezüglich weiblicher Schönheit und Anmuth etwas blasirt ist und nicht leicht in diesem Punkt einem Einfluß Raum gibt."

Sie sagte das Alles absichtlich und verrechnete sich durchaus nicht. Feodora unterhielt Graziane angelegentlichst von der Leidenschaft, welche Ignaz empfinde, die ihn einerseits beselige, doch anderseits sein Herz beklemme, weil er keinen Grund habe auf Erwiederung seiner Gefühle zu hoffen.

Graziane schwieg dazu; gleichwohl verrieth die Art wie sie auf diese Mittheilungen lauschte, daß sie sehr süß dadurch berührt wurde — und eben weil sie schwieg, sammelten und senkten sich in der Stille ihre Empfindungen, durchwebt mit den Gebilden der Phantasie, in

ihre Seele. Da sie immer ernst und schweigsam gewesen war, fiel ein Grad mehr oder weniger durchaus nicht auf.

Eugenia mochte ihn bemerken; da Graziane gegen sie noch viel anschmiegender als früher sich benahm, so deutete sie dies Alles in der richtigen Weise und rechnete mit Gewißheit auf die Erfüllung eines heißen Wunsches.

Veldegg ahnte nicht, was in diesen Herzen vorging; theils beschäftigten ihn wichtige Fragen in den Kammern mehr denn je; theils fiel es ihm nicht im Traum ein, daß Graziane bei ihrem ersten Auftreten in der großen Welt ihr Herz verschenken und ihren ersten Carneval mit einer Verlobung beschließen könne; theils war Ignaz der letzte, an welchen er in dieser Beziehung dachte. Er war zu sehr für Eugenia eingenommen, um nicht einigermaßen deren Verblendung über Ignaz zu theilen und dessen Verirrungen geringer, dessen gute Vorsätze höher anzuschlagen, als sie es verdienten; dennoch hätte er nie Ignaz als Gatten für Graziane gewünscht, da in dieser Heirath nichts glänzend gewesen wäre, als sein Vermögen — und eben darauf legte Veldegg nicht den höchsten Werth. Er sah zwar, daß Ignaz in zurückhaltender Weise Grazianen huldigte; doch das schien ihm ganz in der Ordnung, da Ignaz nicht der einzige Verehrer war — und so hatte er denn ne ungeheure Ueberraschung, als er eines Morgens

zur gewohnten Stunde Eugenia besuchte. Sie pflegte dann in ihrem Schreibcabinet allein zu sein. Sie war es auch jetzt und sie begrüßte ihn freudestralend mit den Worten:

„Bester Veldegg, ich bin unaussprechlich glücklich."

„Und worin besteht dies unaussprechliche Glück?" fragte er.

„Ignaz hat mir seine Liebe für Graziane gestanden und zugleich seine Hoffnung auf Erwiederung."

Veldegg war sprachlos. Als Eugenia ihn erwartungsvoll ansah, entgegnete er:

„Graziane ist ein Kind."

„Sie ist Ihr Kind," versetzte Eugenia lächelnd; „allein im achtzehnten Jahre ist ein so schönes ernstes Mädchen wie Graziane kein Kind mehr. Ich heirathete mit sechszehn Jahren."

„Ich kann mich nicht mit dem Gedanken befreunden, Graziane so jung in die Ehe treten zu lassen, und eine Verlobung die jahrelang währt, ist unausstehlich."

„Warum, lieber Veldegg? . . . Zwei junge Menschen hoffen und sind selig."

„Ein Paar Jahre bringen in jungen Menschen gewaltige Veränderungen hervor, indem sie Urtheil, Verständniß und Einsicht reifen. Eine Verlobung kann jubilirend geschlossen sein und nach drei Jahren beweint werden. Dann fehlt aber gewöhnlich der Muth sie aufzulösen und es gibt eine klägliche Ehe."

„Ach, lieber Veldegg! Enttäuschungen gehören zum Leben! Bei jedem Glücksfall muß man sie in den Kauf nehmen, und ich meine, wir müßten sehr froh sein, wenn unsere Kinder eine Zeit haben, in denen ihnen das Leben wonnevoll erscheint. Was Ignaz betrifft, so ist diese Neigung in diesem Augenblick von äußerster Wichtigkeit für seine ganze Zukunft .... ja, sie ist eine besonders günstige Fügung des Schicksals. Er kommt her, fest entschlossen mit dem frivolen Leben zu brechen, und um ihn in diesem Vorhaben zu bestärken, wird er von einer Leidenschaft ergriffen, die er noch nie empfunden hat. Ist das nicht eine wunderbare Fügung? ... muß nicht ein Mutterherz frohlocken? ... — Bester Veldegg, geben Sie wenigstens vor der Hand meinem armen Ignaz die Hoffnung, daß er einst zum Ziel gelangen könne — und wir Beide, Sohn und Mutter, wollen damit zufrieden und Ihnen ewig dankbar sein."

So sprach Eugenia immer inniger und immer lebhafter, Veldegg's Gefühle anregend. Es war ihm unmöglich ihr wehe zu thun durch entschiedene Ablehnung; nur blieb er dabei, er müsse sich zuerst von Grazianens Gesinnung überzeugen. Eugenia stimmte ihm bei — wie immer, wenn sie wollte daß Veldegg ihr beistimme.

Feodora war durch einen leichten Husten an das Haus gefesselt und ließ Graziane bitten sie zu besuchen. Graziane kam eiligst, und die Freundinnen besprachen

das große Ereigniß, daß Melanie verlobt sei und zwar mit einem bildschönen jungen Mann.

„Gewiß, er kann für schön gelten," sagte Graziane, „doch nach meinem Geschmack ist diese blonde Schönheit nicht, Indessen paßt sie ganz für Melanie."

„Für Dich würde Ignaz passen, nicht wahr? mit seinen schwermüthigen braunen Augen?" fragte neckend Feodora.

Graziane erglühte und sagte hastig:

„Noch weniger als die Schönheit des Fürsten Ladislas gefällt mir seine Jugend. Einundzwanzig Jahre! . . . das ist ungeheuer jung. Ich begreife nicht, wie Melanie vor einem so jungen Gatten einigen Respect haben kann."

„Wenn er achtundzwanzig Jahre zählte ginge es schon eher, nicht wahr?" fragte Feodora wie vorhin.

„Ja! . . . ich werde nie einen Mann heirathen, der so zu sagen aus der Kinderstube kommt."

„Sehr verständig, liebe Graziane," sagte im Eintreten Baronin Erting. „Der Mann soll die Frau leiten und berathen — dazu gehört Erfahrung, und diese kann man unmöglich in erster Jugend haben. Aber ich trenne für einen Augenblick die beiden Freundinnen . . . . ich bitte Graziane mich zu begleiten."

Sie verließen Feodora. Im Zimmer der Baronin zog diese Graziane zu sich auf den Sopha, umarmte sie zärtlich und fragte:

„Bestes Kind, hast Du eine Ahnung der Gefühle, die mein Sohn für Dich hegt?"

„Baron Erting hat sie mir nie ausgesprochen," versetzte Graziane ausweichend und leise.

„Er wagt es nicht, und das ist in der Ordnung. Er möchte aber wissen, wie Du gesinnt bist, bevor Schritte bei Deinem Vater geschehen. Ha, da kommt er!" setzte sie plötzlich hinzu, stand auf, ging rasch ihrem Sohn im Salon entgegen, und gleich darauf trat Ignaz ein — ohne seine Mutter. Nach etwa zehn Minuten glaubte Eugenia, daß man Zeit gehabt habe zur Verständigung — und dem war auch so. Denn bei ihrem Eintritt flog Graziane ihr in die Arme und Ignaz sagte:

„Sie liebt mich." — —

Als Veldegg zu Eugenia kam, sagte sie mit einem Anflug wirklicher oder erzwungener Verlegenheit:

„Bester Veldegg, ich will nicht zögern, Ihnen mitzutheilen, daß Ignaz mir anvertraute, er habe sichern Grund von Grazianens Zuneigung überzeugt zu sein. Darf ich ihm Muth machen, seine Bitte Ihnen aussprechen zu dürfen?"

Eine schwere Wolke lag auf Veldegg's Stirn und er sagte nach langer Pause mit großer Ueberwindung:

„Er ist mir kein willkommener Schwiegersohn."

„Als Grazianens Gatte wird er Sie mit seiner Vergangenheit versöhnen."

Veldegg ging einige Mal im Zimmer auf und

nieder, blieb dann vor Eugenia stehen, die gespannt zu ihm aufschaute und sagte mit tiefem Ernst:

„Wünschen Sie aufrichtig diese Heirath?"

„Von ganzem Herzen, denn das Herz meines Sohnes hängt an dieser Heirath, und der Wunsch ihn glücklich zu wissen gibt meinen Wünschen die Richtung. So war es immer. Ich habe vielleicht in den Mitteln gefehlt, um ihn glücklich zu machen — das geschieht leicht bei der Erziehung eines einzigen Kindes — doch in dem Fall, den wir jetzt besprechen, irre ich nicht und deshalb wünsche ich dessen Erfüllung über Alles."

„Wohlan! sagen Sie ihm, daß er morgen Vormittag zu mir komme."

Es war ein sehr ernstes Gespräch, das Veldegg mit Ignaz hatte.

„Du hast noch gar nichts gethan, um Deine Umkehr zu einem vernünftigen und geordneten Leben zu beglaubigen, und Du verlangst von mir den Beweis des höchsten Vertrauens, den ein Vater geben kann, welcher für das Glück seiner Tochter besorgt ist. Fühlst Du den ganzen Umfang des Begehrens, das Du an mich stellst?"

Ignaz beantwortete diese und ähnliche Aeußerungen so zerknirscht, demüthig und reuevoll, daß Veldegg's wohlwollendes Gemüth ergriffen wurde und daß er, eingedenk seiner Jugend, endlich sagte:

„Ich weiß, daß man sich bessern kann und daß eine

warme Zuneigung zu einer lieben Gattin und häusliches Glück in eine ganz andere Richtung bringen können; dennoch ist es bei einem Charakter wie der Deine, der in keiner Weise an Selbstverleugnung gewöhnt ist, ein Wagniß Dir Vertrauen zu schenken, ohne Dich durch die Zeit geprüft zu haben. Gebe ich also Deine Verbindung mit Graziane zu, so bleibt doch die Ehe in weite Ferne gerückt und die Verlobung ein Geheimniß."

Ignaz versicherte hoch und theuer, er sei mit jeder Anordnung Veldegg's zufrieden, wenn ihm nur Grazianens Besitz gesichert sei. Veldegg ließ sie rufen. Sie ahnte weshalb und erschien vor ihm um so verwirrter, als sie nicht auf Erting's Anwesenheit vorbereitet war. Mit einem etwas strengen Ton sagte Veldegg:

„Durch Deine Schwester bin ich an ein ganz anderes und kindlicheres Verfahren gewöhnt, als durch einen Dritten zu erfahren, daß Du trotz Deiner Jugend und ohne mich um meinen Rath zu fragen, über Deine Person und Deine Zukunft verfügtest. Kaum kann ich es glauben!.... Ist es wirklich so?"

Graziane brach in Thränen aus, fiel ihrem Vater zu Füßen und seufzte:

„Es ist so ... verzeih, o verzeih mir."

Ignaz kniete neben ihr nieder und bat gleichfalls so demüthig um Verzeihung, daß Veldegg besänftigt und gerührt seine Vergebung aussprach und seine Einwilligung gab. Grazianens Frohlocken war so groß, wie er es

nimmer von dem ernsten stillen Mädchen erwartet hätte. Er konnte sich nicht enthalten, in einem Gespräch mit Miß Mac Allan ihr den Vorwurf zu machen, sie habe es an Wachsamkeit über Graziane fehlen lassen. Doch Miß Mac Allan gab ruhig zur Antwort:

„Als nach der Vermälung von Gräfin Emerenz die Intimität zwischen Graziane und Fräulein von Bernbach begann, machte ich Ihnen die Bemerkung, daß mir diese Freundschaft nicht wünschenswerth für Graziane erscheine. Sie waren anderer Meinung und begünstigten auf jede Weise Grazianens Neigung, sich an Fräulein Feodora anzuschließen. Diese hat Grazianens Vertrauen in solchem Grade gewonnen, daß sie für mich ein Buch mit sieben Siegeln geworden ist; denn das ganze Herz wurde der Freundin zugewendet. Ich gestehe ganz einfach, daß ich von dieser Zuneigung für Baron Erting so wenig eine Ahnung hatte wie Sie, Herr Baron."

Was konnte er antworten? — Eugenia's und Grazianens Freude überwanden mehr und mehr seine Unzufriedenheit; obschon ein Paar präliminäre Anfragen gemacht wurden, die seiner Tochter ein glänzenderes Loos in Aussicht stellten. Die Sache war nun einmal für Ignaz entschieden und er suchte ihr die beste Seite abzugewinnen: Graziane blieb in Grafenthurm und in der Residenz, also in seiner nächsten Nähe — und Ignaz beständig unter seinen Augen. Von der Verlobung war nicht in der Welt — und von der Ver-

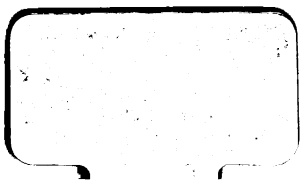
mälung nicht in der Familie die Rede. Emerenz erfuhr nichts. Veldegg wußte voraus, daß dieser Schwager ihr wenig willkommen sein würde; er verschob die Mittheilung.

Eines Tages war Ignaz verschwunden. Wo ist er? fragten Veldegg und Graziane unbefangen. Wo mag er sein? fragte sich Eugenia heimlich beklommen. Sie antwortete aber lächelnd auf die Frage:

„Ein kleines Geheimniß! . . . bald wird es sich enthüllen."

Es enthüllte sich aber nichts; als er nach acht Tagen wieder erschien und da Ignaz nichts sagte, fragte man ihn auch nicht. Als bald darauf ein Beamter in Grafenthurm entlassen wurde, fragte Veldegg Eugenia:

„Das hängt wohl zusammen mit dem Verschwinden Ihres Sohnes?"

Eugenia legte den Finger auf ihre Lippen.

571289